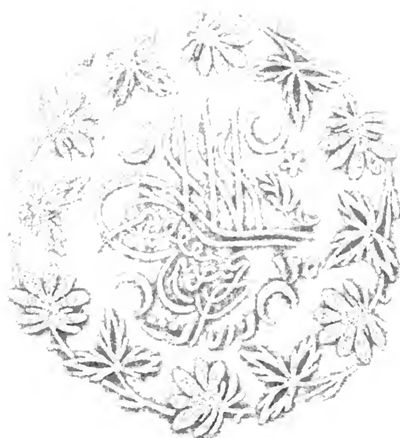
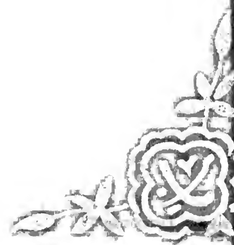
Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-grie... Orient

Heinrich Gelzer


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS







GEISTLICHES UND WELTLICHES

AUS DEM TÜRKISCH-GRIECHISCHEN ORIENT



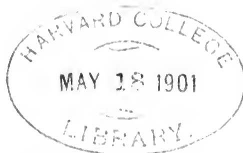
SELBSTERLEBTES
UND SELBSTGESEHENES VON
HEINRICH GELZER



MIT EINEM PORTRÄT IN LICHTDRUCK
SOWIE ZWÖLF ZEICHNUNGEN IM TEXT



1900
DRUCK UND VERLAG VON
B. G. TEUBNER IN LEIPZIG


HARVARD COLLEGE
MAY 18 1901
LIBRARY.

THEODOR NOELDEKE

IN DANKBARER VEREHRUNG

Inhaltsübersicht.

Bilder aus dem geistlichen Konstantinopel.

Seite.

Die Türken.

Seite.

Die unterworfenen Völker.

BILDER AUS DEM GEISTLICHEN KONSTANTINOPEL



I. DER ÖKUMENISCHE PATRIARCHAT.

I. EINLEITENDES.

Seit der Vollendung des nach der türkischen Reichshauptstadt führenden Schienenstranges hat sich ein von Jahr zu Jahr zunehmender Fremdenstrom nach dem Bosporus ergossen, unter dem die Deutschen nicht den kleinsten Teil bilden. Aja Sofia und der Atmeidan, das Museum des alten Serail, die Prachtmoscheen und Türbes der grofsen Eroberer und ihrer geringeren Nachfahren, die süfsen Wasser Europas und Asiens und die zahlreichen Schlösser und Paläste des Padischah sind bald der Mehrzahl der Gebildeten höchst geläufige Dinge; freilich in den vom heutigen Beherrscher aller Gläubigen bewohnten „Sternenpavillon“ (Jyldyz-kjöschk) kann ein gewöhnlicher Sterblicher nicht so leicht Zutritt erlangen. Noch verschlossener ist der weifshinschimmernde Palast am Meeresufer bei Beschiktasch; den Namen seines geheimnisvollen Bewohners spricht der Einheimische nur mit Zittern aus; denn überall lauern die Spione einer stets Verschwörung oder

Hochverrat witternden Polizei. Es ist Dolman-Bagtsche, die Residenz des unglücklichen Exkaisers Murad, der zwar offiziell als geisteskrank gilt, aber nach gut unterrichteten Gewährsmännern vollkommen bei Verstand sein soll.

Indessen neben der offiziellen Türkenwelt der Paschas und Efendis, welche dem Konstantinopel besuchenden Fremdling zuerst ins Auge fällt, existiert noch ein zweites, das christliche Konstantinopel, von dem der gewöhnliche Orientreisende wenig oder gar keine Notiz nimmt. Was kümmern ihn die unterdrückten Rajas? Er interessiert sich nur für die heute in Mode gekommenen Türken und träumt, wenn er halbgebildet ist, von Haremen, Eunuchen und dem Kislar-Aga; leider bekommt er diese orientalischen Merkwürdigkeiten nur in den seltensten Fällen zu Gesichte. Von christlichen Denkmälern besucht er höchstens die Kahrije Dschami mit ihren wunderbaren Mosaiks, woselbst ein biederer, ziemlich geläufig deutsch und französisch sprechender Chodscha die biblischen Scenen meist richtig erklärt; dafs er die Ahnen Christi, die Könige Judas von David und Salomo an, als 'les douze apôtres' deutet, darf man ihm nicht gar zu sehr verübeln. Dagegen das Phanar, das Griechenquartier, oder Kum-Kapu, den Sitz der Armenier, betritt der Reisende gar nicht oder durcheilt sie flüchtig, und doch zeigt sich hier neben der offiziellen türkischen Welt eine altchristlich orientalische von kaum minderem Interesse und zweifellos gröfserer Zukunft. In die Gedanken und Bestrebungen dieser Constantinopolis Christiana möchte ich den Leser einführen und mit den leitenden Männern derselben vertraut machen.

2. EINKOMMEN UND ORGANISATION DER ORTHODOXEN KIRCHE IN DER TÜRKEI.

„Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, die haben deinen heiligen Tempel verunreiniget und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht.“ Mit diesen Worten des Psalmisten hat mir gegenüber ein ehrwürdiger Prälat der orthodoxen Kirche ihre heutige Lage gekennzeichnet. Die groſsen Reichtümer derselben gehören heute der Legende an. Die liegenden Gründe sind im vorigen Jahrhundert groſsenteils sequestriert und den Moscheen zugewiesen worden. Daneben allerdings besaſsen der Athos, das heilige Grab, der Sinai, der ökumenische und der Patriarchat von Antiochien u. s. f. ungeheuren Grundbesitz in den Donaufürstentümern, den ihnen die Frömmigkeit der alten Woiwoden und Hospodaren teils bei Lebzeiten, teils letztwillig vergabt hatte. Durch den Gewaltstreich des Fürsten Alexander Cuza wurde dieser gesamte Besitz der griechisch orthodoxen Stiftungen für Staatsgut erklärt. Eine innere Berechtigung kann dieser harten Maſsregel nicht abgesprochen werden. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus muſs es als ein unerträglicher Zustand bezeichnet werden, wenn ein Drittel des gesamten Grundeigentums im Besitz der toten Hand und noch dazu auswärtiger Stiftungen ist. Die Rumänen hatten sich seit langem aufs bitterste beschwert, daſs das Geld milder Stiftungen, welche die Werke der einheimischen Wohlthätigkeit unterstützen sollten, unverkürzt ins Ausland floſs. So berechtigt daher ein staatlicher Eingriff gegenüber diesen Miſsbräuchen war, eine billige Entschädigung für die ehemaligen Besitzer

wäre doch die unbedingte Pflicht des Staates gewesen. In der That bot Cuzas Regierung 27 Millionen Franken, um den Patriarchat und die heiligen Orte zu entschädigen. Allein das Hellenentum nahm die Sache prinzipiell. Wie der römische Papst die Civilliste des Königreichs Italien, so wies der Phanar die Entschädigungsanerbietungen der rumänischen Regierung schroff zurück. Das war nun freilich ebenso grofsartig wie unpraktisch. Die rumänische Regierung zeigte nicht dieselbe Langmut, wie die italienische. Im Jahre 1867 unter der Regierung des Fürsten Karol erklärten die rumänischen Kammern die Frage wegen der geweihten Klöster für endgültig abgeschlossen. Alle Proteste des Phanars bei der Hohen Pforte — der damals Rumänien noch als Vasallenstaat unterstand — und bei den Grofsmächten verhallten wirkungslos. Im Gegenteil, man verwendet diese reichen Einkünfte jetzt zur Propaganda unter den Kutzovlachen, der rumänischen Hirtenbevölkerung der Pinduslandschaften Epirus und Thessalien; man gründet kaum oder schlecht besuchte rumänische Gymnasien und Schulen; aber die sehr praktischen Kutzovlachen wollen von ihnen nichts wissen, indem sie teils im Hirtenleben verharren und auf jegliche Bildung verzichten, oder aber, wenn sie höher streben, Griechisch lernen, wodurch ihr Fortkommen anders gefördert wird als durch das in der Türkei nirgends verstandene Rumänisch.

Man begreift daher die hochgradige Erbitterung der Griechen über „Cuzas Diebstahl", wie sie etwas unceremoniös zu sagen pflegen. Sie spüren es eben allzusehr am eigenen Leibe, wie hart ihnen mitgespielt worden ist. Heute würden sie wohl gerne

den grofsartigen prinzipiellen Standpunkt aufgeben und würden auch eine geringere Entschädigung als die von Fürst Cuza angebotene mit Freuden annehmen. Allein jetzt ist es zu spät. Der einmal begangene Fehler läfst sich nicht wieder gut machen. Die Griechen leiden hart darunter. Ist doch durch Cuzas Mafsregeln die Existenz des Stolzes des griechischen Volkes, „der grofsen Schule der Nation" (ἡ μεγάλη τοῦ γένους cχολή), des Gymnasiums im Phanar, eine Zeit lang völlig in Frage gestellt worden. „Wir werden von der äufsersten Armut gepeitscht" schrieb mir ein hoher Würdenträger des Phanars. Gegenwärtig bezieht nach den Kanonismen[1]), dem von der türkischen Regierung der Kirche oktroyierten Regulativ, der Patriarch eine Besoldung von 500 000 Piaster[2]); 130 000 bringen die Christen der Eparchie Konstantinopel auf, 370 000 betragen die Beiträge der ihm unterstellten Metropoliten und Bischöfe. Daraus mufs er aber das ihm speziell unterstellte Sekretariat, den Archidiakonos, den zweiten Diakonos (ὁ δευτερεύων) und die übrigen Angestellten besolden, während „die Beamten des Patriarchats" (οἱ πατριαρχικοὶ ὑπάλληλοι), so der Protosynkellos mit 24 000 Piaster, die Grammateis der heiligen Synode mit 27 000 Piaster, von der „Nation" besoldet werden. Aus jenen 500 000 Piaster

1) Γενικοὶ κανονιcμοὶ περὶ διευθετήcεωc τῶν ἐκκληcιαcτικῶν καὶ ἐθνικῶν πραγμάτων τῶν ὑπὸ τὸν οἰκουμενικὸν θρόνον διατελούντων ὀρθοδόξων χριcτιανῶν ὑπηκόων τῆc A. Μεγαλειότητοc τοῦ Σουλτάνου. 1888. Ἐν Κωνcταντινουπόλει ἐκ τοῦ πατριαρχικοῦ τυπογραφείου. 70 S. Mehrfach sind die Bestimmungen veraltet.

2) Der türkische Piaster (Τουρκικὸν γρόccιον) gilt gegenwärtig etwa $^1/_5$ Franc. 5 Piaster Gold werden mit 1 Franc 5 Cts. berechnet (ca. 82 Pfg.).

mufs aber auch der Patriarch „alle für die kirchliche und nationale Würde notwendigen Ausgaben“ bestreiten. Die Beiträge der Diöcesen sind erheblich heruntergegangen. Der Phanar hat die sehr hohen Beiträge verloren, welche die Eparchien des Fürstentums Bulgarien zahlten; auch in Macedonien sind durch das Schisma vielfach, wie die Einkünfte, so auch die Beiträge reduziert; ebenso wurden die thessalischen und einige epirotische Bistümer mit Griechenland vereinigt. Für die gleichfalls aus dem unmittelbaren Verband des Patriarchats losgelösten Eparchien Bosniens und Altserbiens zahlt die östreichische Regierung jährlich 88 000 Piaster Gold an den ökumenischen Patriarchat[1]).

Die dem ökumenischen Patriarchat unmittelbar unterstellten Prälaten zerfallen in Metropoliten und Bischöfe. Eingegangen ist die Klasse der Erzbischöfe. Die alte Kirche nannte Metropoliten Prälaten, welche eine Anzahl Bischöfe als Suffragane besafsen, Erzbischöfe solche, welche, ohne selbst Suffragane zu besitzen, doch keinem Metropoliten, sondern unmittelbar dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt waren. Als erstes Erzbistum dieser Art ist Smyrna bereits im V. Jahrhundert nachweisbar, das freilich seit bald einem Jahrtausend zur Würde der Metro-

1) Es ist nicht richtig, wenn M. Théarcevic in seinem vortrefflichen Artikel: Le patriarcat oecuménique dans les Iles, en Bulgarie et en Bosnie (Echos d'Orient 1899 S. 244) behauptet: ses prélats ... ne figurent plus au Syntagmation. Das neuste mir zugängliche Syntagmation von 1896 zählt unter den dem ökumenischen Patriarchat unterstellten Metropoliten als 19 ὁ Βόσνης und als 53 ὁ Ἑρσεκίου auf. Sie fehlen nur im Verzeichnis der periodisch zur heiligen Synode deputierten Metropoliten.

polis emporgestiegen ist. Seit den beiden letzten Erzbistümern Lititza und Karpathos dieselbe Rangerhöhung zuteil geworden ist, ist diese den katholischen exempten Bistümern vergleichbare Rangstufe der Hierarchie überhaupt verschwunden. Aber auch die Metropolen haben im Lauf der Zeit eine Wandlung durchgemacht. Die wenigsten besitzen heute noch Suffraganbistümer. In Asien ist ein grofser Teil der Gläubigen dem Schwert erlegen oder zum Islam übergetreten; die Bistümer gingen ein. Mit Mühe und Not hat man eine Anzahl der berühmtesten Metropolitankirchen erhalten können. Andrerseits sind auf den Inseln und in Europa viele ehemalige Bischofskirchen zu Metropolen erhoben worden; so besitzen die alten Metropoliten oft keine Suffragane mehr. Rhodus z. B. hatte einst 14 Suffragane; von diesen sind acht eingegangen oder mit anderen Bistümern vereinigt; zwei (Naxos und Thera) gehören zu Griechenland, und vier (Samos und Ikaria, Chios, Kos, Leros und Kalymna) sind jetzt selbständige Metropolen. Bischöfe unter sich haben nur noch Ephesus (3), Heraklea (3), Thessalonike (5), Kreta (8) und Smyrna (1). Larissa mit seinen vier Bistümern ist an Griechenland gekommen[1]).

Was nun die Einkünfte der Metropoliten betrifft,

1) Aufser den ordentlichen Metropoliten und Bischöfen giebt es, wie in der römischen, so auch in der orthodoxen Kirche zahlreiche Titularbischöfe, so von Klaudiupolis, Laodikeia, Chariupolis, Melitupolis, Xanthopolis, Arkadiupolis, Synada, Lampsakos u. s. f. Diese sind teils Generalvikare alternder oder überlasteter Prälaten, oder sie verwalten als Chorbischöfe einen Teil einer sehr weitläufigen Diöcese. So hat z. B. Pera, das doch ein integrierender Teil der Erzdiöcese Konstantinopel ist, seinen besonderen Titularbischof.

so schwanken diese von 100 000 bis 20 000 Piaster (ca. 16 000 bis 3200 Mk.). Es beziehen nämlich:

100 000	Piaster:	Ephesus und Adrianopel.
90 000	„	Heraklea—Kyzikus—Thessalonike.
85 000	„	Serrä.
80 000	„	Derkos — Amasia — Joannina — Pelagonia.
70 000	„	Chalkedon — Prusa — Didymotichos — Kreta — Philippopel — Drama — Smyrna — Mitylene — Melenikos — Strumnitza.
65 000	„	Skopia — Raskoprisrena.
60 000	„	Cäsarea — Nikomedia — Nicäa — Prespä — Varna — Anchialos — Maronea — Bodena.
50 000	„	Neocäsarea — Ikonion — Berröa — Rhodus — Bizye — Xanthe — Dryinupolis — Kastoria — Belegrada — Serbia und Kozane.
45 000	„	Trapezunt—Mesembria—Selybria — Sozopolis — Chios — Imbros.
40 000	„	Pissidia — Methymna — Samos — Sisanion — Lemnos — Elasson — Kassandrea — Korytsa — Grebena — Moglena — Lititza — Paramythia.
35 000	„	Debra.
30 000	„	Philadelphia — Chaldia — Ganos und Chora — Kos.
25 000	„	Änos — Prokonnesus — Karpathos — Eleutheropolis.
24 000	„	Dyrrachion — Nikopolis.
20 000	„	Ancyra.

Ein Gehalt unter 40 000 Piaster (ca. 6500 Mk.) kann für einen Kirchenfürsten nicht anders als höchst ärmlich bezeichnet werden.

Noch niedriger sind die Bezüge der Bischöfe. Nur die von Kampania und Kydonia haben 60 000 die von Rhethymna und Polyane 50 000 und der von Heliupolis 46 000 Piaster. Auf 40 000 Piaster belaufen sich die Einnahmen der Bischöfe von Krene, Kalliupolis, Hiera und Siteia; 35 000 Piaster beziehen Petra in Kreta und Cherronesos; sieben Bistümer sind nur mit 30 000 Piaster dotiert; Arkadia auf Kreta hat 24 000 Piaster und Moschonesia, der einzige Suffragan von Smyrna, gar nur 12 000 Piaster Einkommen (noch nicht 2000 Mk.). Dabei ist zu bemerken, daſs seit dem bulgarischen Schisma viele der macedonischen Bischöfe oft auf die Hälfte oder ein Vierteil des offiziellen Anschlages ihrer Einkünfte heruntergekommen sind.

Da die wenigsten Metropolen über eignen gröſsern Grundbesitz verfügen, kommen diese Einkünfte durch Steuern der Gläubigen zusammen. Von Konstantinopel ergehen gleichlautende Anweisungen an die einzelnen Kirchenfürsten, welche diese auffordern, gemeinsam mit den Demogeronten eine Versammlung von Vertretern der einzelnen Städte und Dörfer der Eparchie zusammenzuberufen. Da wird dann der zu entrichtende Betrag im Verhältnis zur Bevölkerungszahl der einzelnen Ortschaften angewiesen.

Die daneben den Prälaten zukommenden Gebühren für Kasualien bewegen sich in einer sehr mäſsigen Höhe. Das sind bei den vielen unumgänglichen Repräsentations- und Wohlthätigkeitsverpflich-

tungen der Kirchenfürsten sehr bescheidene Dotationen, und man kann von einer fast apostolischen Armut sprechen. Die Kirche wäre in einer noch viel bedrängteren Lage, wenn nicht der Wohlthätigkeitssinn reicher Privatleute ihr immer wieder zu Hilfe käme. So hat in seinem Testament der athenische Bankier Andreas Syngros, „der gröſste und unvergeſsliche Wohlthäter seiner Volksgenossen", neben kolossalen andren Schenkungen für Konstantinopel 45 000 Pfd. Sterl. vermacht, und zwar 5000 für die griechischen Wohlthätigkeitsinstitute, 15 000 an die Patriarchatskasse zur Gründung eines Waisenhauses, 15 000 für die Bedürfnisse des Patriarchats und je 5000 für die groſse Schule der Nation und die Joakimische Töchterschule. Auch Ruſsland, so wenig die Griechen ihm wohlgesinnt sind, leistet für die Besserung der äuſsern Lage des griechischen Klerus nicht Unerhebliches. Die russenfreundlichen Bischöfe in Syrien und Palästina empfangen Unterstützungen der russischen Regierung von 3—4000 Francs. Auf Veranlassung des Griechenfreundes Filippow tilgte Kaiser Alexander III. die groſse Schuldenlast von 180 000 Rubel, welche das Metochion des ökumenischen Patriarchats in Moskau auf sich geladen hatte[1]). Auch die türkische Regierung thut einiges für den griechischen Klerus. Sie zahlt den ehemaligen Patriarchen eine Monatspension von 30, dem auf dem Athos in einer reizenden Villa residierenden Joakim III. eine solche von 50 türkischen Pfund, was ungefähr einem Jahres-

1) Ähnlich sind nach dem griechisch-türkischen Kriege zahlreiche russische Spenden nach Thessalien zur Herstellung der verwüsteten oder zerstörten Kirchen abgegangen.

einkommen von 7—12000 Mk. entspricht. Das wäre ja ganz anständig; indessen die Auszahlungen finden höchst unregelmäfsig, bisweilen gar nicht statt. Als der Metropolit von Samos wegen seiner Gesundheit ein französisches Bad besuchen mufste, gab sie ihm 10000 Piaster Reiseunterstützung. Wie man sieht, ist es vom finanziellen Standpunkt aus keineswegs als ein glänzendes Geschäft zu bezeichnen, die griechische Kirche zu leiten. Dafs die Prälaten dies mit einem gewissen Anstand durchzuführen vermögen, erklärt sich nur aus der grofsen Bedürfnislosigkeit des Südländers überhaupt und dem im Ganzen sehr ascetischen Leben, welches diese Mönchspriester führen.

3. DIE FRÜHERE GESCHICHTE DES PHANARS.

Als Mohammed der Eroberer 1453 Konstantinopel genommen, verwandelte er den Tempel der himmlischen Weisheit in ein Bethaus der Diener Allahs. Allein der neue Patriarch Gennadius erhielt die zweitschönste Kirche, die vom grofsen Konstantin erbaute Apostelkirche als Patriarchion. Doch schon nach zwei Jahren wurde dieselbe niedergerissen, und ihre Stelle nimmt heute die Grabtürbe des gewaltigen Reichsgründers ein. Der Patriarch wurde nach der Kirche der Allerheiligsten Jungfrau (Panagia Pammakaristos) verwiesen. 1591 verfiel auch diese herrliche Kirche dem Lose, in eine Moschee umgewandelt zu werden; der Patriarch bezog jetzt provisorisch ein ehemaliges Frauenkloster. Endlich 1606 erhielten die Christen im Phanar, dem am Westufer des Goldnen Horns gelegenen Griechenquartier, ihr neues heiliges

Centrum, die bescheidene St. Georgskirche des Patriarchats, noch heute der Mittelpunkt der griechischen Hierarchie. Hier hat der ökumenische Patriarch seinen Sitz, laut kirchlicher Lehre der erste Prälat der Christenheit nächst dem Papste von Alt-Rom.

Man braucht nur die gewaltige Peterskirche oder das glanzvolle Patriarchium des Laterans zum Vergleich heranzuziehen, um zu erkennen, wie aufserordentlich bescheiden wenigstens äufserlich dieser Sitz des Nachfolgers der einst über den gesamten Osten gebietenden geistlichen Hierarchen sich ausnimmt. Während vier Wochen hat mich der leichte Sandal, die türkische Barke, aus Pera, dem Frankenquartier, nach dem geistlichen Viertel der Neohellenen hinübergetragen, und so habe ich einen lebendigen Eindruck von dem dortigen Leben und Treiben erhalten, von dem ich hier eine kurze Skizze zu entwerfen versuche.

Der Europäer wohnt in Pera, der vollkommen europaisierten und in den 28 Jahren, in denen ich sie nicht mehr besucht habe, gänzlich umgewandelten und unglaublich verschönerten Vorstadt Konstantinopels. Von ihren Höhen steigt man bequem durch die unterirdische Drahtseilbahn nach der ungeheuer lebhaften, handel- und gewerbreichen Strandstadt Galata hinunter. Zahlreiche mit Kaiks und Sandals dichtbesetzte Skalen laden uns ein, nach der jenseitigen Stadt Stambul hinüberzufahren. In 20 Minuten trägt uns der Kahn durch das Goldne Horn unter der Eski-Köprü, der alten Brücke, hindurch nach dem im nordwestlichen Teile Stambuls gelegenen Vorstadt Phanarion, dem Griechenviertel, welches seinen

Namen von einem längst verschwundenen Leuchtturm empfangen hat. Hieher hat Mohammed nach der Ausmordung der alten Bevölkerung die griechischen vornehmen Familien aus Trapezunt, Kafa, Amastris und andern Griechenstädten verpflanzt; bei aller Roheit war Mohammed ein Herrschergenie und Organisationstalent ersten Ranges, merkwürdig empfänglich selbst für griechische Bildung, und er wollte nicht über menschenleere Trümmerhaufen regieren. Die hier angesiedelten Familien bildeten bald eine aristokratische Plutokratie; als Bankiers wurden sie der allzeit geldbedürftigen osmanischen Regierung unentbehrlich. Panajoti, der Stammherr der Muzuros, war der erste unter ihnen. Seit Ende des XVI. und besonders im XVII. und XVIII. Jahrhundert haben die Griechen einen politischen Frontwechsel vorgenommen. Ihre ehemaligen Hoffnungen auf eine Rettung des christlichen Volkes, sei es durch das Abendland, sei es durch Rufsland, hatten sie völlig aufgegeben. Vielmehr haben sich die höhern geistlichen und weltlichen Schichten des Griechentums mit ihren islamitischen Oberherren zu einem einträglichen Kompagniegeschäft zusammengethan und die Rajas, die unterthänige Bevölkerung, nach Herzenslust ausgeplündert. Bisher waren von der Kirche die Nationalitäten leidlich geschont worden. Syrien und Palästina hatten als Vorstände ihrer Kirchen syrisch-arabische Prälaten besessen, welche zwar tadellos rechtgläubig, aber des Griechischen oft nur sehr notdürftig mächtig waren. Ähnlich war auch in dem nahezu ausschliefslich slawischen Norden der Balkanhalbinsel das bulgarische und vor allem das serbische Volkstum teilweise berücksichtigt worden — die Patriarchen von

Peć und ihre Suffragane waren in der Regel Nationalserben. Jetzt tritt ein völliger Umschwung ein. Griechen aus Konstantinopel und Smyrna, aus dem Peloponnes, von Kreta und den Inseln besetzen immer regelmäfsiger, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ausnahmslos alle Bischofstühle im türkischen Reich, ganz einerlei, ob die untergebenen Gläubigen griechisch, arabisch, bulgarisch oder serbisch sprachen. Damit im Zusammenhang stand es, dafs in die reichen Klöster des Athos und anderer Orte, welche stiftungsgemäfs den Bulgaren, Georgiern und sonstigen nichtgriechischen Völkern angehörten, allmählich Griechen sich einnisteten und teilweise die ausschliefslichen Besitzer wurden. Der „phanariotische“ Klerus, mit seinen Diöcesanen durch kein nationales und sprachliches Band verknüpft, stand diesen oft völlig fremd gegenüber und ging nur auf möglichste Bereicherung aus. Ähnlich war die Stellung der weltlichen Dignitäre, des Vlachobeï und des Bogdanbeï, welche die Vasallenfürstentümer an der Donau regierten. Die Türken ersetzten die einheimischen Herrscherfamilien durch in rascher Succession einander folgende griechische „Fürsten“. Diese haben für ihre eigne Nation Grofsartiges geleistet, aber ihre rumänischen Unterthanen in schmählichster Weise ausgesogen. Noch Fürst Ipsilanti, der in den Donaufürstentümern kopflos genug die griechische Erhebung organisieren wollte, behandelte die Rumänen auf das verächtlichste als „Natives“ und hat so durch sein unkluges Auftreten das Unternehmen von vornherein zu einem völlig verfehlten gemacht. Diese geistliche und weltliche Herrschaft der Griechen über Slawen, Rumänen und Araber hat — was man nicht vergessen darf —

eine wahre Unsumme von Hafs allmählich erzeugt und ist die Ursache der jetzt so verworrenen und beklagenswerten Verhältnisse, seit das Griechentum aus dieser seiner herrschenden Stellung immer mehr zurückgedrängt worden ist.

Die sogenannten Phanariotenfamilien sind eben als ehemalige Beherrscher der Moldau und der Wallachei heute meist mit dem Fürsten- oder Prinzentitel geschmückt, obschon diese Familien ihren Stammbaum nicht über das XVII. Jahrhundert hinauf verfolgen können. In der Regel steht an der Spitze als erlauchter Stammhalter irgend ein etwas zweifelhafter Geldwechsler, der sein Glück in Geschäften mit der türkischen Regierung machte, oder ein kaiserlicher Leibarzt. Unsere westeuropäische Aristokratie ist so gutmütig, diese Fürsten- und Prinzentitel als den abendländischen gleichwertig anzuerkennen.

4. DER PHANAR ALS RESIDENZ DES ÖKUMENISCHEN PATRIARCHEN.

Heute haben diese Primatenfamilien den Phanar längst verlassen; sie sitzen in Pera, in Athen oder Bukarest. Kleine Händler und Gewerbtreibende wohnen in den alten Fürstenhäusern; aber auch in seiner heutigen Einfachheit und Bescheidenheit — der Phanar ist eines der wohlfeilsten Quartiere Konstantinopels — hat derselbe doch noch einen Schimmer seines alten Glanzes behalten, weil er das geistliche Centrum der orthodoxen Welt geblieben ist. Der Phanar mit seinen schmalen und lebhaften Gassen, seinen zahlreichen, meist nach der Strafse offenen Kramläden, Gemüsehallen, Fleischläden und sonstigen

Handwerkerbuden und seinen Kaffenia macht ganz den Eindruck einer grofsstädtischen Vorstadt. Doch das Menschengewühl ist nur in den unmittelbar den Strand umsäumenden Strafsen vorhanden. In zahlreichen Terrassen steigt das Stadtviertel an dem Höhenrücken von Stambul empor; wir kommen in ruhigere Quartiere, Klöster und stille, eine gewisse Vornehmheit bekundende Häuser treten an ihre Stelle. Meist erheben sich unter, neben und oberhalb der Häuser Gartenterrassen; uralte Bäume wiegen ihre Kronen in den lauen Lüften; wohlriechende Kräuter und duftende Blumen werden hier mit Liebe gezogen. Wie oft habe ich von der Terrasse des Klosters zum heiligen Grabe mit Entzücken auf das bäumeumrankte Häusermeer zu meinen Füfsen, den azurnen, von unzähligen Barken und Dampfboten belebten Spiegel des Goldnen Horns und die gegenüberliegenden Höhen von Pera geblickt! Im anstofsenden Garten mit seiner Blütenpracht, seinen Granaten- und Limonenbäumen safsen die beiden ehrwürdigen Greise, der Statthalter des Patriarchen von Jerusalem und der Metropolit von Diocäsarea, sich mit Kaffeetrinken und Cigarettenrauchen die Zeit vertreibend.

Den Mittelpunkt dieses Griechenviertels bildet, wie schon erwähnt, das Patriarchion, die bescheidene, aber im Innern aufserordentlich reich und kostbar geschmückte Patriarchatskirche, und dann ein geräumiger Hof; wo das Terrain ansteigt, sind verschiedene schmale und durchaus nicht umfangreiche Häuser an die Berglehne angeklebt, die Residenz und die Amtslokale des ökumenischen Patriarchats.

Der allerheiligste Gebieter, Herr Konstantinos, Erzbischof von Konstantinupolis-Neu-Rom und öku-

menischer Patriarch, hat erst vor drei Jahren die Mitra von Ephesus mit dem Hohenpriesterstuhle vertauscht. Man kann nicht leugnen, dafs er mit grofsem Geschick bisher das Steuer des Kirchenschiffs oft durch recht gefährliche nationale Brandungen hindurchgelenkt hat.

5. DER KONSTITUTIONALISMUS DES PATRIARCHAL-REGIMENTS.

Von der Machtfülle des römischen Papstes ist der ökumenische Patriarch freilich weit entfernt; denn die orthodoxe Kirche ist durchaus konstitutionell organisiert. Wie der Papst die Kardinäle, so hat er neben sich den Beirat der heiligen Synode. „Die heilige Synode“, heifst es in den Kanonismen, „besteht aus zwölf Metropoliten des ökumenischen Patriarchalthrones und steht unter der Leitung des ökumenischen Patriarchen; und weil man allezeit die geistliche Leitung aller der dem ökumenischen Patriarchen unterstellten christlichen Volksgenossen wahrzunehmen hat, wird sie allen Fleifs und Eifer auf alle geistlichen Angelegenheiten der Nation verwenden.“ So hat sie darüber zu wachen, dafs die orthodoxen Christen nicht fremden Angriffen anheimfallen, welche die kirchlichen und religiösen Ordnungen stören; sie hat die Aufsicht über die Klöster und über die theologische Schule, und — was das Wichtigste ist — sie stellt bei Verwaisung einer Metropole oder eines Bistums einen Dreiervorschlag auf, aus dem sie den neuen Prälaten wählt. Also keine freie Wahl der (nicht existierenden) Domkapitel oder freie Ernennung durch das Kirchenoberhaupt,

wie im Westen, sondern alles Wahlrecht bleibt diesem kleinen, aber darum hoch einflufsreichen Prälatenausschufs vorbehalten. Er besteht verfassungsmäfsig aus zwölf auf je zwei Jahre nach einer bestimmten Reihenfolge gewählten Prälaten[1]), von denen jährlich die Hälfte ausscheidet.

Neben der Synode besteht noch „der nationale immerwährende gemischte Rat" (τὸ ἐθνικὸν διαρκὲς μικτὸν συμβούλιον); ihm gehören an vier Metropoliten aus der Zahl der Synodalen und acht Laien, zu deren Wahl die orthodoxe Bevölkerung von Konstantinopel und dem Bosporus in bestimmte Wahlbezirke eingeteilt ist. Diese wöchentlich zweimal zusammentretende Versammlung hat die Aufsicht über die Temporalien des Patriarchats. Sie überwacht die Schulen und Krankenhäuser und die übrigen gemeinnützigen Institute der Nation; sie prüft die Ausgaben und Einnahmen der Kirchen von Konstantinopel, entscheidet Streitigkeiten über Testamente, Vergabungen für milde Stiftungen u. s. f. Sie ist also der weltlich-geistliche Aufsichtsrat speziell für die hauptstädtische Patriarchaldiöcese. Solche gemischte Räte, nach dem Vorbild des konstantinopolitanischen gebildet, besitzt jede Eparchie. Schon Patriarch Samuel I. (1763—68) hatte für die Finanzen einen Aufsichtsrat von vier

---

1) Die Synode hat sich am 27. Februar 1900 neu konstituiert und besteht gegenwärtig aus den Metropoliten von Derkos, Adrianopel, Amasia, Berröa, Smyrna, Maronea, Selybria, Imbros, Korytsa, Grebena, Leros und Kalymna und Eleutheropolis. In Ausfall waren die bisherigen Synodalen von Rhodus (nach Kyzikus versetzt), Sozoagathopolis, Chaldia, Serbia und Kozane gekommen. Aufserdem waren die von Pelagonia und Prokonnesus vor Ablauf der Synodalzeit in ihre Eparchien verreist.

Notabeln bestellt. Indessen da dieser den Metropoliten lästig war, wurde er wieder aufgehoben. Aber 1856 wurde dieser Aufsichtsrat von neuem eingeführt, und 1862 bestätigte die Pforte das organische Regulativ des gemischten Rates. Das war ein Triumph des Laienelements. Denn damit war diesem die Entscheidung über den wichtigsten Teil der Kirchenverwaltung, über das Kirchenvermögen, gesichert.

Indessen damit ist die Aufzählung der parlamentarischen Körperschaften der orthodoxen Kirche noch nicht erschöpft. Für die gesamte Diöcese des ökumenischen Patriarchats, d. h. für sämtliche orthodoxe zu des Patriarchen Obedienz im Reiche gehörende Christen, existiert noch ein weiterer Rat, die Nationalversammlung (τὸ ἐθνικὸν προσωρινὸν συμβούλιον), deren Vorsitzender der Patriarch und in dessen Abwesenheit der vornehmste Metropolit ist. Sie besteht aus sieben von der heiligen Synode gewählten Metropoliten, zehn Deputierten von Konstantinopel, fünf aus den Notabeln und fünf aus den Kaufmanns- und Handwerkergilden, und einer Anzahl Deputierter aus den Eparchien des Reichs[1]) und einem Sekretär. Was die Befugnisse dieser Versammlung betrifft, so zeichnen sich die Bestimmungen der Kanonismen mehr durch Weitläufigkeit (und schlechtes Griechisch), als durch besondere Bestimmtheit aus. Der mit ihnen sich befassende Paragraph spricht sich nur negativ aus. Er reserviert der türkischen Regierung die eigentliche Nationalverwaltung und den Priestern die geistlichen Sachen. Was der Versammlung da viel zu

1) οἱ ἐκ τῶν ἔξω μερῶν ἀντιπρόσωποι. Die κανονισμοί des Jahres 1888 zählen deren elf Mitglieder auf.

verwalten bleibt, da sie doch wöchentlich zusammenkommt, ist mir etwas unklar; in der Hauptsache scheinen ihr die finanziellen Bewilligungen zuzustehen[1]). Für die Patriarchenwahl wird endlich eine noch bedeutend zahlreichere Versammlung (ἡ ἐκλογικὴ cυνέλευcιc) zusammenberufen.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs diese zahlreichen aus Priestern und Laien gemischten Körperschaften ein nicht ganz einfach zu handhabender Organismus sind. Nach Art der meisten parlamentarischen Versammlungen erschweren sie vielfach die Regierung, ohne im Grunde viel zu nützen. Für die Finanzverwaltung ist die Mitwirkung der Laien gewiſs nützlich. Andernteils sind aber gerade diese Versammlungen auch der Tummelplatz von allerlei Intriganten, welche zur Freude der türkischen Regierung keine feste und zielbewuſste Exekutive und Centralgewalt aufkommen lassen. Was wäre der Papst, wenn er in allen finanziellen Fragen von einem derartigen gemischten Priester- und Laienparlament

---

1) Vgl. Γενικοὶ κανονιcμοί 1888 S. θ § ιβ: Ἐπειδή, καθὼc τὰ τὴν γενικὴν διοίκηcιν ἀφορῶντα ἀνήκουcι φυcικῶc εἰc τὴν Ὑψ. Κυβέρνηcιν, οὕτω καὶ τὰ θρηcκευτικὰ ἀνήκουcιν εἰc τοὺc πνευματικοὺc ἀρχηγοὺc ἑκάcτου Ἔθνουc, καὶ κατὰ cυνέπειαν αἱ ἰδιαίτεραι ὑλικαὶ μόνον ὑποθέcειc θέλουcιν ὑποβάλλεcθαι εἰc τὸ εἰρημένον cυμβούλιον ..., ὅπωc διακριθῶcι ταῦτα δεόντωc εἰc τρόπον ὥcτε νὰ μὴ ὑπερπηδῶcι μήτε τὰ τῆc Κυβερνήcεωc δικαιώματα, μήτε τὰ θρηcκευτικὰ ἀντικείμενα, πρέπει νὰ cυζητηθῶcι καὶ νὰ προcδιοριcθῶcι τὰ καθήκοντα τοῦ εἰρημένου cυμβουλίου. Das ist eine recht unklare Definition des Geschäftsumfanges. Aus den nachfolgenden Paragraphen scheint sich allerdings zu ergeben, daſs die Nationalversammlung sich hauptsächlich mit den Finanzgeschäften, der Fixierung der Prälatengehalte und der Nationalschuld, zu beschäftigen hat.

abhinge? Der gemischte Rat und die Nationalversammlung sind daher die eigentlichen Souveräne im Phanar und die Hauptursache der Schwäche der dortigen orthodoxen Kirchengewalt. Alle drei bis vier Jahre wird der ökumenische Patriarch zur Abdankung veranlaſst; so lebten bis vergangenen September neben dem regierenden nicht weniger als vier Expatriarchen. Jetzt giebt es deren noch drei. Dieser ewige Personen- und Systemwechsel läſst keine einheitliche Regierungspolitik aufkommen, wie sie nur ein lebenslängliches Patriarchat ermöglichen könnte[1], und der Ehrgeiz dieser gewissenlosen geistlichen und weltlichen Streber verhindert jede Thätigkeit in der Politik

---

1) Es ist freilich zu bemerken, daſs auch Patriarch und Synode in derselben Weise nach wenigen Jahren die Inhaber der einzelnen Metropolen zu wechseln pflegen. Es ist das allerdings Zuwiderhandlung gegen eine alte kanonische Vorschrift; indessen ist dieselbe, wie bei den Orthodoxen, so auch bei den Katholiken längst völlig obsolet geworden. Im Interesse der straffen Unterordnung unter die Centralgewalt mag dieses rasche Tempo des Wechsels empfehlenswert sein; es hindert aber offenbar jede fruchtbare Wirksamkeit eines Hirten, die nur bei geistigem Zusammenwachsen mit seiner Herde denkbar ist. So ist der 1899 verstorbene Metropolit Konstantinos von Didymotichos 1885 nach Maronea, 1888 nach Serrä, 1892 nach Nikopolis und Preveza und 1896 nach Didymotichos versetzt worden. Wie kann dieser „ausgezeichnetste Krieger der Kirche“ da eine irgend ersprieſsliche Wirksamkeit ausgeübt haben? Konstantinos war eine Kreatur Joakims III. Wenn er 1892 unter Neophytos von Serrä (75 000 Piaster) auf die magere Pfründe von Nikopolis (24 000 Piaster) versetzt wird, so zeigt diese Strafversetzung noch einen andern, schweren Übelstand. Die Inhaber der Throne wechseln je nach den Strömungen, welche den einen oder andern Patriarchen ans Ruder bringen. Auch hier ist keine Rettung, so lange nicht dem Prinzip der Lebenslänglichkeit für die Inhaber der Metropolitanstühle thunlichst Rechnung getragen wird.

des Universalpatriarchats. In den Augen der Griechen gilt der Patriarch aber doch als ihr erster Mann; ist er doch nach türkischem Staatsrecht auch in weltlicher Beziehung der Chef seiner Nation, und seine civile Jurisdiktion ist trotz der starken Eingriffe, welche in neuerer Zeit die türkische Regierung sich hierin erlaubt hat, immer noch eine sehr grofse. Ein gescheiter junger türkischer Diplomat griechischer Herkunft erklärte mir: 'Le chef de notre nation n'est pas ce petit roitelet à Athènes, mais le patriarche oecouménique'. Diese Ansicht wird auch von den sehr einflufsreichen geistlichen Kreisen des Königreichs teilweise geteilt. Ein grofser Schaden ist aber, dafs nach griechischem Kirchenrecht jedes politisch selbständige Gemeinwesen auch kirchlich selbständig ist; der Patriarch übt bei den nicht unter türkischer Herrschaft stehenden Orthodoxen keinerlei Herrschaftsrechte aus, sondern geniefst nur einen Ehrenvorrang. So ist nicht nur die russische Kirche autokephal, d. h. selbständig, sondern ebenso die von Griechenland, Serbien, Montenegro, Rumänien und Östreich-Ungarn; endlich sind auch die Bulgaren selbständig, welche freilich im Schisma leben. Während Rom einen bewundernswürdig gegliederten, einheitlich centralisierten Organismus darstellt, strebt und fällt hier alles auseinander. Die Griechen und Slawen jammern periodisch über Roms Fortschritte, ohne zu bedenken, dafs ihre systematische Schwächung des byzantinischen Patriarchats die Hauptschuld daran trägt.

6. DER GEGENWÄRTIGE INHABER DES PATRIARCHATS UND SEINE REFORMEN.

Die Macht des Weltpatriarchen erstreckt sich also thatsächlich nur auf die Unterthanen des türkischen Reichs, und auch hier sind ihm im Osten die drei Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien theoretisch als gleichberechtigt beigeordnet. Indessen faktisch schwingen diese Prälaten ihren Hirtenstab nur über eine verschwindend kleine Anzahl von Gläubigen, und bis in die neueste Zeit hat entgegen den Kanones ihre Wahl mehrfach in Konstantinopel stattgefunden. So ist thatsächlich nur noch ein schwacher Abglanz der ehemaligen Patriarchalherrlichkeit vorhanden. Allein der jetzt regierende Patriarch Konstantinos V. hat es verstanden, durch eine Reihe sehr verständiger politischer Maſsnahmen das Ansehen seines Stuhles zu heben. Er hat in Straſsburg und Heidelberg studiert; mit hoher Verehrung und Liebe gedenkt er seiner Lehrer Reuſs, Baum und Cunitz. Das Französische spricht er sehr geläufig, während er das Deutsche, wie er sagt, ziemlich vergessen hat. Konstantin ist ein moderner Mensch. Die alten, den orientalischen Sklavensinn zum Ausdruck bringenden Anreden miſsfallen ihm. Bis dahin hatten die Prälaten ihre Schreiben an den Allerheiligsten unterzeichnet als „niedrigster Knecht" (δοῦλος ταπεινότατος), als „gehorsames Kind" (τέκνον πειθήνιον) oder „als geringster und der Befehle Ew. Allheiligkeit gewärtiger Diener" (θεράπων ἐλάχιστος καὶ τῶν διαταγῶν αὐτῆς ἐξηρτημένος)[1]. Diese An-

---

1) Noch viel schwülstiger klang die Anrede in früherer Zeit: „Allerheiligster Gebieter, glorwürdiger, gottgekrönter, von Gott er-

reden hat er als unzeitgemäfs abgeschafft und dafür eingeführt: „Ew. göttlichsten Allheiligkeit demütiger Bruder in Christo und ganz ergebener † N“ (τῆς ὑμετέρας θειοτάτης παναγιότητος ταπεινὸς ἐν Χριστῷ ἀδελφὸς καὶ ὅλως πρόθυμος † N).

Wie in Rom, treibt sich auch in Konstantinopel ein bettelndes Priesterproletariat herum, welches das heilige Gewand zum Ärgernis der Gläubigen und zum Spott der Türken trägt. Nach einer Entscheidung des Patriarchen werden solche Priester, die in Konstantinopel ohne Erlaubnis ihres Bischofs ankommen, auf polizeilichem Wege nach dem Patriarchat gebracht. Die katholischen Blätter beschwerten sich, dafs der Hilfsbischof von Pera einem greisen, unionistisch gesinnten Priester die Haare scheren liefs—die höchste Beschimpfung für den Geweihten—; sie müssen aber selbst zugeben, dafs derselbe einen skandalösen Lebenswandel geführt hatte. Sehr weise ist der Patriarch auch in dem unglücklichen Nationalitätenhader verfahren. Bei der Todfeindschaft, die nun einmal zwischen Griechen und Bulgaren besteht, ist für die numerisch schwachen Griechen die einzig richtige Politik das 'divide et impera'. Da die Serben gegen die rücksichtslos vordringenden Bulgaren von genau demselben Hafs, wie die Griechen, erfüllt sind, ist engster Anschlufs an diese geboten. Ihre Positionen in Macedonien können die Griechen gegenüber den

höhter und gottbegnadeter, sklavisch werfe ich mich vor Dir nieder und küsse Deine heiligen Hände und Deine ehrwürdigen Füfse“. 'Ὢ τῆς κολακείας' schreibt Cheimonios, der Verfasser des Handschriftenkatalogs von Halki, als er diese Formel in einem Codex las. Sie war im XVII. und XVIII. Jahrhundert, wie zahllose Handschriften beweisen, die durchaus übliche.

Bulgaren nur im engsten Bündnis mit den Serben, Albanesen und Vlachen behaupten. So hat der Patriarch, wie später näher ausgeführt werden soll, in der Angelegenheit des Stuhles von Üsküb aufs entschiedenste die serbische Sache vertreten. Er hat hiebei grofsen Mut bewiesen; denn es galt, den Widerstand einer mächtigen, borniert nationalen Partei zu brechen, welche vor drei Jahren aus demselben Anlafs den Sturz des trefflichen Patriarchen Anthimos veranlafst hat.

In dreimaliger Audienz war es mir vergönnt, dem ehrwürdigen Oberhaupt der orthodoxen Kirche näher zu treten. Er interessierte sich lebhaft für meine wissenschaftlichen Pläne; ich mufste ihm dieselben detailliert auseinandersetzen, und als ich den Wunsch aussprach, meine geplante Sammlung der orthodoxen Bistümerverzeichnisse ihm und der heiligen Synode zu widmen, erteilte er mir seinen väterlichen Segen.

Der Verkehr mit ihm ist ein durchaus zwangloser. An der Pforte empfängt uns ein Schwarm von Kawassen; einer führt uns zum Archidiakonos, einem auffallend schönen und interessanten Christuskopfe, oder zum Protosynkellos Chrysostomos, der Seele der jetzigen Regierung, wie man sagt, und nach wenig Minuten wird man beim Allerheiligsten eingeführt. Hat man seinen Empfangssaal gesehen, so kennt man die aller orientalischen Prälaten. Ein geräumiges Gemach, in der Mitte ohne Möbel; an den Wänden entlang ziehen sich niedrige Divane, abwechselnd mit einigen europäischen Lehnstühlen. Den einzigen Schmuck bilden schlechte Ölporträts, Bilder von Patriarchen im Ornat, die Brust mit zahlreichen Orden geschmückt. Einige kleine

Rauchtischchen befinden sich noch im Saale. Denn kaum hat man sich gesetzt, erscheint nach orientalischer Sitte ein Diener mit silbernem Tablett und bietet das bekannte Glyko, eingemachte Früchte, welche Kenner entzücken. Hierauf folgt der Kaffee und die unvermeidliche Cigarette. Als ich beim armenischen Patriarchen, der selbst Nichtraucher ist, anstand, in der Privataudienz zu rauchen, meinte er: „Cela ne fait rien. Chez nous en Orient on fume partout“.

Sehr gefördert wurden meine Arbeiten durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Archivars des Patriarchats, des Archimandriten Dr. Joakim Phoropulos aus Chios. Dieser ist ein besonders feingebildeter Grieche, der geläufig englisch und deutsch spricht. Er war zwei Jahre in London und Oxford und hat in Jena doktoriert. Natürlich wurde ich als sein alter Lehrer von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Bei einem kleinen Diner, das er mir zu Ehren veranstaltete, setzte er den anwesenden Papades auseinander, dafs zwar Berlin als Hauptstadt und durch seine Kunstschätze unendlich viel biete, dafs aber, wer ganz der Arbeit leben wolle, nach Jena ziehen müsse. Ich hatte persönlich keinen Grund, gegen diese überaus freundliche Äufserung des alten Jenensers zu protestieren. Es war für mich überhaupt eine ebenso überraschende als erfreuliche Wahrnehmung, dafs nicht nur in Konstantinopel, sondern auch in Halki, Athen und Patras die zahlreichen ehemaligen Jenenser mit einer wahren Zärtlichkeit von Jena und ihren früheren Lehrern sprachen. Die Griechen sind entschieden ein sehr dankbares Volk.

Auch mehrere Mitglieder der Synode lernte ich kennen, so den Metropoliten von Derkos, den alten und sehr liebenswürdigen Metropoliten von Silivria, den von Eleutheropolis und vor allem den sehr gelehrten und als Historiker eines namhaften Rufes sich erfreuenden Anthimos von Amasia im Pontus. Auf Wunsch des Patriarchen besuchte ich diesen; ich traf einen kleinen, äufserlich recht unscheinbaren, in einen Fuchspelz gehüllten Priester, dem aber die Klugheit aus den Augen blitzte.

Ein vornehmer Laie war gerade anwesend, der ihm beim Kommen und Gehen devot die Hand küfste. Die orientalischen Prälaten sind sehr duldsam und finden es selbstverständlich, dafs wir Häretiker diesen Brauch nicht mitmachen. Sofort, nachdem ich den Ehrenplatz zur Rechten erhalten, klatschte der Metropolit in die Hände, und das Pädí erschien mit den üblichen Erfrischungen. Macht man viele Besuche, wird es einem ganz schwül. Als ich mich vor meiner Abreise nach Halki im Phanar verabschiedete, mufste ich siebenmal Süfsigkeit essen und Kaffee trinken; den achten Gastfreund bat ich, mit dem grausamen Spiel innezuhalten; allein um einen Cognac kam ich nicht herum. Er war übrigens ausgezeichnet. Mit dem Heiligen von Amasia (das ist die offizielle Bezeichnung der Metropoliten und Bischöfe) sprach ich über einen interessanten Codex des Patriarchalarchivs, den er demselben zum Geschenk gemacht hatte. Anthimos war früher Metropolit von Berat (Belgrad) in Albanien gewesen und hatte in der Handschrift eine Reihe hochinteressanter, auf die Geschichte des bulgarischen Patriarchats von Ochrida bezüglicher Aktenstücke vereinigt, die ich gern excerpiert hätte. In-

dessen es wurden dagegen allerlei Schwierigkeiten erhoben, sodafs ich verzichtete. Allein in Halki fand ich eine vortreffliche Kopie, die ich ganz abschrieb, sodafs das Unglück nicht grofs war. Ich begriff nicht recht, warum man gerade mir die Originalakten nicht zeigen wollte, während die Russen und selbst die Todfeinde der hellenischen Nation, die Bulgaren, sie längst kopiert und in unzugänglichen Schriften und unverständlichen Sprachen veröffentlicht haben.



II. DAS METOCHION DES HEILIGEN GRABES.

I. DIE RUSSISCHEN BESITZUNGEN DER KIRCHE VON JERUSALEM.

Am vertrautesten wurde ich mit dem Klerus von Jerusalem. Das heilige Grab besitzt nämlich zahlreiche Güter bis nach Bessarabien und der Bukowina hin. Die Verwaltung derselben erfordert ein ansehnliches Personal. Bis nach Moskau erstrecken sich nun die Metochia des heiligen Grabes. Die Prinzeninseln haben eines, ebenso Adrianopel, das wichtigste ist das von Konstantinopel im Phanar. Diese Metochia sind den Propsteien oder Statthaltereien zu vergleichen, welche auch unsre abendländischen Klöster als Verwaltungscentren für abgelegene Güterkomplexe besafsen, so St. Gallen zu Ebringen im Breisgau, Rheinau in Mammern und jetzt noch Einsiedeln in Fahr. Heute ist daher Metochion oft gleichbedeutend mit Pachthof oder Vorwerk; die Hauptperson ist der Administrationsdirektor, in Konstantinopel Herr Demosthenes Nikolaidis, der deutsch

spricht und mir auch mitteilte, dafs er in Deutschland, allerdings im östlichen Deutschland, gewesen sei und da die Sprache gelernt habe. „Wo denn?“ „In der Bukowina!“ Also die Rusnaken als Pioniere deutscher Kultur. Er hatte nämlich als Vertreter des heiligen Grabes einen Prozefs mit den rumänischen Freiherren von Hurmuzaki zu führen, welche die Lorbeern ihres Landsmanns Fürst Alexander Cuza nicht schlafen liefsen. Indessen Östreich ist ein Rechtsstaat, und das heilige Grab blieb in seinen Besitzrechten ungekränkt.

Dagegen lebt die Kirche von Jerusalem in banger Sorge bezüglich ihrer in Rufsland gelegenen Besitzungen. Bessarabien, ehemals ein Bestandteil des rumänischen Fürstentums Moldau, wurde 1812 an Rufsland abgetreten. Die dort gelegenen Güter des heiligen Grabes und des Patriarchats Antiochien entgingen daher der Einziehung durch den Fürsten Cuza. Die Güter sind sehr ansehnlich und sollen den zehnten Teil des bessarabischen Grundbesitzes umfassen. Dem heiligen Grab gehören 28 zum Teil sehr umfangreiche Güter. Bis 1873 war dasselbe auch im uneingeschränkten Genufs derselben. Damals hat aber die russische Regierung ihr Oberaufsichtsrecht geltend gemacht und $\frac{1}{5}$ der Einnahmen für die Verwaltungskosten, $\frac{2}{5}$ für fromme und nützliche Zwecke abgezogen, sodafs die heiligen Orte nur noch über $\frac{2}{5}$ der ehemaligen Einkünfte gegenwärtig verfügen. Aber auch dieser geringe Rest scheint bedroht. Grofse Aufregung hat unter dem Klerus des heiligen Grabes ein Artikel der Petersburger Novosti hervorgerufen vom 22. Juli 1898, worin ausgeführt wurde, dafs die phanariotischen Fürsten Rumäniens ihre grofsartigen

Stiftungen für die heiligen Orte nur zu politischen Zwecken gemacht hätten, nämlich zur Schaffung von Mitteln für die Herstellung ihres Traumbildes, des byzantinischen Kaiserreichs. Der Vertrag von Bukarest von 1812 und der Ukas von 1817 hätten die Klöster als fremde juristische Persönlichkeiten keineswegs von jeder Verpflichtung und Leistung für einheimische Zwecke entbunden. Die seit 1873 eingetretene Belastung sei daher eine durchaus gerechte, und zwischen dem Benehmen der russischen Regierung und der Beraubung durch Cuza gähne eine unüberbrückbare Kluft. Zum Schlusse macht dann der Artikel darauf aufmerksam, welch gewaltige Fortschritte Katholiken und Protestanten im Orient durch ihre Unterrichtsanstalten in Konstantinopel, Smyrna und Beirut gemacht hätten, und wie sie dadurch zahlreiche Orthodoxe ihrem Glauben entfremdeten. Er regt die Gründung ähnlicher Institute von orthodoxer Seite an und giebt ziemlich unverblümt zu verstehen, dafs die reichen Mittel der bessarabischen Klöster hier eine nutzbringende Verwendung finden würden. Natürlich hat dieser Artikel, hinter dem man vielleicht nicht mit Unrecht offizielle Gedankengänge vermutet, den Klerus von Jerusalem stark erregt. Offenbar aus diesen Kreisen ist eine Antwort mit der Unterschrift: „Ein Orthodoxer“ erschienen[1]). Die Antwort ist be-

---

1) Ἀπάντησις εἰς τὸ ὑπὸ τῆς ἐφημερίδος „Εἰδήσεις τῆς Πετρουπόλεως“ ὑπὸ ἡμερομηνίαν 22ας Ἰουλίου 1898 δημοσιευθὲν ἄρθρον περὶ τῶν ἐν Βεσσαραβίᾳ κτημάτων τῶν ἁγίων τόπων. 1899. 54 S. Charakteristisch für die Ängstlichkeit, mit der man gegenwärtig Rufsland nicht zu verletzen sucht, ist der Umstand, dafs eine zustimmende Anzeige der Broschüre in der Ἐκκλησιαστικὴ ἀλήθεια, dem offiziellen Organ des Phanars, von diesem nachträglich dementiert ward.

greiflicherweise sehr scharf ausgefallen. Der Verfasser gesteht aber ein, dafs die Verwaltung verschiedener Äbte zu wünschen übrig gelassen habe und dafs der landwirtschaftliche Betrieb ein nicht immer zufriedenstellender gewesen sei. Interessant ist auch die beiläufige Bemerkung, dafs die russische Regierung, das Unrecht der Mafsnahmen von 1873 einsehend, von den in Anspruch genommenen $\frac{3}{5}$ der Einnahmen $\frac{2}{5}$ an die Verwaltung des heiligen Grabes zurückgegeben habe. Indessen das ist nur eine administrative Vergünstigung der russischen Regierung, die jeden Moment zurückgenommen werden kann. Denn die 1873 beliebte Besitznahme der $\frac{3}{5}$ besteht nach wie vor zu Recht. Der Verfasser zeigt sodann, dafs die wenigsten Vergabungen von den sog. Phanariotenfürsten herrühren, sondern teils von Privatpersonen, teils von den frühern einheimischen Fürsten der Moldau gemacht sind. Er betont mit Schärfe den Rechtsstandpunkt. Durch den Vertrag von 1812 und den Ukas von 1817 sind die Besitzrechte der heiligen Orte feierlich und ausdrücklich anerkannt worden. Gültige Verpflichtungen sind nur die in den Stiftungsbriefen aufgezählten, und diese bestehen einzig in dem Gebot, für die Donatoren zu beten. Ziemlich bissig bemerkt er in Bezug auf die unüberbrückbare Kluft, welche das Benehmen der russischen Regierung von dem Cuzas unterscheide, die unüberbrückbare Kluft bestehe in $\frac{2}{5}$ des Ertrages. Juristisch hat der Verfasser zweifellos Recht. Es fragt sich nur, ob diese schroffe Betonung des Rechtsstandpunktes von seiten eines Kleinen und Machtlosen gegenüber dem gewaltigen Rufsland sehr geschickt ist. Seit der französischen Revolution hat man sich daran ge-

wöhnt, Klostergut „aus Gründen der höhern Staatsraison“ so ziemlich als vogelfrei anzusehen und zu andern als den von den Stiftern gewollten Zwecken zu verwenden. Rufsland, vorab die heute am Ruder befindlichen Kreise wollen sonst von dem Westen und seiner „absterbenden Kultur“ nicht viel wissen. Aber in Geldsachen ist jede Bureaukratie fiskalisch gesinnt, und fromme Stiftungen pflegen auf sie eine ganz magische Anziehungskraft zu üben. Die Verwaltung der heiligen Orte thäte vielleicht gut daran, wenn sie die gegenwärtige günstige Gesinnung Rufslands mit Ausdrücken warmen Dankes erwiderte und durch Gegenleistungen sich zu erhalten suchte. Juristisch ist sie ihrer Verpflichtungen mit den Gebeten für die verstorbenen Wohlthäter ledig; aber sie hat daneben auch moralische Verpflichtungen. Mit dem Hinweis auf Schulgründungen in Palästina und Syrien trifft der Artikel einen wunden Punkt. Thatsächlich sollte hier der Klerus der heiligen Orte mehr Rührigkeit entfalten; statt dessen erhebt der Verfasser nur bittere Klagen über die russische Palästinagesellschaft, die, weit entfernt, den griechischen Klerus des Patriarchats Jerusalem zu unterstützen, nur Konkurrenzanstalten gegen ihn herstelle. So begründet gewifs diese Klagen vielfach sind, der griechische Klerus mufs unter allen Umständen, wenn er sich nicht noch mehr schädigen will, Fühlung mit Rufsland suchen und darf Vorschläge, wie die betreffs der Schulgründungen, nicht schroff zurückweisen. Er läuft sonst Gefahr, dafs seine bessarabischen Güter ihm doch entzogen werden. Die Politik des starren Rechtes gegenüber Rumänien hat trotz der Unterstützung der Grofsmächte nur zu einem höchst

schlimmen Ende geführt. Das sollte die heiligen Orte warnen, eine ähnliche schroffe Haltung in der bessarabischen Frage einzunehmen. Auch hier heifst es: Schickt euch in die Zeit; denn es ist eine böse Zeit.

2. MEIN AUFENTHALT IM KLOSTER (SEPT. 1899).

Das Metochion des heiligen Grabes zu Stambul hat noch vollkommen seinen klösterlichen Charakter erhalten; es enthielt zur Zeit meiner Anwesenheit aber nur drei Mönche: 1) Herrn Germanos Apostolatos, Archimandrit und Vikar des Patriarchen von Jerusalem[1]), 2) Herrn Jakobos Archatzikakis, den Bibliothekar, und 3) einen Priester für die Kirche. Zum Kloster gehört eine kleine, aber höchst interessante, altertümliche Kirche. Sie besitzt eine hochberühmte Reliquie, die Reste des wahren Kreuzes Christi, welche Chosrau Parwēz 614 nach Ktesiphon schleppte und 629 sein Nachfolger Schahr Barāz an Kaiser Heraklius herausgab. Unter ungeheurem Jubel wurde „das lebenspendende Holz“, wie Griechen und Armenier die Reliquie nennen, nach Jerusalem zurückgebracht, und seitdem begeht die Kirche am 14. September das Fest der Kreuzeserhöhung. Leider habe ich derselben nicht beigewohnt, da die sehr rücksichtsvollen Priester mich Ketzer in meiner Arbeit nicht stören wollten. Ich hätte das Fest gern mitgemacht, da es die einzige Gelegenheit ist, die Reliquie zu sehen. Ebenso habe ich leider in Kerkyra den heiligen Spyridon, den Bischof von Trimithunt, nicht gesehen und nicht einmal zur gerechten

1) Gegenwärtig durch Nikodimos, Erzbischof von Diocäsarea, ersetzt.

Entrüstung meines Führers Niko Moraitis, eines römischen Katholiken, dessen silbernen Schrein geküfst; immerhin zündete ich zu seiner Erbauung eine Kerze an; dagegen er selbst und eine Anzahl alter und junger Griechen küfsten den Schrein mit wahrer Inbrunst. Das Öffnen desselben, sodafs man den edelsteinbesetzten Leib des Heiligen zu sehen bekommt, kostet 10 Drachmen, und diese auszugeben war ich zu geizig, was den übrigens ebenso liebenswürdigen als frommen Gauner tief betrübte. Wahrscheinlich pflegt er, wenn einer ins Garn gelockt worden ist, von dem Küster gewisse Prozente zu beziehen.

Das Metochion hat übrigens seine Verdienste. In einem Nebengebäude, in das ich mich einmal bei der furchtbaren Winkelei dieser Gassen und Gäfschen, Höfchen, Häuschen und Terrassen verirrte, besteht eine Mädchenschule, die das Kloster unterhält und wo z. B. der Bibliothekar Unterricht erteilt. Es ist die älteste griechische Mädchenschule (Parthenagogion), angeblich bereits 1806 gegründet. Im eigentlichen Metochion wohnten nur der Igumen Germanos und der Bibliothekar; für diese beiden sehr einfach lebenden Mönche waren aber sieben dienende Geister vorhanden. Ein auffälliger Unterschied der orthodoxen gegenüber den abendländischen Klöstern ist, dafs erstere das Institut der dienenden Laienbrüder nicht zu kennen scheinen. Vielmehr verrichten deren Obliegenheiten wirkliche Laien, meist junge Leute, teilweise auch im Dienste des Klosters ergraute Männer. So war es auch im Metochion.

Trat man in die geräumige, saalähnliche Vorhalle, so standen oder safsen Nikolaos, Charalampos und Christodulos hier herum, rauchten Cigaretten,

tranken Kaffee und schwatzten nach Herzenslust. Die beiden ersten pflegten bei Tisch aufzuwarten; der alte Christodulos gehörte zu den geistig Armen, war aber unheimlich gesprächig. Aufserdem waren noch ein Koch und zwei Pädia niedrigen Ranges für Wasserholen, Holzspalten u. s. f. vorhanden, und daneben der kleine Niko, eine vater- und mutterlose Waise, der im Kloster aus Mitleid aufgenommen war, für gewöhnlich die Schule besuchte und bei Tisch aushalf, wenn einer der andren Diener verhindert war. Was dieser Dienerchor eigentlich machte, war mir rätselhaft. Nikolaos, der vornehmste, übrigens ein gutmütiger und ziemlich gebildeter Mensch, ging oft sehr elegant gekleidet spazieren.

„So ist es in allen vornehmen orientalischen Häusern; man hat eine Menge Diener, aber man wird nicht bedient, denn sie thun nichts“ sagte mir vollkommen richtig einer der östreichischen Mechitharisten. Beiläufig vielleicht auch ein Grund, warum der Orient eine unsrer sozialen Schwierigkeiten, die Dienstbotennot, nicht kennt. Der orientalische Diener geniefst wirklich ein behagliches und wenig arbeitreiches Dasein, was von seinem europäischen Kollegen nur mit einiger Einschränkung kann behauptet werden.

Der Bibliothekar stellte mir zu meinen Arbeiten in liebenswürdigster Weise sein nicht übermäfsig grofses Privatzimmer zur Verfügung. Ich safs an seinem Schreibtisch, während er häufig auf dem nahen Sofa, der Ablage meiner Codices, zugleich Fremde und Audienzsuchende empfing. Ihre Unterhaltung störte mich im Kollationieren weiter nicht; nichtsdestoweniger war es bisweilen ein Arbeiten mit

Hindernissen. Das unaufhörliche Kommen und Gehen und das oft sehr laute Geschwätz namentlich der Weiber, welche hoffnungsvolle Töchterlein für die Schule anmeldeten und um den Preis des Schulgelds markteten, war oft etwas störend. Einmal kam ein Schiffskapitän aus Solon; er mufste eine halbe Stunde warten, streckte sich daher aufs Sofa und begann aus langer Weile in meinen Codices zu blättern. „Sieh!“ sagte er, „das ist doch merkwürdig. Diese Handschriften sind griechisch; ich bin ein Grieche und kann sie nicht lesen, und du bist ein Fremder und liest das ganz leicht.“ „Dafür kann ich kein Schiff kommandieren“ erwiederte ich; dieser Trost erleichterte sein Herz, er schlug mir einen gemeinsamen Spaziergang vor, nachdem er mich vorher um Cigaretten gebeten. Er belohnte mich durch sorgfältige Verbesserung meiner neugriechischen Aussprache, wenn ich bei unsren Wandelgängen im Hof und auf der Terrasse áwli statt awlí (αὐλή), der Hof, sagte. Nach zehn Minuten verabschiedete ich den biedern Ätolier, und er fand das ganz in der Ordnung.

Eines warmen Nachmittags arbeitete ich auch nicht gerade in seliger Lust. Plötzlich spüre ich hinter mir einen heifsen Atem, ich drehe mich um und blicke in die grinsenden Gesichter Nikos und seines Freundes Photios, die nun Leseprobe machen mufsten, sie aber gar nicht übel bestanden. Niko, das kleine zehnjährige Seelenkind des Klosters, hatte mir überhaupt seine besondre Freundschaft gewidmet; er schenkte mir gleich am ersten Tage zwei Nüsse, seine ganze Habe; ich regalierte ihn mit Chokolade und Ansichtskarten, die ihm besondere Freude bereiteten, namentlich wenn sie Tiere darstellten. Eine

mit drei bunten Aras versetzte ihn in einen förmlichen Seligkeitstaumel. Das ganze Klösterlein hallte von seiner Freude wieder. Unter lautem Jubelgeschrei eilte er in die Vorhalle: „Nikolae, Christodule, Charalampe, i papagalli, vlepete, i papagalli.“ (Die Papageien, schaut, die Papageien!) Als alter Schulmeister wollte ich auch für seine Bildung sorgen; er mufste Bistum und Provinz seines heiligen Schutzpatrons Nikolaos mir täglich wiederholen. Der Name der Stadt Myra ging schwer in den kleinen Hellenenkopf. Unter den ergötzlichsten Seufzern und Grimassen brachte er immer eine falsche Form, bis endlich der Name haftete. Indessen meine Vermutung, dafs in der Schule das Bastuni, der Stock, wohl viel auf seinem Rücken tanze, widerlegte er durch die vielleicht in Bezug auf historische Treue nicht ganz zuverlässige Angabe, dafs er nie geschlagen würde, da er immer alles sehr gut wisse; schlimmer gehe es leider seinen Freunden Miltiades und Leonidas, welcher edlen Hellenen Bekanntschaft zu machen ich gleichfalls die Ehre hatte.

Einen rührenden Zug von Lokalpatriotismus erfuhr ich auch im Metochion. Der eine Diener, Nikolaos Papadopulos, kam öfter in mein Arbeitszimmer, um sich mit mir oder dem Bibliothekar zu unterhalten. Da ich den einzigen Stuhl, Herr Jakobos das Sofa okkupierte, setzte er sich ungeniert auf Jakobos' Bett; die Griechen sind in dieser Beziehung grofse Freunde demokratischer Gleichheit; daneben aber sind diese Diener doch äufserst taktvoll; eine gewisse Grenzlinie überschreiten sie ihren Vorgesetzten gegenüber nie. Einmal kam nun Nikolaos und fragte mich, ob es eine Geschichte von Kyzikos gebe. „Gewifs“

sagte ich, „ein berühmter deutscher Gelehrter, Joachim Marquardt, den ich noch gut gekannt habe, hat sie geschrieben, aber deutsch.“ „O! das verstehe ich nicht. Würde Ew. Hochwohlgeboren nicht schnell eine für mich schreiben; Kyzikos ist nämlich meine Vaterstadt.“ I. Hochwohlgeboren war gerade mit ihrem Tagewerk fertig und schrieb in einer halben Stunde ex memoria einen wohl nicht ganz einwandfreien Aufsatz über die Geschichte der Stadt Kyzikos, welche den biedern Bürger derselben ausnehmend erfreute. Er ging ins Nebenzimmer, legte sich auf den Divan und las sie laut und mit Andacht von Anfang bis zu Ende durch. Folgenden Tages kam Charalampos und brachte einen grofsen Wälzer, eine uralte griechische Ausgabe der Geographie des Strabo. „Αὐτὸς εἶνε ὁ Στράβων“ („Das ist Strabo“) sagte er; ich nickte und schrieb weiter. „Strabon spricht auch über Sinope und seinen Thunfischfang und die berühmten Männer aus Sinope.“ Nun merkte ich, wo der Biedere hinaus wollte. „Du stammst wohl aus Sinope?“ „Μάλιστα, κύριε. („Gewifs, Herr!“) Sie haben meinem Freunde Nikolaos eine so herrliche (λαμπρά) Historie von Kyzikos geschrieben; würden Sie nicht die grofse Güte haben, mir eine von Sinope zu schreiben? Aber, ich bitte Sie, erwähnen Sie darin Diogenes den Kyniker, Diphilos den Komiker und Baton den Historiker. Alle drei sind Sinopeer.“ Ich versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, und schrieb folgenden Sonntag Nachmittag eine ziemlich ausführliche Geschichte von Sinope. Ich hatte auch eine gute Quelle, die meinem Gedächtnis nachhalf. Hotel Bristol besitzt nämlich Brockhaus' Konversationslexikon in der neusten Auflage. Charalampos' Glück

kannte keine Grenzen, als ich ihm das Elaborat überreichte. Ich mufste eine Dedikation mit meinem Namen und allen Titeln — das betonte er zweimal — und dem Datum darunter setzen. Er sagte, er werde das Schriftstück als grofsen Schatz μέχρι θανάτου (bis zu seinem Tode) aufbewahren und es kalligraphisch kopieren. Als ich nach drei Wochen von Halki zurück nach Konstantiopel kam, zeigte er mir strahlend das Opus. Folgenden Tages drängelte sich der alte Christodulos an mich heran; aber dessen Vaterstadt wollte ich nicht kennen lernen, und ich kaufte mich mit einem Chirek (82 Pfg.) los.

Bei all der unfreiwilligen Komik eines solchen Erlebnisses hat dieser echt hellenische Lokalpatriotismus der beiden Klosterdiener doch etwas Rührendes. Würden wir einem dienenden Geiste aus einer Stadt der deutschen Heimat eine Geschichte seiner Vaterstadt anbieten, würde er uns antworten: „Ein Zehnmarkstück wäre mir lieber“.

Fast täglich wurde ich von dem Patriarchalvikar zum πρόγευμα (Dejeuner) eingeladen, wo der jüngste Geistliche das Eingangsgebet sprach, das der Vikar mit der Doxologie schlofs. Aufser den drei Priestern waren der Administrator und gewöhnlich sonst einige Laien anwesend. Später kam noch aus Palästina der Erzbischof von Diocäsarea; er konnte ruhig in Konstantinopel weilen, da die vernünftige Herde des Oberhirten von Diocäsarea seit Jahrhunderten nicht mehr existiert. Er ist nur Titularerzbischof. Ich meinte mit diesen hohen Dignitären über Geschichte und kirchliche Dinge reden zu müssen, fand aber wenig Gegenliebe. Einmal kam der sonst so schweigsame Oberpriester von Dio-

cäsarea ganz begeistert zum Mahl; er war auf dem Fischmarkt gewesen und hatte prachtvolle Thunfische und einen grofsen Sägehai gesehen. Er konnte nicht genug diese Prachtbestien verherrlichen. Von da an erzählte ich meine Erlebnisse und namentlich meine in jammervollstem Türkisch geführten Unterhaltungen mit den Sandaltschis, den Bootsleuten. Wenn wir dann nach dem Essen in den Empfangssalon des Vikars traten, um den Kaffee zu trinken, begann dieser, sobald ich die überreichte Cigarre in Brand gesetzt: „Κύριε Γέλζερ, τί ὡμιλήσατε μὲ τοὺς Τούρκους;“ („Herr G., was haben Sie mit den Türken gesprochen?“), und er wollte sich ausschütten vor Lachen über mein vorzügliches Türkisch. Monsignore Germanos war mir überhaupt sehr gewogen. Einmal schenkte er mir „einen Segen von Jerusalem“, einen weifsen Rosenkranz, wie ihn Laien tragen. Die Kleriker haben schwarze.

Die Trennung vom Phanar und vom Metochion des heiligen Grabes, wo ich grofse Gastfreundschaft und Liebe genossen, wurde mir aufserordentlich schwer.



III. DIE PRINZENINSELN UND HALKI.

I. DIE PRINZENINSELN.

Meine zweite Station war auf den Prinzeninseln, der Sommerfrische der türkischen Residenz. Dieser kleine Inselarchipel, vier bewohnte und drei unbewohnte Eilande, ist einer der entzückendsten Erdflecke. Grundherren sind hier überall noch die in der Zeit des sinkenden Reiches gegründeten Klöster des heiligen Nikolaos, des Erlösers, der Panagia, der heiligen Dreifaltigkeit u. s. f. Prinkipo, die Hauptinsel, ist mit den prachtvollsten Villen der reichen Griechen, Armenier und Levantiner geschmückt; sorgfältig gepflegte Gärten mit herrlichen Bäumen, seltenen Pflanzen und berauschend duftenden Blumen ziehen sich in Terrassen mit Marmorstiegen bis an den Meeressaum hinunter. Es sind gesegnete Plätze, bewohnt von einer fast ausschliefslich griechischen, liebenswürdigen, anmutigen und sanften Bevölkerung, welche an die begeisterungstrunkenen Schilderungen Polynesiens durch Lord Anson und Cook erinnern. Prinkipo und Halki sind die bevorzugten Sommerfrischen der Konstantinopolitaner. Sonntags strömt

die ganze Bevölkerung der Hauptstadt nach den Inseln aus, sodaſs man in den Restaurants der Hauptstadt an diesem Tage weder Granito noch Pagoto (Eis) bekommen kann. Während sonst alles so still und menschenleer auf den Inseln ist und höchstens auf dem Fischmarkt ein buntes Leben sich abspielt, wimmelt es heute in allen Straſsen von Menschen; auch die Eingebornen scheinen sich an Zahl verdreifacht zu haben. Man kann sich weder durch die Straſsen bewegen, noch in ein Kaffenion setzen, ohne daſs Fischer und ähnliches Volk uns mit seinen Waren heimsucht. Der eine bietet Seefische, der andere gebackene Krabben als Zukost zum Masticha oder zur Limonade, der dritte lebendige oder tote Wachteln zum Kaufe an. Junge Bursche mit stark duftenden und sehr geschmackvoll geordneten Sträuſsen machen bei den Damen oder deren Verehrern gute Geschäfte. Beliebt sind namentlich die Gazies oder, wie sie in Chios heiſsen, die Moscholuludia, gelbe auſserordentlich stark duftende Blumen, welche sich lange erhalten und ihren unangenehm kräftigen, aber bei den Griechen sehr beliebten Wohlgeruch auſsergewöhnlich lang bewahren.

Zur Besteigung der entzückenden Berghöhen laden Wagen und Esel ein.

Charakteristisch für die kastenartige ethnische Absonderung aller Berufe im Orient ist, daſs z. B. auf Halki sämtliche Eseltreiber Tziganen (Zigeuner) sind. Das ehemals hochgefeierte stauropegische Kloster der Theotokos Kamariotissa hatte groſse Besitzungen in Bulgarien. Eine Anzahl Familien der dortigen Hörigen hat die Grundherrin nach der Insel verpflanzt, wo sie den ausgerodeten Waldboden zu

urbarisieren hatten. Diese bulgarischen Zigeuner sind längst vollkommen hellenisiert und stolz auf ihr Griechentum. Als ich meinen Eseltreiber einmal fragte, ob er ein Türke sei, antwortete er mit tiefster Entrüstung: „Ῥωμαῖος εἶμαι!“ („Ich bin ein Grieche!“); offenbar meinte er, ich wolle seine Zigeunerabstammung verspotten. Allein obschon seit Jahrhunderten orthodox, halten diese Sippen noch immer zusammen, heiraten nur unter sich und betreiben ausschließlich den Saumtierdienst auf der Insel.

2. MEIN AUFENTHALT IN DER THEOLOGISCHEN SCHULE AUF HALKI.

Auf Halki, der zweiten Insel, deren gesamtes Grundeigentum drei Klöstern gehört, habe ich mich 14 Tage unbeschreiblich wohl gefühlt. Die Türken nennen die Erzinsel Hejbeli Ada, weil sie die beiden Bergkuppen und die dazwischen liegende Einsenkung in einer für den tief poetischen Sinn dieser Nation charakteristischen Weise mit einem türkischen Samari und seinen beiden Satteltaschen vergleichen. Eine dieser Kuppen nimmt das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit ein. In 10 Minuten steigt man von der Skala beim Flecken Halki nach dem Kloster hinauf, und hier bietet sich ein hinreißender Anblick. Ein Teil der Berglehne ist mit einem prächtigen Kiefernwald besetzt. Uralte Cypressen und Pinien umgeben das Kloster, von dem man einen entzückenden Rundblick auf das tiefblaue Marmarameer und die beiden Nachbareilande Prinkipo und Antigoni hat; gegenüber liegt die bithynische Küste mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten und im Hintergrund in zartestem

Blauviolett die scharfgeschnittenen, feinen Linien der bithynischen Berge. Acht Tage hatte ich das Glück, auf diesem paradiesischen Fleck Erde in der klösterlichen Gemeinschaft zu leben. Ich vervollkommnete dabei mein Neugriechisch; denn der Direktor Archimandrit Apostolos Christodulu, spricht nur neugriechisch und russisch. Über letzteres verfügte ich leider nicht.

Das Kloster Aja Triada ist jetzt die theologische Schule des Patriarchats. Neben den theologischen Lehrern, Priestern oder Mönchen, die das grofse Engelskleid tragen, sind auch Vertreter für die meisten der bei uns in der philosophischen Fakultät gelehrten Disciplinen in den Lehrkörper aufgenommen. Diese Professoren sind sämtlich Laien, leben aber, wenn unverheiratet, auch im Kloster. 1893 wurde das alte Kloster durch ein furchtbares Erdbeben fast vollständig zerstört; indessen der russische Grieche Stefanowitsch baute es auf seine Kosten von Grund aus wieder auf. Der Neubau ist nun ein grofsartiges, allen modernen Anforderungen entsprechendes Schlofs mit weiten, luftigen und hohen Hallen und Korridoren. Hier hatte ich ein geräumiges Zimmer, einen förmlichen Saal, mit Doppelfenstern als Wohn- und Arbeitsraum zur Verfügung, und Anfang Oktober, als plötzlich ein starker Witterungsumschwung eintrat, ward sogar für mich geheizt. Ich hatte anfangs nicht im Kloster gewohnt, weil ich vor der „engelgleichen Lebensordnung", d. h. den vielen Fastenspeisen der Mönche, einen gewissen Respekt hatte. Bei den Griechen ist nämlich das Fasten nicht, wie bei den römischen Katholiken, eine sehr angenehme Abwechslung des Menus, sondern man ifst wenig

und schlecht. Ich erklärte, ich sei ein verweichlichter Westeuropäer und könne diese spartanische Disciplin nicht ertragen; die griechischen Gemüse sind zum Teil wahrhaft fürchterlich. Allein die Einladung wurde immer wiederholt. Ich hatte ein grofses Empfehlungsschreiben S. Heiligkeit mitgebracht, und ich sah ein, dafs ich einfach aus Schicklichkeitsgründen die Behausung der Träger des Engelkleides teilen müsse. Indessen auf Verordnung des Direktors afs ich allein und täglich Gebratenes; mein schwaches Fleisch ward also auf keine harte Probe gesetzt.

Ein grofser Vorzug war, dafs der Professor der Patristik, Archimandrit J. Evstratiu, ein alter Jenenser war, der bei uns den Doktor gemacht hatte und alles that, um mir den Aufenthalt zu erleichtern und zu verschönern. Oft machten wir zusammen Spaziergänge durch die Wälder der Insel und längs des Meeresufers, deutsch oder griechisch unsre Gedanken austauschend.

3. DER BESUCH BEI DEN BEIDEN EXPATRIARCHEN.

Eines Sonntags stiegen der Direktor, Professor Evstratiu und der zum Besuch anwesende Archimandrit Phoropulos mit mir zu der westlichen Skala hinunter; wir nahmen ein Boot, um die beiden auf der Nachbarinsel Antigoni in stiller Zurückgezogenheit hausenden Expatriarchen Neophytos und Anthimos zu besuchen.

Unser Fährmann war ein liebenswürdiger Naturbursche, dem die Lebenslust aus den Augen blitzte, eines jener glücklichen Kinder des Südens, welche in einer fast animalischen Naivetät jenseits von Gut und Böse leben. Ohne alle Ziererei und Pose, wie

sie einer solchen gerade gewachsenen Natur ferne liegt, erzählte er uns haarklein die Erlebnisse der letzten Nacht. Er hatte sich schwer bezecht, dazu mit ähnlichen edeln Brüdern ein bifschen gerauft und war jedenfalls um seine ganze Barschaft gekommen, sodafs er nun sehr zu seinem Schmerze am heiligen Sonntage doppelt fleifsig sein mufste. Interessant war mir nun das Benehmen der drei geistlichen Herren. Schon die natürliche, von aller Salbung oder Betonung der Angehörigkeit zur gebildeten Gesellschaftsklasse freie Art, wie sich der allerhochwürdigste Archimandrit Apostolos Christodulu mit dem einfachen Sohne des Volkes unterhielt, war echt griechisch. Zu den Bekenntnissen des jugendfrischen Sünders lachten die Papades sehr herzlich und fragten mich um meine Meinung. Als Angehöriger der trinkfrohen deutschen Nation war ich für die Südländer zum voraus gestempelt und sagte, was ich bei einem ähnlichen Erlebnis einst zu meinem Gondoliere in Venedig geäufsert hatte: „Non è peccato, ma solamente peccadiglio“. Die Priester lachten, und der Barkenführer schien nicht ganz unzufrieden mit dem Ausgang des Scherbengerichtes zu sein.

In kaum halbstündiger Fahrt brachte uns die wie ein Pfeil dahinschiefsende Barke nach der Skala von Antigoni, wo sich unseren Blicken ein reizendes Bild bot.

Nur einen Steinwurf von der Lände entfernt, erhebt sich ein bescheidenes Landhaus, von Ulmen und Maulbeerbäumen umschattet. Auf der Bank vor dem Hause, von wo man einen herrlichen Blick nach Halki und über das blaue Meer nach den bithynischen Gebirgen hat, safsen zwei ehrwürdige Greise, in dem

schwarzen hohen Hut der griechischen Kleriker und in die langen geistlichen Gewänder gehüllt; bis auf die Brust flofs ihnen der silberweifse Bart. Unwillkürlich mufste ich an die Schilderungen Tolstois in seinen Legenden denken. Patriarch Neophytos hat in München studiert und spricht vortrefflich deutsch; dagegen mit dem sehr klugen Anthimos konnte ich weniger sprechen, da er nur des Griechischen mächtig ist. Neophytos wohnt hier bei seinem Neffen, der Arzt ist. Bald erschienen noch zwei Besucher, ein Arzt aus Ochrida und ein Geschäftsmann aus Bitolia-Monastir; beide küfsten den Expatriarchen nach griechischer Sitte ehrfurchtsvoll die Hand und erzählten dann sehr interessant von der bedrängten Lage der kleinen griechischen Bevölkerung in Nordmacedonien, wo sie wie Inselchen von dem gewaltigen bulgarischen Meere umbrandet werden. Doch die Sonne warf breite Schatten, und wir mufsten an den Abschied denken.

4. DER BESUCH BEI NIKODIMOS VON JERUSALEM.

Auf Halki, im dortigen Metochion des heiligen Grabes, wohnt Nikodimos, der Expatriarch von Jerusalem. Er gehört zur russischen Partei unter dem griechischen Klerus und war deshalb von der fanatisch die griechischen Interessen vertretenden Hetärie des heiligen Kreuzes zur Abdankung gezwungen worden. In den Sprengeln von Antiochien und Jerusalem ist nur ein Teil des höhern Klerus, der sich aus Konstantinopel und von den Inseln rekrutiert, griechisch; die ganze orthodoxe Bevölkerung spricht nur arabisch, und es ist sehr ungeschickt von den Griechen, dafs sie gegen deren berechtigte Wünsche,

arabische Oberhirten an ihrer Spitze zu sehen, taube Ohren zeigen, zumal diese Vorherrschaft der Griechen in den Ostlandschaften des Reichs eine Neuerung ist und erst im XVII. und XVIII. Jahrhundert sich eingebürgert hat. Da sind die Katholiken viel klüger. Die Melchiten, die mit Rom unierten Orthodoxen des Sprengels von Antiochien, haben eine nationalarabische Prälatur[1]). Aufserdem haben sich die in Jerusalem hochmächtigen Russen der arabischen Nationalpartei in dem Streit um die Besetzung des Patriarchenstuhls von Antiochien angenommen. Die Mehrzahl der Diöcesan-Metropoliten ist arabischer Nationalität und wollte durchaus einen Landsmann auf den Thron erheben. Durch die Hilfe der Russen hat sie jetzt thatsächlich den Sieg davongetragen. Es ist darum im wohlverstandenen griechischen Interesse sehr bedauerlich, dafs man Nikodimos, der noch immer persona gratissima in Petersburg ist, beiseite geschoben hat. Die Gunst der Russen geniefst er übrigens nach wie vor. Kein Grofsfürst, kein Mitglied der Botschaft oder sonstiger hoher russischer Würdenträger besucht die Prinzeninseln, ohne Nikodimos seine Aufwartung zu machen. Er erhält aus St. Petersburg die prachtvollsten Geschenke. Die Insulaner erzählten mir, dafs seine Kelche, Ciborien und sonstigen Altargerätschaften — alles russische Geschenke — viel kostbarer und herrlicher als selbst die des ökumenischen Patriarchen im Phanar seien.

---

1) Alle Prälaten, soweit ich nach der Gerarchia cattolica ihr Nationale feststellen konnte, gehören der syrischen, arabisch redenden Bevölkerung des Libanon an.

Da man mir allgemein versichert hatte, dafs er zu den bedeutendsten Köpfen der griechischen Hierarchie gehöre, beschlofs ich, ihn zu besuchen. Das Metochion ist keine Viertelstunde von dem Orte Halki entfernt; ein prächtiger Weg führt hin, den alte Bäume umsäumen. Man hat stets den Blick auf das Meer und das gegenüberliegende entzückende Prinkipo. Das Kloster liegt unmittelbar am Saume eines alten Pinienwaldes, in dem sich der griechische Friedhof ausdehnt. Die mit schlanken Cypressen und Pinien besetzte Klosterterrasse zeigt dieselbe herrliche Aussicht, wie die Strafse. Auch die Griechen rühmen die prachtvolle Lage des Klosters. Man geht durch das erste Haus, Dienerwohnungen und Amtsbureaux, wie mir schien, dann kommt die bescheidene Kirche, und erst hinter dieser tritt man in einen blumenreichen Garten, hinter dem die eigentliche Residenz des Patriarchen liegt. Bei meinem ersten Besuche war er gerade ausgefahren; indessen der geläufig französisch sprechende Hieropresbyteros bestellte mich auf 3 Uhr des folgenden Tages. Als ich pünktlich erschien, stand mir nur ein etwas jugendliches Pädí Rede und beantwortete meine Frage, ob der allerseligste Gebieter zu sprechen sei, mit einem lakonischen „κοιμᾶται“ (er schläft). Nun, ich setzte mich behaglich auf eine Gartenbank und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nur ein etwas älterer Diener und bemerkte barsch: „Δὲν ἔχει καιρόν“ (Er hat keine Zeit). Ich erwiederte, dafs ich auf diese Stunde ausdrücklich bestellt sei; aber er wiederholte nur mehrfach sein albernes „δὲν ἔχει καιρόν“, sodafs ich in würdevoller Entrüstung aufbrach und schwur, den Heiligen von Jerusalem nie

mehr zu besuchen. Indessen mein nicht ganz unberechtigter Grimm verrauchte, und am letzten Nachmittag vor meiner Abreise von der Erzinsel machte ich noch einmal den mir so lieb gewordenen Gang längs der Ostküste und befand mich plötzlich vor dem Klosterthor. Ich durchschritt dasselbe; alles menschenleer, ebenso die Kirche und die Residenz. Ich schritt die Stufen hinauf in den Korridor. Hinter einer halbgeöffneten Thür in einer dunkeln Kammer lag ein Mensch faul ausgestreckt auf einer Matratze im nachmittäglichen Halbschlummer. Er hörte mich und sprang blitzschnell auf. Es war das kleine Pädí. Wieder fragte ich, ob der allerseligste Gebieter zu sprechen sei. „Εἶνε εἰς τὸ κραββάτι“ (Er liegt zu Bette). „Ist er krank?“ „Μάλιστα, κύριε“ (Gewiſs, Herr). Ich sagte Adieu und machte mich auf den Weg. Im Garten brannte ich mir ungeniert eine Cigarre an, das war mein Glück. Denn plötzlich kam das gröſsere Pädí atemlos herangesprungen: „Auf der Stelle kommen Sie zu Sr. Seligkeit.“ „Er liegt ja im Bette und ist krank.“ „O bewahre! er ist nicht krank und erwartet Sie; schnell! schnell!“ Nun endlich sah ich Se. Seligkeit, die sich in der liebenswürdigsten Weise wegen der verschiedenen „Miſsverständnisse“ entschuldigte und mich auſserordentlich herzlich bewillkommnete. Über meine wissenschaftlichen Pläne und meine Arbeit im Metochion von Konstantinopel war er völlig unterrichtet, offenbar durch Msgr. Germanos, der ihn die Woche zuvor besucht hatte. Ich blieb fast eine Stunde bei dem wirklich bedeutenden und geistvollen Manne. Die Unterhaltung wurde griechisch geführt; indessen verhielt ich mich mehr hörend als mitteilend aus bewegenden Ursachen. Patriarch Nikodimos ist

ein warmer Patriot; aber er sieht trüb in die Zukunft. „Wir Griechen haben unter den Grofsmächten keinen Freund, keinen“ wiederholte er mehrmals; für seine Landsleute ist er dabei ein strenger Richter: „Alles haben wir verloren, nur nicht unsern Hochmut“. Ich bemerkte ihm, dafs die schweren Erfahrungen des letzten Krieges läuternd und sittlichend auf die edle griechische Nation gewirkt hätten. „Gott gebe es!“ sagte er. Auch auf die deutsche Orientpolitik kamen wir zu sprechen, und da äufserte er sich sehr bemerkenswert: „Kaiser Wilhelm ist in seinen politischen Mafsnahmen weder durch seine Freundschaft zu den Türken, noch durch Antipathie gegen die Hellenen bestimmt. Er hat nur ein Ziel, den Vorteil der Deutschen, und darin hat er Recht. Sehen Sie diese anatolischen Eisenbahnen, das ist ein Meisterstück der Deutschen. Die Russen hätten gern gehabt, wenn von Angora die Bahn nach Trapezunt und Erzerum wäre fortgesetzt worden; doch das fällt den Deutschen nicht ein; sie haben ihre Bahn von Angora direkt südlich nach Konie gebaut, und von da wird sie durch Cilicien und Syrien weiter nach Bagdad gehen. Diese Linie liegt weder im Interesse der Russen, noch der Engländer, wohl aber der Deutschen. Die Deutschen sind klug.“ Nur ungern verabschiedete ich mich von dem ehrwürdigen Greise, der ohne beschränkt nationale Voreingenommenheit so kühl realpolitisch urteilte. Es ist wahrhaft bedauerlich, dafs kurzsichtige kirchenpolitische Gegner ihn vor der Zeit seinem Wirkungskreise enthoben haben.

Die lange Audienz hatte mein Ansehn in den untergeordneten Kreisen sehr gehoben, und der kleine

Diener fühlte sich verpflichtet, mich durch alle drei Gebäude bis zur vordern Terrasse zu begleiten. Unterwegs knurrte ich ihn an, dafs er ein ψεύcτηc (Lügner) sei. Er fand kein Wort der Entschuldigung, blickte mich aber so flehentlich ängstlich aus seinen verschüchterten Augen an, dafs mein Grimm schmolz. Zum Abschied drückte ich ihm einen Chirek in seine Rechte. Nun die Wandlung. Das alte Wort: „Geld macht selig" hat nirgends mehr Wahrheit als in Griechenland. Er wollte mir durchaus die Hand küssen, doch ich wehrte das mit ruhigem Ernste ab: „Δὲν εἶμαι κληρικόc" (Ich bin kein Priester). Der arme Junge war weniger schuldig, als es den Anschein hatte. Der Expatriarch wird von lästigen Audienzsuchern und zudringlichen Bittstellern in halbem Belagerungszustand gehalten. Daher erhalten die Diener häufig die Weisung, ihn zu verleugnen. Indessen mich zählte der allerseligste Gebieter glücklicherweise nicht in die Kategorie der Lästigen. Folgenden Tages verliefs ich das Eiland.



IV. ZWEI GRIECHISCHE KIRCHENFESTE.

I. DAS GEDÄCHTNISFEST DES PATRIARCHEN VON ALEXANDRIEN.

Einen rechten Gegensatz zu dieser beschaulichen Idylle bildete ein glanzvolles Kirchenfest, dem ich beiwohnen konnte, die Gedächtnisfeier für den angeblich 105jährig verstorbenen Patriarchen Sophronios von Alexandrien, der einst gleichfalls Ökumenikus gewesen war. Das Fest interessierte mich um so mehr, als ich mit dem Verstorbenen in Korrespondenz gestanden hatte.

Eines Sonntags machten wir uns, ein befreundeter Gelehrter und ich, schon frühe auf den Weg, da die Feier, wie mir der Patriarchalarchivar versichert hatte, schon $\frac{1}{2}$ 9 Uhr beginnen solle und stark besucht werde. Der ökumenische Patriarch celebrierte selbst die Seelenmesse, während er sonst nur Weihnachten,

Ostern und Pfingsten das Hochamt zu halten pflegt[1]). Konstantinos war nämlich Sophronios' Schüler und hängt an ihm mit rührender Pietät; sein Bild befindet sich im Empfangssalon des Patriarchats. Er bestreitet auch die Authenticität der mythisch klingenden Altersangabe; nach ihm ist Sophronios 97jährig gestorben. Sophronios, der in seinem Uralter geistig etwas abgenommen hatte, pflegte zu sagen, er habe nur einen Ehrgeiz, nämlich dafs der Papst von Alexandrien — diesen Titel führt der ägyptische Patriarch — den Papst von Rom überleben möge. Dieses Ziel ist ihm nun allerdings versagt geblieben. Als wir an die Pforten der Patriarchatskirche kamen, stand diese bis in die Vorhalle gedrängt voll Menschen. Indessen höflich und liebenswürdig, wie die Griechen auch aus dem Volke sind, machten sie uns gleich Platz und wiesen uns nach vorn, damit wir besser sähen. Das Laienpublikum ist durch eine Vergitterung von den Seitenschiffen abgesperrt; in diesen befinden sich Chorstühle, auf denen die Notabeln safsen oder standen, rechts zuvorderst gegen das sogenannte Ikonostas, die den Hochaltar abtrennende Bilderwand, befindet sich der mehrstufige, aus dem XI. Jahrhundert stammende Prachthron des Patriarchen, daneben der niedrigere des Grofslogotheten, gegenwärtig S. Exc. Senator Prinz Aristarchi-Bey, der heute indessen fehlte. Sobald man uns gewahr wurde, öffnete ein

1) Das grofsartigste Kirchenfest ist zweifellos Ostern, wo, bei dem Zusammenströmen so vieler Fremden und um den ökumenischen Charakter des Patriarchats zu zeigen, in der St. Georgskirche das Evangelium in zehn Sprachen verlesen wird: griechisch, slawonisch, französisch, türkisch, lateinisch, russisch, deutsch, serbisch, rumänisch und armenisch.

Kawafs die Schranken, und wir wurden in die Notabelnstühle befördert; mein Nachbar, der vortrefflich deutsch sprechende Professor Amaxopulos, machte mich mit all den hinter dem Ikonostas befindlichen Würdenträgern bekannt. Zuerst las ein reich gekleideter Priester oder Hierodiakonos vom Ambon das Evangelium des Tages — es ist Johannis des Täufers Enthauptung. Vorne gegenüber dem Patriarchalthron war der Katafalk des Patriarchen Sophronios aufgebahrt, darauf zwei Schüsseln mit Kollyba, einem Gebäck mit Beeren, der Totenspeise, welche die Teilnehmer der Exequien zum Schlufs verzehren.

Plötzlich öffnet sich „die schöne Pforte" des Ikonostas, und heraus tritt der Patriarch im reichsten Priesterornat, angethan mit dem Sakkos, dem Priestergewand aus violettem Samt, auf dem goldne und silberne Lilien gestickt sind, unten von einem Kranz goldener und silberner Sternenblumen umsäumt; um die Schultern trug er das ebenfalls von Goldstickerei starrende weifse Omophorion, und auf dem Haupte hatte er nach byzantinischer Sitte eine prachtvolle, edelsteingeschmückte Krone. Sein Wappen, das an der Fassade der Patriarchatskirche und auf den Grabmonumenten der Patriarchen im Kloster „der lebenspendenden Quelle von Valukli" ausgehauen ist, zeigt den gekrönten Doppeladler mit Reichsapfel und Scepter in den Klauen. Dasselbe Emblem ziert das grofse Patriarchatssiegel. Seit dem Untergang des römischen Kaiserreichs ist der Patriarch ja nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Oberhaupt der griechischen Nation, wie ganz ähnlich der jüdische Hohepriester in nachexilischer Zeit an die Stelle des Königs getreten und ebenso nach Aufteilung

des armenischen Reichs der Katholikus das geistlich-weltliche Oberhaupt aller Armenier geworden ist. In seinem langen weifsen Bart sah „der allerheiligste Gebieter“ ungemein ehrwürdig aus. Er sprach die rituellen Formulare mit tief bewegter, manchmal zitternder Stimme; die ganze Ceremonie griff ihn sichtlich an. Die physische Anstrengung, in diesen schweren Samt- und Goldbrokatgewändern das Hochamt zu celebrieren, ist keine geringe. Dazu kam der Seelenschmerz um den Tod des geliebten Lehrers. Nach ihm sangen der Reihe nach die vier assistierenden Metropoliten von Derkos, Amasia, Beröa und Rhodus, alle gleichfalls in Seidengewändern, die von Goldstickereien strotzten, bei Derkos auf weifsem, bei Amasia auf rotem, bei den beiden andern auf blauem Grunde. Dazu hielten zwei Priester die flor-umwundenen Leuchter; auch sie hatten Goldbrokatgewande und sahen in ihren langen, schwarzen Locken und den wohlgepflegten Bärten prachtvoll aus und wufsten es auch, wie mein Reisegefährte richtig bemerkte.

Nach einem Gesang im Altarraum wurde ein Vorhang aus rotem Samt, auf dem Christus in Gold gestickt war, vor die Ὡραία Πύλη (die schöne Pforte) gezogen; nach Entfernung desselben sprach der Patriarch das Formular der Totenmesse und streckte ein edelsteinbesetztes Kreuz hin, welches die Metropoliten und Priester küfsten. Alles schlug dazu unaufhörlich Kreuze. Unterdessen sammelte ein Priester auf silberner Patene das Opfer; da wir an den Notabelnplätzen safsen, mufsten wir einen Medjid darbringen, das erforderte der Anstand. Jeder Anwesende erhielt nun eine dünne Wachskerze in die Hand. Der

Patriarch mit seinen Akoluthen trat aus der schönen Pforte heraus; es wurde stark geräuchert. Zwei Männer- und Knabenchöre sangen in der unangenehmen, näselnden Weise der Griechen abwechselnd geistliche Hymnen. Endlich kam der Segensspruch und dann die Akklamationen: „Konstantin dem ökumenischen Patriarchen viele Jahre“, „Sophronios seligen Gedächtnisses ewige Erinnerung“ u. s. f. Alles das etwa zwanzigmal; es war ein Responsorium der beiden Chöre. Wenn der eine Chor aufhörte, fiel der andere singend ein. So habe ich eine lebendige Vorstellung von den προcφωνήcειc, den Akklamationen, erhalten, welche in den Verhandlungen des römischen Senats und genau so in den nach seinem Vorbilde eingerichteten geistlichen Reichsparlamenten, den ökumenischen Konzilien, eine so grofse Rolle spielen und uns so eigentümlich und fremdartig anmuten. Für den byzantinischen Historiker ist die Kenntnis von Land, Leuten und Bräuchen der Gegenwart von unschätzbarem Werte. In Byzanz sind noch Einrichtungen des alten Reiches und der alten Kirche lebendig, von denen sonst aus dem Staube der Bibliotheken und den Worten der alten Schriftsteller nur eine dunkle, verworrene Kunde zu uns dringt. Hier hat alles 1000jähriges Leben. Der Spruch der Väter von Nicäa: „Das Alte soll gelten“, hier ist er Wahrheit. Während dieses ganzen Aktes hielten wir die brennende Wachskerze in der Hand. Als „Häretiker“ kam ich mir dabei etwas sonderbar vor, mochte aber mich nicht ausschliefsen. Nun wurden wir von einem Kirchendiener von der rechten (geistlichen) Seite der Ehrensitze auf die linke (weltliche) befördert. Denn die schöne Pforte öffnete sich von

neuem, und heraus schritten die amtierenden Oberhirten. Der Patriarch, unterstützt von zwei Priestern, bestieg in seinem schweren Prachtgewande die Stufen seines Thrones. Neben ihn, auf tiefere Sitze, setzten sich die neun Metropoliten der allerheiligsten Synode. Darauf bestieg Chrysostomus, der Protosynkellos (Generalvikar) des Patriarchen, den Ambon und las eine rhetorisch vortreffliche Gedächtnisrede in klassischem Griechisch ab. Konstantinopel und besonders die Geistlichkeit des Phanars stehen im Rufe, dafs hier das eleganteste Griechisch gesprochen und geschrieben werde. Die Leichenrede auf den Patriarchen von Alexandrien war der sprechende Beleg dafür. Ihr Inhalt freilich, der sich eigentlich ausschliefslich an die Gebildeten richtete, erschien mir weniger zweckentsprechend. Ich mufste mich unwillkürlich fragen, was hat nun das gute Volk, das völlig still und, wie mir schien, recht andächtig, Kopf an Kopf eingepfercht, innerhalb des Gitters stand, von dieser heiligen Handlung? und im griechischen Volke, wie nachher soll ausgeführt werden, regt sich doch machtvoll das religiöse Bedürfnis, der Hunger nach der wahren Seelenspeise. Hier hat der Klerus eine hohe und lohnende Aufgabe zu erfüllen. Auf den Emporen, „dem Frauenplatz", sah man zahlreiche, hochelegante Damentoiletten. Die perotische und phanariotische Aristokratie war hier oben vertreten. Die Feierlichkeit hatte nahezu zwei Stunden gedauert, und so waren wir froh, als auf den Wink des liebenswürdigen Professors Amaxopulos ein Kawafs erschien, die Menge teilte und uns ins Freie führte.

2. DER TAG DES HEILIGEN NIKOLAOS AUF HALKI.

Grundverschieden von dieser aristokratischen Feier des hohen Klerus war ein demokratisches Kirchenfest, die Feier des heiligen Nikolaos, des allgemeinen Schifferpatrons, der ich auf der Insel Halki beiwohnte. Meine Wirtsleute, eifrige orthodoxe Christen, hatten ihren besten Staat angethan und fragten mich, ob ich mich an der Nikolaosfeier beteiligen wolle. Nikolaos, der Metropolit von Myra in Lykien, ist in der ganzen orthodoxen Welt der hochheilige Schutzpatron der Schiffer und der Kinder. Auch im Westen hat er bekanntlich grofse Popularität errungen, seit sein Leichnam nach Italien kam. Im Mittelalter trieb man Reliquienraub, wie in neuerer Zeit den Raub von Kunstdenkmälern. Die frömmsten Leute hatten bei solchen Unternehmungen ein elastisches Gewissen. Die Venetianer stahlen im IX. Jahrhundert den heiligen Markus aus seiner Bischofstadt Alexandrien; Raynald von Dassel, der Erzbischof von Köln, raubte die heiligen drei Könige aus Mailand; und so stahlen die Leute von Barletta den heiligen Nikolaos aus Myra. Alle diese Sancti haben sich diese gewaltsame Verpflanzung gefallen lassen und bürgerten sich in der neuen Heimat rasch ein. Aber der Osten blieb seinem Nikolaos trotzdem treu. Gräfin Bagréeff-Speransky erzählt von einer armen russischen Bäuerin, welche, ohne ein Wort einer fremden Sprache zu verstehen, durch Polen, Östreich und Italien bis nach Barletta pilgerte und welcher Papst Gregor XVI., voll Staunens über diesen Berge versetzenden Glauben, eine besondre Audienz bewilligte. In frühern Zeiten — heute sind sie wohl

bereits zu aufgeklärt — pflegten die frommen Bulgaren zu sagen: „Sollte Gott je sterben, so wählen wir St. Nikolaos an seiner Stelle als unsern Gott“. So dauert seine Verehrung noch ungebrochen fort, und bei einer Fischer- und Schifferbevölkerung, wie auf Halki, ist natürlich sein Ansehen noch ein gewaltiges. Ein solches Fest versprach interessant zu werden, und darum sagte ich meinen Freunden gerne zu; gegen 9 Uhr Abends gingen wir nach der hellerleuchteten Pfarrkirche. Die Strafsen, sonst um diese Zeit fast ausgestorben, waren noch von einer ziemlich ausgelassenen und etwas zweifelhaften Bevölkerung belebt; in der Kirche wogte eine grofse Menschenmenge. Kopf an Kopf füllte dieselbe den Raum. Wir zwängten uns bis gegen das Ikonostas und die schöne Pforte durch und standen nun zwischen Fischern, Schiffern, Früchten- und Fischhändlern sehr demokratisch in einer Enge und Glut und einer Atmosphäre, wie ich das noch nie erlebt hatte, welche wenigstens bei mir entschieden die Andacht nicht förderte. Zwei Protopsalten der Patriarchatskirche waren eigens von Konstantinopel herübergekommen; ihre Leistungen wie die der mit aller Anstrengung ihrer Lungen mehr schreienden als singenden Knaben waren entsetzlich. Ermüdend ist auch die Länge der diversen Kanones und Kontakia, der liturgischen Hymnen zu Ehren des Tagesheiligen, welche während des Officiums abgesungen wurden. Während die anderen Prister im Altarraum sangen und funktionierten, traten zwei Hierodiakone hinaus in den Kirchenraum, um lange Gebete „für die Insel Halki, Klerus und Volk der Insel Halki“ u. s. f. zu recitieren. Der eine, ein zwerghaft kleiner Mann mit einer

dröhnenden Stentorstimme, zeichnete sich durch eine ganz kolossale Lockenperücke und einen phänomenalen Bart aus. Irgend etwas an eine Predigt oder Ansprache Erinnerndes wurde in der ganzen Feier vermifst. Als Leiter der heiligen Handlung war von Konstantinopel der Metropolit von Eleutheropolis, Dionysios, in seinem Prachtornat und dem schwarzen Priesterhut mit Schleier erschienen. Er sprach eine Art kurzes Schlufswort oder Segenspruch wenigstens des ersten Teils der Feier. Sie dauerte noch eine gute Weile fort, aber ich hielt die ebenso heifse als kräftige Luft nicht länger aus. Während des Gottesdienstes wurde nicht weniger als fünfmal für die Kirche, das Hospital, die Schule u. s. f. gesammelt. Dieser unaufhörlich wiederholte Appell an die christliche Bruderliebe brachte naturgemäfs eine Freigebigkeit in absteigender Linie hervor.

Die Haltung der Männer, mit verschwindenden Ausnahmen Angehöriger der untern Klasse, war eine musterhafte; sie schienen mit wirklicher Andacht oder wenigstens mit Interesse der heiligen Handlung zu folgen. Dagegen die Frauen waren in unaufhörlicher Bewegung und in endlose Gespräche vertieft. Man begreift hier, dafs die Jesuiten, wenn sie ihre Komödien aufführten, dies damit begründeten, es müsse auch etwas für die Frauen oder, wie sie etwas unhöflich sagten, pro garrulo sexu (für das schwatzhafte Geschlecht) geschehen. Ein mir befreundeter Priester, der als ἱεροκῆρυξ (Prediger) mehrere Jahre in einer gröfsern Stadt Macedoniens gewirkt hat, erzählte mir, dafs er jede Predigt unterbrechen und die Frauen zur Ruhe habe mahnen müssen. Er hob dem gegenüber die Würde und den Anstand des evangelischen Gottesdienstes hervor.



V. RELIGIOSITÄT UND KIRCHENPOLITIK DER GRIECHEN.

1. KIRCHE UND VOLK.

Das Volk hängt noch aufserordentlich an seiner Kirche. Eine Kirche, welche durch Jahrhunderte der Knechtschaft Freud und Leid mit ihrem Volke geteilt hat, ist diesem aufs innigste ans Herz gewachsen. Sie gilt — und dies mit Recht — vorzugsweise als die Trägerin der nationalen Idee, und darum halten auch viele Gebildete, die innerlich den Lehren der orthodoxen Kirche, ja jedem christlichen Glauben entfremdet sind, aus nationalen Gründen äufserlich zur Kirche. Im Volke aber ist sie eine Macht nicht allein in der Türkei, sondern auch im freien Griechenland. So mächtig aber auch der Klerus noch ist, vor gewissen, an die sicilianische Maffia erinnernden Organisationen zittert auch er. Smyrna mit seiner zur Hälfte griechischen Bevölkerung ist die vorzugsweise hellenische Stadt des türkischen Reichs. Natürlich befindet sich unter der griechischen Hafenbevölkerung ein wahrer Abschaum von Menschen. Ein Bravo, der schon zahlreiche Morde auf seinem

Gewissen hatte und immer jedem Gerichtsverfahren durch geheime Protektion entgangen war, fand seinen Tod in einer gewöhnlichen Messeraffaire Betrunkener. Seine Freunde und Genossen baten den Metropoliten von Smyrna, die Totenmesse zu halten. Dieser weigerte sich natürlich, die kirchlichen Ehren einem Verbrecher zu erweisen; da erschien aber der Capo der Gilde im erzbischöflichen Palast und drang bis zum Metropoliten vor: „Wir haben Dich gebeten, unsrem ermordeten Bruder die Totenmesse zu lesen. Ich weifs", setzte er mit drohendem Tone hinzu, „der allerhochwürdigste Gebieter wird unsren Wunsch sicher erfüllen". Der fürchterliche Mensch setzte seinen Willen durch; der Metropolit las die Messe.

2. DAS VERHÄLTNIS DER ORTHODOXEN GEISTLICHKEIT ZUR ANGLIKANISCHEN KIRCHE.

Was das Verhältnis der griechischen Prälatur zu den andern Konfessionen betrifft, so besteht dem Protestantismus gegenüber meist ein sehr freundliches. Mit der anglikanischen Kirche haben sich nach langen Verhandlungen, die schon unter Joakim III. (1878—84) begonnen hatten und diesen Herbst ihren Abschlufs erreichten, sehr herzliche Beziehungen gebildet. Demgemäfs erkennen sich die griechische und die englische Kirche, ohne in engere Glaubensgemeinschaft zu treten, als Schwesterkirchen an. Der Erzbischof von Canterbury mit seinem mächtigen Episkopat und seinen zahlreichen über Afrika, Amerika, Indien und Australien sich erstreckenden Kolonialbistümern ist heute in der That ein ökumenischer Patriarch geworden, der sich dem neurömischen ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Die ritualistische Partei, welche mit die bedeutendsten Köpfe und die opferwilligsten Priester in der established church enthält, hat immer eine grofse Vorliebe für die Kirchen des Orients bewiesen und einst mit zahlreichen Unterschriften gegen die verunglückte Stiftung des Bistums Jerusalem protestiert, da die Puseyiten dies als einen Eingriff in die Rechte der apostolischen Throne des Ostens betrachteten. Die gänzlich ungebildeten griechischen Prälaten der 50er Jahre besafsen hiefür nicht das leiseste Verständnis. Heute ist der griechische Klerus geistig und sittlich gehoben, und Konstantinos hat die dargebotene Hand freudig ergriffen. Bereits 1898 hatte der in dieser Beziehung sehr thätige und von den Altkatholikenkongressen her bekannte Bischof von Salisbury Konstantinopel besucht und brüderliche Grüfse des Erzbischofs von Canterbury überbracht. Daran knüpfte sich nun ein Briefwechsel, welcher keine vollständige Union (κοινωνία), sondern ein freundliches, brüderliches Verhältnis (ἐπικοινωνία) herstellen sollte. Charakteristisch für die Griechen ist dabei übrigens ein Umstand. Wir wissen aus Liudprands Gesandtschaftsbericht und aus dem Ceremonienbuch des Kaisers Konstantin, dafs die damaligen Romäer dem abendländischen Imperator nicht den Titel βασιλεύς (Kaiser), sondern nur ῥήξ (König) zugestanden. Genau so wird auch heute eine reinliche Titulardistinktion festgehalten, was den feierlichen Engländern gewifs einigen Kummer bereitet. Erzbischof Temple adressiert seinen Brief „an Seine Allheiligkeit Konstantin V., Erzbischof von Konstantinupolis und ökumenischen Patriarchen". Dagegen der Patriarch schreibt: „Hochwürdigster (σεβασμιώτατε) Erzbischof von Canterbury

und Primas (Πρωτιεράρχα) von England, Lord Frederic“. Es ist allerdings die genaue Übersetzung der englischen Titulatur; immerhin ist das cεβαcμιώτατος etwas dürftig, da doch jeder kleine griechische Metropolit πανιερώτατος ist. In seinem Briefe vom 7. August 1899 spricht der Erzbischof seine Bewunderung für die orthodoxe östliche Kirche aus, welche — das ist echt englisch — „eine fortdauernde und ununterbrochene Reihe seit den Aposteln bildet“. Er erwähnt die schon in frühern Zeiten bestandenen Briefwechsel zwischen anglikanischen und orthodoxen Prälaten und verwahrt sich gegen jegliche Proselytenmacherei. Er schlägt nun zur Mehrung der brüderlichen Liebe vor, dafs an hohen Festtagen der orthodoxe Klerus in London dem Erzbischof und der anglikanische in Konstantinopel dem Patriarchen seine Verehrung erweise. Ferner befürwortet er einen Austausch offizieller kirchlicher Nachrichten und macht einen Anfang damit. Ebenso empfiehlt er, sie möchten in Erziehungssachen und in der Verbreitung der heiligen Schriften zusammenwirken. Der Patriarch antwortete sehr entgegenkommend am 15. September 1899; er wünscht, dafs das brüderliche Verhältnis und die Annäherung (ἐπικοινωνία) „zu einem grofsen und früchtetragenden Baum auswachse, in dessen tauspendendem und lebenbringendem Schatten die frommen und christusliebenden christlichen Nationen, den Weltheiland preisend, lagern werden“. Die Vorschläge des Erzbischofs von Canterbury betreffend näherer Verbindung, gegenseitiger Begrüfsung durch den der andern Gemeinschaft angehörigen Residenzklerus und Mitteilung wichtiger kirchlicher Nachrichten nimmt er an und macht den Anfang mit der

offiziellen Mitteilung des Todes des Patriarchen Sophronios von Alexandria. Sehr erfreut ist er, zu vernehmen, dafs die anglikanische Kirche keine Bekehrungsversuche machen will. Für die Herausgabe und Verbreitung der heiligen Schriften ist bereits eine Kommission eingesetzt. Dann kommt noch ein scharfer Ausfall auf die Sendboten der Bibelgesellschaft und „ihre schändlichen Traktätchen" (σκανδαλώδη βιβλιάρια); das ist übrigens der einzige Rückfall in die übliche kirchliche Phraseologie. Freundliche Beziehungen zwischen einzelnen anglikanischen und orthodoxen Prälaten bestanden ja längst. Indessen eine solche offizielle Annäherung ist etwas vollkommen Neues und als erster thatsächlicher Erfolg vieler ähnlicher Bestrebungen immerhin als äufserst bemerkenswert zu betrachten. Einige höhere englische Prälaten waren während meiner Anwesenheit in Konstantinopel erschienen, um diese Beziehungen durch persönlichen Meinungsaustausch noch zu stärken.

In Smyrna besuchte ich den Metropoliten Basilius, einen der edelsten und würdigsten Prälaten der anatolischen Kirche. Früher Professor an der theologischen Schule zu Halki, hat er grofsen Ruf auch als Kanzelredner und zwei Bände seiner λόγοι im Druck herausgegeben. Ich wurde im Episkopion mit der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit aufgenommen, weil man mich für einen der dort angemeldeten englischen Clergymen hielt. Ich mufs aber bemerken, dafs die Liebenswürdigkeit sich nicht verminderte, auch als es sich herausstellte, dafs man es nur mit einem simpeln deutschen Professor zu thun habe.

3. DER ORTHODOXE KLERUS IN SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEUTSCHLAND UND RUSSLAND.

Deutschland wirkt ebenso stark, ja vielleicht noch nachhaltiger auf die griechische Kirche als England, weil ein grofser Bruchteil der höhern Geistlichkeit bei uns studiert hat. Viele der orthodoxen Würdenträger haben in Halle, Leipzig, Berlin, Jena, Tübingen u. s. f. ihre Studien gemacht, und die deutsche theologische Wissenschaft hat unter den Orientalen zahlreiche gelehrige Schüler gefunden. Wem es die Mittel oder andre Umstände nicht erlaubten, anderswo als in Halki oder Athen zu studieren, der beklagt das als ein schweres Mifsgeschick, wie ich mehrfach aus bischöflichem Munde zu erfahren Gelegenheit hatte.

Es ist wahr, viele Archimandriten und Bischöfe haben ihre Studien auch in Rufsland vollendet, und bei der Präponderanz dieser Macht im Orient ist allein schon die geläufige Kenntnis des Russischen und infolge dessen die Beherrschung der russischen Litteratur ein wichtiges Förderungsmittel. Aber auch durchaus nicht antirussisch gesinnte Geistliche, welche wohl einsehen, dafs dem Russentum auf politischem wie kirchlichem Gebiete einst im Orient die führende Stellung zukommen wird, halten von der russischen theologischen Wissenschaft wenig. Ein Kenner hat mir versichert, dafs die russischen dogmatischen, exegetischen und kirchenhistorischen Handbücher mit ziemlicher Unparteilichkeit aus den Werken der deutschen katholischen wie protestantischen Theologen abgeschrieben seien; die einzige originelle Zuthat bilden die üblichen Tadelsergüsse auf diese

verkommenen abendländischen Kirchen gegenüber der jungfräulich reinen, unbefleckten Kirche des Ostens.

Da ich des Russischen unkundig bin, vermag ich die Richtigkeit dieses Werturteils nicht zu prüfen. Immerhin zeigen zahlreiche aus russischen Händen hervorgegangene Ausgaben von Heiligenviten und ähnlichen kirchlichen Texten, wie sie im letzten Jahrzehnt durch russische Archimandriten besorgt worden sind, dafs sich dieselben nicht immer auf der Höhe der Zeit halten. Neben so ausgezeichneten historischen Werken, wie denen Golubinskis, trifft man auf diesem Gebiete auch solche, welche mich bei der mühsamen Nachprüfung mit Hilfe eines sprachkundigen Dolmetsches beinahe die aufgewandte Zeit und Mühe bereuen liefsen.

Während auf politischem und kirchlichem Gebiete Rufsland fragelos einen sehr hervorragenden Platz einnimmt, kann dies von seinen wissenschaftlichen Leistungen nur mit einigen Einschränkungen gesagt werden. Und doch ist die russische Kultur nicht jung. Zwei volle Jahrhunderte sind verflossen, seit Peter der Grofse seinem Volke die europäische Gesittung aufzwang. Das giebt immerhin zu denken. Und man versteht es, dafs eine scharfsichtige Nation, wie die Griechen, ihre Bildung vielfach lieber in Deutschland als in dem ihr durch Geschichte und Glauben engverbundenen Rufsland sucht.

4. DER HASS DER GRIECHEN GEGEN DIE PROSELYTENMACHEREI.

Darum ist auch die einzig richtige Art, wie die deutsche Kirche und theologische Wissenschaft das Griechentum beeinflussen kann und soll, die Einwir-

kung auf die Erziehung der höhern griechischen Geistlichkeit. Wenn die Griechen, die Armenier und die übrigen orientalischen Christen einen besser gebildeten, seine Aufgaben ernst nehmenden und den schwierigen Forderungen der Neuzeit gewachsenen Klerus erhalten, dann bricht sich eine Wiedergeburt und Reform dieser altehrwürdigen, aber auch vielfach altersschwachen Kirchen von innen heraus Bahn. Aber ganz verunglückt ist die englisch-methodistische und namentlich amerikanische Idee, Griechen und Armenier dem protestantischen Bekenntnis zu gewinnen. Wie wenig — relativ betrachtet — hat die römische Kirche mit ihrer nun achthundertjährigen Proselytenwerberei erreicht! Solche Lehren der Geschichte darf kein Verständiger unbeachtet lassen. Ich habe den Grimm auch griechischer Laien über die grofse Schule des American board bei Rumili Hissar wohl verstanden. Griechische und armenische Jünglinge werden hier erzogen, mit 18 oder 19 Jahren nach Amerika geschafft, dort zu Ärzten, Rechtsanwälten u.s.f. ausgebildet. Sie kommen nun zurück, erfüllt von einem meist unmotivierten westeuropäischen Bildungsdünkel, sehen auf ihre Volksgenossen hochmütig herab und sind vollständig aus dem Heimatsboden, dem sie entstammen, losgerissen und entwurzelt.

Aber bei Griechen und Armeniern ist die Kirche eine vorzugsweise nationale Sache. Wer zum Protestantismus übertritt, sagt sich los vom Volksganzen. Das ist für den Griechen wie den Armenier etwas fast Unerträgliches.

Die Griechen und ihnen beistimmend die englischen Ritualisten betrachten es auch als eine Überhebung der abendländischen Christen, wenn sie statt bei

blinden Heiden bei Völkern missionieren wollen, deren Christentum viel ältern Ursprungs als das der Westeuropäer und Amerikaner ist. Es ist darum ein sehr kluger Schritt vom Erzbischof Temple, daſs er bei seinen Annäherungsversuchen zur orthodoxen Kirche von vornherein und offiziell gegen jede Glaubenswerbung protestiert. Dazu kommt das fanatisch calvinistische Bekenntnis vieler dieser Missionare, das in Schottland und Nordamerika fragelos seine historische Berechtigung hat, nimmermehr aber in den altchristlichen Süden paſst.

Wie kann man einem Griechen den calvinistischen Haſs gegen die Kreuzesverehrung als einer Abgötterei einflöſsen? ihm, der im Kreuz das Symbol des Christentums sieht und dem die Todfeindschaft des Türken gegen dieses Sinnbild diese Anschauung immer felsenfester einprägt? Man begreift das miſsvergnügte Staunen griechischer Prälaten, welche, in eine reformierte Schule tretend, nirgends das Kreuzeszeichen erblicken. Die Armenier hat Gregor Lusavoritsch bekehrt. Die ganze Nation schaut mit gläubiger Verehrung auf diesen heiligen Apostel und Gründer ihrer Kirche. Was wir durch gleichzeitige Zeugnisse von ihm wissen, ist, daſs er aufs eifrigste den Heiligen- und Reliquienkult pflegte, und da soll die armenische Kirche ihr eigenstes Eigentum den nüchternen Anschauungen der reformatorischen Lehrer zulieb aufgeben? Der Kultus der Panagia mit dem wunderbaren Duft ihrer poetischen Verklärung ist so sehr mit der griechischen Volksseele verwachsen, daſs man die Hellenen eher zum Islam bekehren könnte als ihnen ein Christentum bieten, welches die seit der Vorzeit hochverehrte Gottesmutter ihrer heiligen Weihe und gottähnlichen Stellung berauben wollte.

Ich mufs daher bekennen, dafs ich den Widerwillen der griechischen und armenischen Geistlichkeit gegen die anmafsende protestantische Missionsarbeit nicht nur verständlich, sondern auch durchaus berechtigt finde.

5. DER RELIGIÖSE SINN DES GRIECHISCHEN VOLKES UND DIE EUSEBEIA.

Man glaube übrigens nicht, dafs das griechische Volk alles innern religiösen Lebens bar sei. Die Deklamationen von der versteinerten und verknöcherten byzantinischen Kirche sind vielfach von Männern ausgegangen, welche dieselbe nur aus der Studierstube gekannt haben. Ich darf wohl sagen, dafs meine Anschauungen im persönlichen Verkehr mit griechischen Geistlichen und Laien sich in diesem Punkte stark geändert haben. Mag auch für die ältere Zeit dieser Vorwurf seine Berechtigung gehabt haben, heute trifft er entschieden nicht mehr in seinem vollen Umfang zu. Im griechischen Volke besteht ein förmlicher Durst nach dem lebendigen Worte Gottes, wie man ähnliches von Italien oder Spanien kaum wird behaupten können. In weiten Kreisen wird es als ein schwerer Mangel empfunden, dafs in der Heimat der grofsen Kanzelredner Johannes Chrysostomus und Photius die Predigt so vollkommen vernachlässigt wurde. In der That ist bis dahin, während die abendländischen Christen mit Kanzelreden förmlich überfüttert worden sind, in der orthodoxen Kirche viel zu wenig gepredigt worden. Einer der eifrigsten Prediger des Königreichs, Msgr. Latas, war Anfang der siebziger Jahre als ἱεροκῆρυξ des Piräus hochgefeiert, wurde aber von dem fanatisch altgläu-

bigen Metropoliten Theophilos darum als verdächtig vor die Synode citiert. Indessen seine Richtung siegte, und er wurde zum Erzbischof von Zakynthos bestellt. Er selbst klagte bitter: „In Wahrheit ist die griechische Kirche seit Jahrhunderten die Kirche des vertrockneten Wortes und der Formen geworden, und sie fährt fort so bis heute zu bleiben. In dieser Kirche ist das Wort seit lange tot und begraben. Aber auch im Grabe ist der Tote heilig und kann daraus hervorgehen, um zu heiligen und zu stärken. Er hat unter dem Staube und unter dem Grabe all seine Tugend und Heiligkeit bewahrt". Solche Selbsterkenntnis ist der Anfang der Umkehr. Es ist bedeutsam, dafs der alte Hochmut, welcher früher die orthodoxe Kirche in den Augen ihrer Gläubigen über alle andern stellte, jetzt vielfach geschwunden ist und dafs Geistliche und Laien mit Entschiedenheit diesen Hauptmangel rügen. Während ehemals Versuche dieser Art, ähnlich wie in Athen durch den Metropoliten, in Konstantinopel durch den Patriarchen Joakim II. (1860—1863 und 1873—1878) verdammt wurden, hat der jetzige Patriarch Konstantinos V., unterstützt von seinem Protosynkellos, dem Archimandriten Chrysostomus, vieles für die Hebung und Belebung des Predigtwesens gethan, natürlich nicht ohne in dem an dem altgewohnten Schlendrian hängenden Teile des Klerus anzustofsen. In den Schulen der grofsen Pfarrgemeinden werden Sonntag Nachmittags Religionskurse abgehalten. Besonders bedeutsam ist aber, dafs gerade von seiten der Laien das Bedürfnis, den Gottesdienst durch Verkündigung des göttlichen Wortes lebendiger zu gestalten, am stärksten empfunden wird. In Smyrna, der geistigen

Metropole Kleinasiens, hat eine merkwürdige religiöse Bewegung ihren Ursprung genommen, welche von Laien, und zwar Männern der untersten Volksschicht, ausgegangen ist. Ein interessanter Artikel der 'Konstantinupolis' giebt darüber nähere Auskunft[1]).

„Die Freunde von Gottes Wort und die, welche an seiner Ausbreitung arbeiten, werden mit Freuden einen nähern Bericht über die geistliche Bruderschaft 'Eusebeia' zu Smyrna hören, deren einziger Zweck die Ausbreitung des göttlichen Wortes ist.

Diese Bruderschaft wurde 1893 von einigen Laien, meistens Angehörigen der Arbeiterklasse, gegründet. Früchteverkäufer und kleine Krämer hatten den Grund derselben gelegt. Gott segnete die kleine Herde, welche er auserwählt hatte, unsre seit langem stummen Kanzeln neu zu beleben. Die Bruderschaft zählt heute 700 Mitglieder, unter ihnen einige ausgezeichnete Personen. Auch der Bischof von Chariupolis und der ehrwürdige Patriarch von Alexandria haben ihre Beihilfe zugesagt. Das Reservekapital beträgt 78000 Piaster (17000 Francs), die Ausgaben für die Diener und die Honorare für die Prediger inbegriffen.

Die Gesellschaft besitzt schon drei regelmäſsige Prediger: Herrn Papadimos, Herrn Papagrigoriadis und den Priester Methodios Kurkulis. Mit ihrer Hilfe verbreitet sie das Wort Gottes in der ganzen Diöcese von Smyrna. Bald predigen sie im Herzen der Stadt, bald in den Auſsenquartieren, bald in den Smyrna benachbarten Dörfern. Die Prediger reden in schlichter Sprache und einem natürlichen Stil

1) Ich gebe den Text mit einigen Kürzungen nach Echos d'Orient 1897 S. 87 ff.: La prédication chez les Grecs.

und mit einem ganz apostolischen Eifer. Sie vermeiden dunkle Fragen und philosophische Gedanken, womit einige Prediger sehr verkehrt ihre Unbekanntschaft mit ihrer eigenen Aufgabe zu verhüllen suchen.

Diese tapfern Vorkämpfer des göttlichen Wortes predigen nicht allein in den Kirchen, sondern auch in den Sonntagsschulen und aufserdem mit grofser Regelmäfsigkeit in der Katechismusschule für das Volk. Das Gute, welches diese Predigten in der untern Volksklasse stiften, ist über alles Lob erhaben. Der ganze Sonntag ist in Smyrna wahrhaftig und vollkommen geheiligt wenigstens durch die Bruderschaftsmitglieder der Eusebeia.

Jedes Mitglied durchmustert schon den Abend vorher in den Zeitungen den Kirchenzettel; es trifft danach seine Wahl, und Tags darauf begiebt es sich mit der Familie zu seinem Lieblingsprediger. Abends nimmt es noch an einer Sonntagskonferenz teil. Mufs ein solcher Mensch nicht sittlich umgewandelt werden, wenn er jeden Sonntag mit solchem Eifer Gottes Wort hört?

Ich mufs insbesondere der schon erwähnten Katechismusschule gedenken. Sie hat schon bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen. Bei der Eröffnung war der Aufsichtsrat von einigem Bangen erfüllt, er müsse aus Mangel an Zuhörern die Schule bald wieder schliefsen. Als aber ihr Dasein bekannter wurde, kamen Männer und Frauen, Greise, Kinder und junge Mädchen in Scharen, um den Katechismus zu lernen. Der Saal wurde um das Doppelte und Dreifache vergröfsert und vermochte doch die Zuhörer nicht zu fassen. Viele mufsten betrübt abziehen.

Unser Volk bedarf wirklich des Katechismus-

unterrichts; man mufs ihm die Grundzüge des Glaubens, auf den es sich stützen soll, beibringen. Die Morgenpredigten in der Kirche mit ihren wohlgefeilten Wendungen, ihrer regelrechten Einteilung und ihrem erhabenen und gesuchten Stil haben auch ihre Liebhaber; das Volk aber zieht den Unterricht in einer einfältigen und apostolischen Sprache vor, wo der Glaube, der Berge versetzt, den ersten Rang einnimmt, wo die kunstvolle Beredsamkeit als etwas Nebensächliches gilt und wo das Wort Gottes als ein praktischer Unterricht in den evangelischen Wahrheiten angesehen wird, welche der Seele zum ewigen Leben verhelfen.

So segne ich von ganzem Herzen den geheiligten Augenblick, wo wir von neuem die Sonntagspredigten und den Katechismusunterricht in der Weise unsrer Väter aufgenommen haben. Sie allein sind apostolischen Ursprungs, haben sich aber bis heute, bei uns verloren gegangen, in den Protestantismus und Katholizismus geflüchtet. Unter Beistimmung und Billigung der geistlichen Lokalbehörde hat die Privatinitiative eine methodische und regelmäfsige Ausbreitung des Wortes Gottes in Magnesia, in Serres, in Smyrna, in Pera und Kum-Kapu begonnen.

Während der beiden letzten Jahre war Vorsitzender der Eusebeia Herr Gregor Vaphiadis, ein eifriger Christ, der sich selbst dem Predigtdienst widmet. Von Anfang an hatte den Ehrenvorsitz der ehrwürdige Metropolit von Smyrna, den wir gern mit mehr Eifer an der Arbeit dieser frommen Gesellschaft teilnehmen sähen, sodafs er nicht nur Ehrenpräsident, sondern thatsächlicher Leiter derselben wäre.“

Der Verfasser führt dann des weiteren aus, dafs er wohl verstehe, wenn die kirchliche Autorität Laienpredigern die Kanzel verbiete; aber um so mehr müsse sich die Geistlichkeit selbst an diesem wahrhaft evangelischen Werke beteiligen. „Der Klerus mufs bei dieser geistlichen Wiedergeburt zuerst Hand anlegen. Aber wenn Laien, von göttlichem Eifer beseelt, das Beispiel geben und das Vernachlässigte und Verfallene zu bessern suchen, dann ist es wenig ermutigend, ja geradezu bedauernswert, wenn Prälaten von der Bedeutung, der Lauterkeit und Weisheit des Metropoliten von Smyrna sich an dem gemeinsamen Werke nicht beteiligen.“

Dieser warme Appell an die Mitwirkung der Bischöfe verhallte nicht ungehört. Einen Monat später erliefs der Metropolit von Smyrna ein Rundschreiben, worin er zum Beitritt in die Bruderschaft 'Eusebeia' aufforderte. Auch in Konstantinopel trat eine ähnliche Bewegung ins Leben; an ihrer Spitze stand ein sehr beliebter Prediger, der Priester Konstantinos Kallinikos, welchen der Titularbischof von Chariupolis, der Chorbischof von Pera, Msgr. Germanos Karavangelis, in die Hauptstadt berufen hatte. Der feurige Freund dieser Unternehmung, welcher darüber in der 'Konstantinupolis' berichtet, stellt als Programm des Bischofs von Pera geradezu auf, „eine besondre Schar von Katecheten und Predigern auszubilden, welche sich in apostolischer Weise zu Rundreisen in den Diöcesen verpflichten sollen, um das Volk im Glauben seiner Väter zu stärken und zu befestigen“.

Es ist nun ein historisches Grundgesetz, dafs die geordneten Kirchengewalten solchen von einer mehr

demokratischen Grundlage ausgehenden religiösen Bewegungen in der Regel mifstrauisch oder feindlich gegenüberstehen. Das haben die Euchiten des Altertums, die Quietisten in Frankreich, die Pietisten in der deutschen Lutherkirche, die Methodisten in England, die Haugianer und Läsare im Norden alle gleichmäfsig erfahren. So mufste es auch in Konstantinopel kommen. Der Phanar hat gegen den hochverdienten Bischof von Pera ein ungewöhnlich scharfes Mandat erlassen. Er wird ausdrücklich angehalten, mit seiner Evangelisationsthätigkeit nicht über die Grenzen seines Sprengels hinauszugreifen, da die kirchliche Centralkommission in der Erzdiöcese von Konstantinopel bereits eine lebendige Thätigkeit entfalte und auch in andren Diöcesen, wie das Beispiel des Metropoliten von Smyrna zeige, die geistlichen Oberhirten den rührigsten Eifer und die gröfste Wachsamkeit bewiesen[1]).

Solche jugendfrische Bewegungen pflegen „im ersten Feuer der heiligen Liebe" gewöhnlich etwas stürmisch vorzugehen. Wenn nun der Phanar die Bewegung nicht zu unterdrücken, sondern lediglich in den Schranken einer gewissen kirchlichen Ordnung zu halten sich bemüht, so ist nichts dagegen zu erinnern. Wenn aber der Geist eines Joakim II. oder eines Theophilos von Athen wieder erwachen sollte, würden wir das als ein höchst beklagenswertes Er-

---

1) Das hat der Popularität des Msgr. Karavangelis nicht geschadet; eine starke Partei hat ihn für den erledigten Thron von Alexandrien vorgeschlagen. Allerdings ist dieser Plan nicht Wirklichkeit geworden, angeblich wegen der verhältnismäfsigen Jugend des Prälaten; er beweist aber, wie viel derselbe gilt.

eignis ansehen, und niemand würde darüber mehr sich freuen als die zahlreichen Feinde der orthodoxen anatolischen Kirche. Eine Bewegung, die aus dem innersten Geiste des Volksbewufstseins herausgewachsen ist, darf von der kirchlichen Obrigkeit wohl geregelt, aber nicht gehemmt und gelähmt werden. Gerade die wahren Freunde der orthodoxen Kirche, welche allen zudringlichen Bekehrungsversuchen von aufsen abhold sind, freuen sich von ganzem Herzen, wenn dieselbe eine Reform an Haupt und Gliedern von sich aus und von innen heraus unternimmt. Warum ist die abendländische Kirchenspaltung zum unermefslichen, unwiderbringlichen Schaden der römischen Kirche eingetreten? Weil die Kurie und ihre Bevollmächtigten mit verschmitzter Italienerschlauheit und allen Kniffen gewandter politischer Intriganten jeden Versuch von Geistlichen und Laien, die Kirche von innen heraus zu reformieren, lahm zu legen verstanden. Die Siege über Konstanz und Basel waren Pyrrhussiege; denn sie machten die Reformation, die Lostrennung von Deutschland, England und dem Norden, zur geschichtlichen Notwendigkeit. Auch die orthodoxe Kirche steht an einem wichtigen Scheidewege. Ihr hoher Klerus lebt nicht mehr in der tiefen Unwissenheit der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Er ist grofsenteils im Ausland und zwar gründlich gebildet. Aber was man bisher an ihm vermifste, das war „mehr Herz fürs Volk". Keine gekünstelte, rhetorische Predigt in der toten Sprache eines Demosthenes oder der grofsen Kirchenlehrer der frühern Jahrhunderte, sondern eine echt volksmäfsige Redeweise in einer schlichten und einfältigen, auch dem Ungebildeten und dem Ge-

ringsten aus dem Volke verständlichen Sprache, das ist es, was der Kirche not thut.

Die Engländer haben das durch ihre Erweckungsprediger und die Salutisten, die Katholiken durch die Kapuziner und ähnliche mit den Bedürfnissen der untern Volksschichten vertraute Orden in glänzender Weise erreicht.

Die von Smyrna ausgehende Evangelisationsbewegung ist ein ähnlicher hoffnungsvoller Anfang, wohl geeignet, die altehrwürdige Kirche des Ostens zu beleben und zu erneuern. Es ist eine der wichtigsten Lebensfragen für die anatolische Kirche. Versteht sie es, diesen neuerwachten apostolischen Geist in die richtigen Wege zu leiten, dann steht ihr eine Wiedergeburt bevor, und sie, die durch ihren nationalen Charakter so innig mit ihrem Volke verknüpft ist, wird auch durch die fernern Jahrhunderte die geistige Leiterin desselben bleiben. Wenn sie aber in engherzigem Hierarchenstolz diese ihre treuesten und besten Söhne von sich stöſst, dann arbeitet sie zur Freude ihrer zahlreichen Feinde nur an ihrem eignen Ruin. Indessen so lange der ebenso kluge als wahrhaft fromme Patriarch Konstantinos V. das Steuer der anatolischen Kirche lenkt, sind solche Besorgnisse wohl unbegründet.

6. DIE VERKEHRTE KIRCHENPOLITIK DES FREIEN GRIECHENLANDS.

Vollkommen unabhängig von der Gewalt des ökumenischen Patriarchats ist die autokephale Kirche des Königreichs Griechenland; die Schöpfung dieser selbständigen Kirche ist ohne alle Frage eines der

unglücklichsten und für die griechische Nation verderblichsten Ereignisse gewesen. Ihr geistiger Vater ist der Staatsrat Georg Ludwig von Maurer, welcher in seinem dreibändigen Werke über Griechenland[1]) etwas selbstgefällig die durch ihn ins Werk gesetzte Organisation dieser Kirche erzählt hat. Auf seine Inspiration geht die 1833 durch die Synode von Nauplia entworfene Verfassung zurück, wonach „die orthodoxe anatolische apostolische Kirche im Königreich Griechenland, indem sie geistig kein andres Haupt als den Stifter des christlichen Glaubens, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, anerkennt, hinsichtlich der Leitung und Verwaltung der Kirche aber den König von Griechenland zu ihrem Oberhaupte hat, frei und unabhängig von jeder andern Gewalt ist, unbeschadet der Einheit des Dogmas, wie solches von allen orthodoxen anatolischen Kirchen von jeher anerkannt worden ist".

Das alles klingt aufserordentlich schön, die geistige Abhängigkeit einzig von Christus geradezu erbaulich; allein man wird nur zu bald die im Grase sich ringelnde Schlange gewahr. Es war durchaus nicht beschränkter Fanatismus, sondern Verteidigung der wohlverstandenen kirchlichen Interessen, wenn ein grofser Teil der Bischöfe von dieser Losreifsung vom Patriarchat nichts wissen wollte. Thatsächlich kam die Kirche durch diese neue Verfassung in die allerunwürdigste Staatsknechtschaft. Das Vorbild von Rufsland und die bureaukratischen Ideale des bayri-

1) G. L. von Maurer, Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Heidelberg 1836.

schen Juristen haben hier eine ganz unglückliche Mifsgeburt erzeugt, welche der von sich sehr eingenommene Schöpfer der Kirchenverfassung aber als „einen grofsen welthistorischen Schritt, der Epoche machen wird“ ansah. Die heilige Synode wird vom König ernannt; in allen ihren Handlungen wird sie vom Staate bevormundet; ein Staatsprokurator beaufsichtigt sie, sodafs Beschlüsse, nicht in seiner Gegenwart abgefafst, ungültig sind. Jede Korrespondenz mit auswärtigen geistlichen Behörden (d. h. mit dem Patriarchen) geht durch das Staatsministerium. 1850 trat dann ein grofser Fortschritt ein, als durch den zwischen dem ökumenischen Patriarchat und der griechischen Regierung vereinbarten τόμος die griechische Kirche, unbeschadet ihrer Unabhängigkeit, sich wieder in geistigen Zusammenhang mit der Grofsen Kirche setzte. Ich kann aber in diesem Konkordat, von griechischer Seite aus betrachtet, nur einen verhängnisvollen Fehler sehen. Das Schreiben der Regierung teilte mit, dafs eine Versammlung sämtlicher Bischöfe des Königreichs erklärt habe, dafs die Verwaltung der orthodoxen Kirche durch eine dirigierende Synode, wie sie in der orthodoxen Kirche des im Glauben vereinten Rufslands bestehe, auch zweckentsprechend und nützlich für das durch Gott zusammengefügte Königreich Hellas sei. Darum ersucht das Schreiben den Patriarchat um Bestätigung der bestehenden Kirchenordnung und bittet ihn, die demgemäfs eingerichtete heilige Synode des Königreichs Hellas anzuerkennen als „Schwester in Christo“, und die Synode von Konstantinopel unter Vorsitz des Patriarchen Anthimos und in Gegenwart von fünf Expatriarchen und dem Patriarchen von Jerusalem

und 13 Metropoliten hat am 29. Juni 1850 wirklich durch Synodalerlaſs die heilige Synode von Hellas als ihre geistliche Schwester anerkannt und proklamiert. Man kann vom kirchlichen Standpunkt aus die Nachgiebigkeit des ökumenischen Patriarchats nur billigen; dadurch wurde die Glaubenseinheit der anatolischen Kirche feierlich wiederhergestellt. Vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, war es ein unverzeihlicher Fehler, und dieser muſs ganz und voll der sehr kurzsichtigen griechischen Regierung ins Kontobuch eingetragen werden. Bei dem engen Zusammenhang, welcher zwischen kirchlichen und nationalen Fragen bei den Hellenen besteht, war eine einheitliche Organisation des Kirchenwesens von höchstem Werte für die nationale Sache gewesen. Die Griechen hätten ihre Kirche, wie vor 1821, wieder völlig dem Patriarchen unterordnen und das kindliche Synodenspiel aufgeben sollen. Dieser Fehler hat sich schwer gerächt.

Andrerseits soll nicht geleugnet werden, daſs die griechische Staatsregierung den kirchlichen Dingen entschiedenes Wohlwollen entgegenbringt; aber die alte unwürdige Abhängigkeit der Kirche von der Staatsregierung ist geblieben. Merkwürdig trat mir im Gespräch mit Laien, wie auch mit Geistlichen, der Umstand hervor, daſs ihnen für die Unwürdigkeit dieses Zustandes jedes Verständnis abgeht, ja daſs sie diese synodale Unabhängigkeit von auswärtigen Kirchenobern als einen besondern Vorzug der hellenischen Kirche rühmen. 1898 eröffnete der interimistische Kultusminister Mompheratos die Sitzung der Synode und tadelte sie heftig, daſs sie sich nicht mit der Reform des Klerus beschäftige und in Un-

thätigkeit verharre. Darauf hat der gegenwärtige Metropolit von Athen, Prokopios, ebenso energisch als offen geantwortet, der Vorwurf der Unthätigkeit treffe vielmehr die Regierung, welche der Synode jede Handlungsfreiheit raube und sich in alles hineinmische. Nach den jetzt gültigen Gesetzen kann die Bischofsynode von sich aus nichts thun, sondern mufs alle ihre Vorschläge der Regierung zur Genehmigung vorlegen. So ist die Kirche nichts als ein Werkzeug der Regierung, während nur eine freie Synode die Reform des Klerus in die Hand nehmen kann. Mit vollem Recht beklagte der Metropolit den verzweifelten Zustand der Religion in Griechenland; allein, fuhr er fort, alle Reformvorschläge, welche die Synode machte, hat die Regierung zurückgewiesen. Der Metropolit hat darauf seine Vorschläge noch einmal zusammengefafst: „Besetzung der verwaisten Bischofstühle, Ernennung von Theologieprofessoren an der Universität, Vermehrung der Zahl der Prediger, Auswahl von Religionslehrern für die höhern Schulen aus der Zahl der studierten Theologen, und vor allem Reform der Klöster, welche so, wie sie jetzt sind, nur zur Mästung der Mönche dienen“. Eine so freie und mutige Sprache macht dem griechischen Kirchenfürsten alle Ehre; es ist aber sehr fraglich, ob die griechische Regierung zu einer verständigeren Kirchenpolitik übergehen wird. Sie meint, mit ihrem cäsaropapistischen, alle kirchliche freie Entwicklung hemmenden Regierungssystem die gröfste politische Weisheit zu bekunden. Wir haben schon oben die im Abendland vielfach festgewurzelte Ansicht geprüft, als wäre die orthodoxe Kirche seit 1000 Jahren unverändert und gleichsam in Form und

Leben versteinert. In der Behandlung kirchenpolitischer Fragen hat sie jedenfalls sich stark verändert, und zwar zu ihren Ungunsten. Das Geschick und der Geist, welche sie bei diesen schwierigen, viel Takt erfordernden Gegenständen in frühern Jahrhunderten bewiesen hat, sind ihr heute ziemlich abhanden gekommen. Wie verständig und taktvoll lösten im XIII. Jahrhundert die griechischen Prälaten die auch damals brennende Bulgarenfrage, während heute der Patriarchat große Fehler gemacht hat. Genau so die kirchenleitenden Laien des Königreichs Griechenland. Ihre thörichte Sucht, den Staatsomnipotenzgedanken der Landeskirche gegenüber recht nachdrücklich zur Geltung zu bringen, ist der Hauptgrund der Schwäche für die griechische Nation. Auch im XIII. und XIV. Jahrhundert war das hellenische Volk in zwei Hälften zerfallen; es gab zwei byzantinische Reiche: das konstantinopolitanische Kaisertum der Paläologen und daneben das Kaisertum des Komnenenhauses von Trapezunt. Der Großkomnene hätte so gut, als der serbische oder der bulgarische Zar, für seinen selbständigen Staat nach den Grundsätzen der anatolischen Kirche auch ein unabhängiges Kirchenwesen mit einem autokephalen Erzbischof oder Patriarchen an der Spitze einrichten können. Allein so selbstmörderisch dachten die Griechen des XIII. und XIV. Jahrhunderts nicht. Der Metropolit von Trapezunt blieb nach wie vor dem ökumenischen Patriarchen untergeordnet und besuchte dessen Synoden. So hat die Zweiteilung des Reichs keine Schwächung der Kirche zur Folge gehabt.

Wie kopflos handeln dagegen die heutigen hellenischen Kirchenpolitiker! Es ist vollkommen begreif-

lich, dafs unmittelbar nach dem Aufstande man nichts vom Phanar wissen wollte. Mit dem feilen Türkenknecht Eugenios, der auf den von der türkischen Regierung ermordeten heiligen Märtyrer Gregorios gefolgt war, konnte der junge Freistaat nicht paktieren. Aber um so beklagenswerter ist, wie schon erwähnt, der Fehler von 1850. Der bayrische Bureaukrat hatte die uralten Metropolen und Bistümer des Landes durch einen Federstrich beseitigt und durch Erzbistümer und Bistümer eigner Erfindung nach der Art des katholischen Westens ersetzt. Und das setzt die heutige Regierung fröhlich fort[1]). Larissa ist eine der wenigen Metropolen, welche noch wie Heraklea und Thessalonike mit ihren zahlreichen Suffraganen die alte und wahre Kirchenordnung der Urkirche darstellt; natürlich wartet man nur den Tod der jetzigen Inhaber ab, um auch die thessalischen Bistümer in die bureaukratisch-pedantische Schablone, wie die andern Bistümer des Königreichs, zu zwängen. Die jonischen Inseln, Thessalien und Arta hat man nun glücklich ebenfalls vom ökumenischen Patriarchat losgerissen. Aber die politischen Führer von Hellas sehen nicht ein, dafs sie durch ihre grundverkehrte Politik die Machtstellung und Aktionsfähigkeit der griechischen Nation dauernd schwächen. Jeder Grieche giebt zu, dafs bei seinem Volke das nationale und das kirchliche Bewufstsein zusammenfallen. Eben darum kann man dreist behaupten, dafs die kirchlich selbständige Konstituierung des Königreichs der Ruin

1) Nach einem neuen Gesetzentwurf sollen sämtliche Prälaten aufser dem von Athen nur den Titel Bischof führen. Weiter kann man die thörichte und unhistorische bureaukratische Gleichmacherei in der That nicht treiben.

der griechischen Nationalität gewesen ist. Die Bulgaren sind hierin viel klüger. Die freien Bulgaren des Fürstentums ordnen sich mit denen des türkischen Reichs ihrem gemeinsamen Oberhaupte, dem Exarchen, unter. Wenn die Griechen des Königreichs politisch wirklich klug wären, würden sie einfach die alte Kirchenverfassung vor der Trennung wiederherstellen und sich voll und ganz, wie ehemals, dem ökumenischen Patriarchat wieder unterordnen. Welch ein Machtzuwachs wäre das für den gebornen Vertreter der hellenischen Interessen im türkischen Reiche! Daſs die freien Hellenen, indem sie zuerst systematisch die Macht des ökumenischen Patriarchats für ihr Land aufhoben, den Slawen den richtigen Weg zu parallelen Schritten wiesen und nur die Geschäfte der Türken besorgten, sollte für jeden nicht völlig Verblendeten nachgerade sonnenklar sein. Indessen da siebenzig Jahre Geschichte die Augen der freien Hellenen nicht geöffnet haben, wird die Blindheit auch fernerhin andauern. Sind doch sogar selbst die griechischen Athosmönche, denen von seiten der Bulgaren und namentlich der Russen Gefahren aller Art drohen, in zwei sich heftig befehdende Gruppen der Angehörigen des Königreichs und der Türkei gespalten. Wenn aber in nationalen Fragen Niederlage auf Niederlage folgt, so können die politischen Führer von Griechenland sich ruhig eingestehen, daſs dieselben durch ihre gründlich verfehlte, aller höhern Gesichtspunkte bare Kirchenpolitik hervorgerufen sind.

7. DAS RELIGIÖSE VOLKSLEBEN IM FREIEN GRIECHENLAND.

Was die Anhänglichkeit des Volkes an seine Kirche betrifft, so schien es mir, daſs die moderne Indifferenz in den 28 Jahren, seit ich das Land nicht mehr betreten, Fortschritte gemacht habe. Als ich das erstemal Griechenland besuchte, schlugen zu Athen vor der Metropolis, der Kapnikarea und andren Kirchen einfache Leute beim Vorübergehen regelmäſsig das Kreuz. Heute sah ich das nicht mehr. Indessen kann das auf Zufall beruhen. Jedenfalls auf dem Lande und in der Provinz herrscht der alte Glaube noch ungebrochen, wie ich in Patras und Umgebung zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich wohnte einer kirchlichen Feier in der ehemaligen Burgmoschee, der Pantokratorkirche, bei. Nach dem Gottesdienste und der Verteilung der Eulogia (Weihebrote) rutschten Frauen, junge Männer und Kinder von Bild zu Bild des Ikonostas, unaufhörlich sich bückend und bekreuzigend und die Bilder küssend. Bei der Kapelle des heiligen Andreas, des hochgefeierten Schutzpatrons von Paträ, ging kein Mann des Volkes, aber auch kein Mitglied der höhern Stände vorbei, ohne regelmäſsig sein Kreuz zu schlagen. Besonders rührend war der Anblick eines alten Limonenverkäufers, welcher im Schweiſse seines Angesichts seinen Karren führte. Vor der Kirche machte er Halt, nahm seine Schiffermütze ab, bekreuzigte sich achtmal in groſser Andacht, und dann erst setzte er seine Wanderung fort. Als ich mit der Eisenbahn nach Olympia fuhr, bekreuzigte sich

eine im gleichen Coupé sitzende hochelegante Dame vor jeder Feldkapelle, an der der Zug vorüberkam. Den sehr rührigen, durch seine energischen Hirtenbriefe gegen Katholiken und Freimaurer bekannten Erzbischof Hierotheos von Paträ habe ich leider nicht kennen gelernt, da er während meines dortigen Aufenthalts zur Inspektion einer Schule ins Innere verreist war. Hierotheos ist bekannt als ein sehr energischer Prälat. 1898 hat er den katholischen Schulen seiner Diöcese den Krieg erklärt und alle Eltern, welche ihre Kinder den Unterrichtsanstalten der katholischen Orden anvertrauten, mit dem Banne bedroht. Vergangenes Jahr ist er mit eben solcher Wucht gegen die Freimaurer aufgetreten. In einem Briefe an den Präfekten von Achaia, der viel Aufsehen erregte, wies er auf die angebliche Ansteckung der Schulen durch maurerische Lehrer hin. H. Sarris, ein tüchtiger Mathematiker, Professor am Gymnasium und zugleich Freimaurer, hatte mit einigen andren edeln Volksfreunden und im Einverständnis mit dem Bischof eine Schule für die armen Lustri (die Stiefelputzer) gegründet. Zu der Schule gab der Bischof keinen Zuschufs. Sarris erteilte seinen Unterricht unentgeltlich, führte die Kinder in die Kirche und erklärte ihnen das Evangelium. Allein als der Erzbischof vernahm, dafs er Freimaurer sei, verbot er ihm die Erteilung des Religionsunterrichts und verlangte seinen Austritt aus dem Freimaurerorden. Hierotheos war nämlich Präsident des Verwaltungsrats der Schule. Sarris weigerte sich, seinem Befehle nachzukommen, und die Majorität des Verwaltungsrats stellte sich auf seine Seite. Aber nun trat der Bischof aus dem Verwaltungsrat aus und schrieb den oben erwähnten

heftigen Brief[1]), der unter der Bevölkerung eine grofse Gärung erzeugte. Die Regierung hat entsetzlich Angst vor dem streitbaren Prälaten, und, seinem Drängen nachgebend, versetzte sie den Professor nach Athen. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, dafs der Erzbischof einen ganz gewaltigen Anhang unter den einfachen Leuten der Stadtbevölkerung hat. Er ist aufserordentlich mildthätig, verteilt nahezu alles, was er hat, an die Armen und lebt dabei höchst exemplarisch. So wird er fast wie ein Heiliger verehrt, und bekanntlich haben schon die Fürsten des Mittelalters es erfahren, dafs es nicht leicht sei, mit und neben Heiligen zu regieren. Dem üblichen Geschrei über Fanatismus und Unduldsamkeit, das man in solchen Fällen pflichtschuldigst zu erheben pflegt, kann ich mich nicht unbedingt anschliefsen. Die aufgeklärten und gebildeten Griechen, welche eine Wiedergeburt ihrer Nation herbeiführen wollen, haben vor allem die Pflicht, „den Schwachen“ keinen Anstofs zu geben, und wahrhaftig! sie haben bessere Mittel, um jenes Ziel zu erreichen, in der Hand, als den Eintritt in den Maurerbund. In der ersten Hälfte des vergangnen Jahrhunderts hatte dieser als Organisation der unterdrückten Liberalen in katholischen und romanischen Ländern eine gewisse Daseinsberechtigung. Heute, im Zeitalter der unumschränkten Demokratie und der allgemeinen Öffentlichkeit, ist er mit seinen altväterischen Ceremonien und komisch feierlichen Gebräuchen ein Anachronismus. Männer,

1) Auch das Organ des Patriarchats, „Die kirchliche Wahrheit“, hat bei diesem Anlafs zwei ungewöhnlich scharfe Artikel gegen die Freimaurer verfafst.

die Führer eines emporstrebenden Volkes zu werden beabsichtigen, sollen nicht ihr Heil in Einrichtungen suchen, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind.

8. DIE HAUPTMÄNGEL DER ORTHODOXEN KIRCHE.

Die orthodoxe Kirche hat vor allem in zwei Dingen gefehlt. Wie sie früher durch Mifsachtung der Predigt die geistigen Interessen der Nation vernachlässigte, so hat sie auch für die socialen Nöte des Volkes durchaus nicht genügendes Verständnis bewiesen. Statt in Hirtenbriefen und Zeitungsartikeln über die römischen Katholiken zu donnern, sollte die griechischen Kleriker vielmehr an ihnen ein Beispiel nehmen. Sie haben dasselbe vor Augen und sehen, wie glänzend die Leistungen der katholischen Mönche und Klosterfrauen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Krankenpflege sind. Hier hätten nun die in der Türkei wie in Griechenland noch so überaus zahlreichen Hieromonachi ein weites Feld für eine vielversprechende Thätigkeit. Aber die beschaulichen Jünger des heiligen Basilius haben sich durchaus nicht auf der Höhe der Zeit zu halten vermocht. Für den Historiker sind dieselben ja von allerhöchstem Interesse. Sie geben uns vielfach ein Bild der Zustände der alten Kirche, die man sich nach den Phantasiegemälden aus den Büchern oft viel zu ideal vorstellt. Aber während die katholischen Orden als Lehrer und Krankenpfleger ein wichtiger Faktor der Kultur des XIX. Jahrhunderts geworden sind, was haben der Athos, was der Sinai, Patmos oder Megaspiläon Nennenswertes geleistet? Die Griechen klagen oft bitter über die mächtigen Fortschritte der katho-

lischen Propaganda, müssen aber selbst zugeben, dafs die besten Schulen und Hospitäler in der Türkei die von den katholischen Orden geleiteten sind. In Athen, dem Centrum hellenischer Civilisation, ist das beste Gymnasium nicht die staatliche Anstalt, sondern das von katholischen Priestern geleitete Leogymnasium. Selbst Abgeordnete und hohe Beamte schicken ihre Söhne hin, „weil die Disciplin eine ungleich bessere als in den öffentlichen Anstalten sei“. Mit Schelten und Klagen ist es hier nicht gethan; hier öffnet sich der griechischen Nation und vorab dem griechischen Klerus ein weites Feld zum Wettbewerb. Wenn die Mönche, ähnlich wie ihre abendländischen Brüder, der Bildung und der socialen Hebung ihres Volkes sich widmen würden, so hätten die klösterlichen Institute eine wirkliche Existenzberechtigung gewonnen. Leider scheint hierzu keine Aussicht vorhanden zu sein. Gerade in den Mönchsrepubliken ist sehr wenig geistiges Streben vorhanden. Das Königreich zählt 170 Männerklöster mit 1322 Mönchen und 2 368 503 Drachmen Einkünften. Wie viel könnten diese Geistlichen für den Unterricht thun! Neuerdings haben der Metropolit von Athen und die heilige Synode vorgeschlagen, die beiden reichsten Klöster von Attika, Penteli (114 025 Drachmen) und Petraki (85 777 Drachmen), zu vereinigen. Das neue Institut soll Petraki-Penteli heifsen und ein Teil seiner Einkünfte zum Unterhalt junger Männer im neuen Seminar „Ballaneion“ verwandt werden; nach abgeschlossenem Unterricht sollen die Zöglinge fünf Jahre als Primarlehrer verwendet werden, zu welchem Behuf sie auch pädagogischen Unterricht empfangen. Die also vorgebildeten Zöglinge sollen darauf die

Priesterweihe erhalten. Wenn dies ausgeführt würde, wäre das ein vielversprechender Anfang. Aber im Grunde heifst das doch nur: die Klostereinkünfte für Zwecke des Unterrichts verwenden. Kann denn nicht der höher strebende Teil der Basilianer selbst dazu veranlafst werden, seine Lebensaufgabe im Unterricht oder in der Krankenpflege zu erkennen, statt in monotonem Psalmengesang und unvernünftig hartem Fasten zu verkommen? Man wende auch nicht ein, dafs dies dem Geiste des orientalischen Mönchtums schnurstracks entgegenlaufe. Die mit Rom vereinigten Mechitharisten, echte Söhne Armeniens, haben blühende Unterrichtsanstalten in Konstantinopel wie in der Provinz seit langem unterhalten. Der Athos als eine Welt für sich mag nach wie vor die altchristliche Beschaulichkeit pflegen. Die übrigen Klostergemeinschaften, wenn sie nicht über kurz oder lang der Aufhebung anheimfallen wollen, müssen an eine solche zeitgemäfse Reform unbedingt denken. Die Gebildeten, von westeuropäischen Ideen erfüllt, sehen meist mit Verachtung, ja mit Hafs auf das Mönchtum herab, und die unbegrenzte Verehrung, welche früher der gemeine Mann dem Kalogeros entgegenbrachte, schwindet zusehends. Nur ein grofser sittlicher Aufschwung, welcher ein Nacheifern nach den glänzenden katholischen Vorbildern ermöglichte, könnte den Ruin des Mönchtums aufhalten. Dann mufs aber der beschaulichen Ascese mehr oder weniger der Abschied gegeben werden. Sonst wird Wahrheit, was einer der höchstgestellten orientalischen Prälaten mir mit dürren Worten sagte, welcher meinte, dafs das Mönchtum im Osten keine Zukunft habe und bereits gegenwärtig nahezu völlig tot sei.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn sich das bewahrheitete. Denn sein Untergang wäre ein unermeſslicher Schaden für die morgenländische Gesittung.

9. DIE AUTOKEPHALIE DER ORTHODOXEN KIRCHE UND DAS RUSSENTUM.

Es ist natürlich, daſs ich in meinen Unterhaltungen mit meinen griechischen geistlichen und weltlichen Freunden oft auf den hier schon mehrfach gestreiften leidigen Umstand zu reden kam, daſs die orthodoxe Religionsgenossenschaft in ungefähr ein Dutzend autokephaler Kirchen zerfalle. Es ist das thatsächlich ein Haupttriumph für die Katholiken, welche mit unerbittlicher Schärfe und vieler Sachkenntnis die einzelnen Phasen dieses allmählichen Abbröckelungsprozesses klarlegen und nicht ohne eine gewisse innere Genugthuung daraus den baldigen Zerfall dieser einst so mächtigen Kirche prophezeien. Ich habe dann immer darauf hingewiesen, daſs man darnach streben müsse, die einseitige Hervorkehrung des nationalen Prinzips, wie sie im vergangenen Jahrhundert herrschend geworden ist, zurückzudrängen und mehr die religiösen Fragen in den Vordergrund zu stellen; dies könne aber nur geschehen, wenn man, so schwer das auch sei, mit der einzigen orthodoxen Groſsmacht, mit Ruſsland, möglichst Hand in Hand gehe; bei der Entwicklung dieser Gedanken verhielten sich jedoch die Mitglieder des Klerus unbedingt ablehnend, während ich auf der Laienseite viel mehr Verständnis und Entgegenkommen fand. Es hat nämlich allen Anschein, daſs die Periode der Spaltung und Abbröckelung, welche in der unglückseligen Lostrennung

der Bulgaren ihren sprechendsten Ausdruck gefunden, allmählich ihren Höhepunkt überschritten hat. Es mehren sich die Anzeichen, welche einer allerdings in ferner Zukunft liegenden Einigung vielleicht als erste Vorboten dienen könnten. Dafür sind ein merkwürdiger Beleg die aufserordentlich charakteristischen Verhandlungen über die Berufung eines ökumenischen Konzils der orthodoxen Kirche, wie sie in der Versammlung der Freunde der kirchlichen Aufklärung in Moskau stattgefunden haben. Es ist bedeutsam, dafs der Präsident der Versammlung, einer der höchsten Würdenträger der russischen Kirche, Metropolit Wladimir von Moskau, diesen Gegenstand zur Sprache brachte. Derselbe äufserte sich dahin, dafs der Gedanke der Einberufung einer ökumenischen Synode in der Luft liege. Während aber früher Rufsland bei Fragen über Reinheit der orthodoxen Lehre aus Griechenland seine Erleuchtung sich holte, so ist jetzt das umgekehrte Verhältnis eingetreten. Nicht nur die Griechen, auch die heterodoxen Christen des Abendlandes, die katholischen Slawen, Altkatholiken, Anglikaner und orthodoxe Protestanten, richten hoffnungsvoll ihre Blicke auf das orthodoxe Rufsland, von dem sie die Lösung ihrer religiösen Fragen erwarten. Der Metropolit greift nun auf einen schon elf Jahre früher erörterten Gedanken zurück, eine ökumenische oder zum mindesten eine russische Nationalsynode einzuberufen, welche namentlich auch den durch die Synode von Moskau 1666/67 hervorgerufenen Streit zwischen der Staatskirche und dem Raskol zu lösen hätte.

Diese Anschauungen des Metropoliten sind die des heiligsten Synod, d. h. des Herrn Pobjedonosszew.

Indessen man würde sich sehr irren, wenn man diesen für die Griechen ungemein verletzenden Ausdruck russischer offizieller Überhebung ohne weiteres als die russische Anschauung hinstellen wollte. Das erwiesen die ebenso lebhaften als interessanten Verhandlungen, die auf den Vortrag des Metropoliten folgten. General Kirejew machte geltend, dafs eine ökumenische Synode nur vom russischen Zaren als dem Rechtsnachfolger der römischen Kaiser und ersten Fürsten der orthodoxen Christenheit könne einberufen werden; er gab aber Professor Durnowo zu, dafs den Vorsitz der ökumenische Patriarch führen müsse. In der Frage der Einberufung hat Kirejew, wie auch Durnowo zugab, historisch vollkommen Recht, ebenso aber auch Durnowo mit der Frage des Vorsitzes. Zwar in den ältesten ökumenischen Synoden — von Ephesus mufs man seines ordnungswidrigen und tumultuarischen Verlaufes wegen absehen — haben die Kaiser oder deren Kommissare den Vorsitz geführt, wie die Akten des chalcedonensischen und des VI. allgemeinen Konzils für jeden klar erweisen. Allein der Bilderstreit, welcher nebenbei auch ein freilich keineswegs völlig siegreicher Kampf der Kirche um ihre Freiheit war, hat wenigstens insofern eine gröfsere kirchliche Selbständigkeit ins Leben gerufen, als von jetzt an das Präsidium von den weltlichen Kommissaren regelmäfsig auf den höchsten anwesenden Geistlichen übergeht. So präsidiert der ökumenische Patriarch Tarasius der VII. und der ökumenische Patriarch Photius der VIII. allgemeinen Synode. Das ist also der seitdem herrschende Brauch, und dieser müfste zweifellos bei einer neuen ökumenischen Synode festgehalten werden.

Des fernern hat Durnowo behauptet, dafs ohne Zustimmung des ökumenischen Patriarchen eine allgemeine Synode nicht einberufen werden könne. In der That haben auch die alten Kaiser vor der Berufung sich regelmäfsig des Einverständnisses der Patriarchen von Alt- und Neu-Rom, sowie derer des Ostens versichert.

Sehr bedeutsam waren aber vor allem seine Ausführungen, welche die russische Kirchenleitung ziemlich verschnupften, es müsse vor Einberufung eines ökumenischen ein russisches Landeskonzil berufen werden, um verschiedene Anstände aus dem Wege zu räumen, „damit", wie der Professor mit anerkennenswertem Freimut äufserte, „im allgemeinen Konzil die russische Kirche nicht als Angeklagte und Übertreterin der heiligen Kanones, sondern als ihre Wächterin erscheine". Diese russische Synode hätte Folgendes zu thun:

1) müfste sie die 1811 erfolgte Einverleibung der Kirchen von Imeretien und Georgien wieder rückgängig machen und denselben ihre Autokephalie zurückgeben. Auch General Kirejew erkannte an, dafs jene Mafsregel vom Jahre 1811 eine Verletzung der Kanones gewesen sei.

2) müfste der russische Patriarchat von Moskau wiederhergestellt werden. Zwar haben der ökumenische Patriarch Jeremias und der Patriarch Athanasius von Antiochien feierlich 1723 den heiligsten Synod für ihre Schwester in Christo erklärt und ihr alle Rechte eingeräumt, welche die vier andren Patriarchen besitzen. Indessen das kann nicht so sehr ins Gewicht fallen, weil bei der damaligen traurigen Lage der anatolischen Stühle durch Bakschisch so ziemlich

alles, Kanonisches und Antikanonisches, zu erreichen war. Dagegen ist ebenso klar, dafs die Einführung der Synodalverwaltung entsprechend dem damals im protestantischen Kirchenrecht herrschenden Kollegialsystem eine revolutionäre Neuerung war, welche denn auch von Peter bezeichnenderweise auf den Rat des Calvinisten Lefort eingeführt wurde. Dafs der 1588 von einer durch sämtliche vier Patriarchen oder ihre Stellvertreter besuchten Synode feierlich gegründete Patriarchat von Moskau temporär durch einen Exarchen oder eine Kommission kann verwaltet werden, leuchtet ein; dafs aber ein von der Regierung ziemlich willkürlich zusammengesetztes Komitee einfach ständig an die Stelle eines Patriarchen tritt, ist thatsächlich für die orthodoxe Kirche eine Monstrosität. Die kirchenpolitischen Gründe, welche Peter zu diesem Schritte veranlafsten, nämlich die Möglichkeit, dadurch die russische Kirche in eine viel straffere Staatsabhängigkeit zu bringen, sind hier nicht zu erörtern. Wohl aber ist sehr bemerkenswert, dafs ein hochangesehenes Mitglied der russischen Staatskirche mit dürren Worten die Herstellung des Patriarchats verlangt.

3) Allmählich ist in der orthodoxen Kirche eine starke Verwirrung eingetreten. Die griechischen Orthodoxen haben die Bulgaren für Schismatiker erklärt, die russische Kirche, obschon in engster Kirchengemeinschaft mit den Griechen stehend, betrachtet die Bulgaren als korrekt rechtgläubig.

4) Die Stellung zum Raskol. 1847 hat eine allerdings etwas zweifelhafte Persönlichkeit, der abgesetzte Metropolit Ambrosius, für die Altgläubigen der Bukowina die Kirche von Bjelokernica (Fontana Alba)

gegründet. Dadurch erhielten die Altgläubigen ihr lang ersehntes Ziel, eine kirchliche Hierarchie. Gegenwärtig hängen von der bukowinischen Metropolis zwei Erzbischöfe und zehn Bischöfe in Rufsland ab. Einige dieser Bischöfe sind seit 1865 in eine Art Gemeinschaft mit der russischen Staatskirche getreten und werden nun als Gleichgläubige (jedinowierci, ὁμόπιστοι) bezeichnet. Eine Bischofsynode von Kasan 1881 suchte noch mehr zur Beruhigung dieser Altgläubigen und ihrer Vereinigung mit der Staatskirche zu thun. Aber die Verhältnisse sind völlig unklar. Auch die griechische Kirche urteilt anders als die russische über diese Altgläubigengemeinschaft von Fontana Alba.

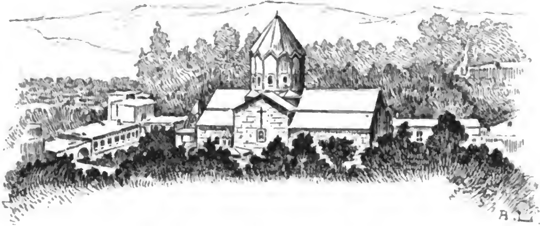
Die Griechen haben sich sehr skeptisch zu diesen Verhandlungen verhalten. Sie behaupten[1]), seit 1200 Jahren sei keine ökumenische Synode mehr berufen worden; das beweise, dafs die anatolische Kirche „in geistlichem Frieden und dogmatischer Ruhe verharre". Nun die bulgarische Frage, die Stellung der russischen Altgläubigen und die Vergewaltigung der georgischen Kirche beweisen das Gegenteil. Sodann machen sie geltend, dafs nicht der russische Kaiser, sondern der rechtgläubige Landesherr, in dessen Gebiet die Synode tagt, das Berufungsrecht besitze. Dies ist falsch. Die IV. allgemeine Synode haben Marcian und Valentinian, also die Kaiser, berufen, obschon die Synode nicht in Valentinians Reich abgehalten ward.

Sicherlich hat der bisherige Meinungsaustausch bewiesen, dafs die Berufung einer ökumenischen

---

1) Vgl. Ἐκκλ. Ἀλήθεια 1899 Nr. 27.

Synode noch in sehr weitem Felde liegt. Und zweifellos haben die von Professor Durnowo gestellten Vorbedingungen äufserst abkühlend auf die Pläne der geistigen Leiter des heiligsten Synod gewirkt. Immerhin ist der Umstand, dafs eine Reihe so hervorragender Vertreter der orthodoxen Kirche sich mit solchen Einigungsplänen und einer dadurch als Notwendigkeit sich ergebenden allgemeinen Synode beschäftigen, von höchstem Interesse. Je deutlicher den führenden Geistern auf orthodoxer Seite die Gefahren der gegenwärtigen jämmerlichen Zerfahrenheit und Zersplitterung zum Bewufstsein kommen, um so entschiedener wird man in der Verwirklichung dieser jetzt noch manchen utopisch scheinenden Gedanken die einzige Rettung sehen.



VI. DER ARMENISCHE PATRIARCHAT VON KONSTANTINOPEL.

1. ORGANISATION DER ARMENISCHEN KIRCHE.

Nächst den Griechen bilden die ansehnlichste christliche Nation des Reiches die Armenier. Sie sind auch in geistlicher Beziehung ähnlich wie diese organisiert. An der Spitze der türkischen Armenier stehen eigentlich vier von einander unabhängige Prälaten, die Katholici von Sis und Aghthamar und die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem. Der höchste Geistliche der Armenier ist theoretisch der unter russischer Botmäſsigkeit stehende, in Vagharschapat residierende Katholikus von Etschmiadsin, der Patriarch aller Armenier, gewissermaſsen der Universalpatriarch der ganzen Nation. Allein unmittelbar gebietet er nur über die armenischen Gläubigen Ruſslands und Persiens. In der Türkei herrscht er nur mittelbar mit Ausnahme der kleinen Katholikatssprengel von Sis und Aghthamar, welche von geistlich vollkommen unabhängigen Zwergpäpsten regiert werden. Sie haben nur lokale Bedeutung. Denn unter Sis stehen nur dreizehn Suffragane, die dazu noch teilweise lediglich Titularbischöfe sind; Aghtha-

mar endlich ist sogar nur die gleichnamige Insel im Wansee unterstellt. Sis war unter den armenischen Königen Ciliciens lange Zeit, wie königliche Residenz, so auch der Sitz des Hohenpriesters der Nation. Aber nach dem Untergang des Reichs im XIV. Jahrhundert durch die Mameluken verlegte der Katholikus seine Residenz wieder in die alte Heimat nach Etschmiadsin. Der neben ihm existierende Lokalkatholikus von Cilicien ist daher nichts als eine historische Reliquie aus längst vergangener Zeit. Der Patriarch von Jerusalem hat in Palästina und Syrien fünf Titularbistümer. Das ganze übrige türkische Reich, d. h. die überwiegende Majorität der armeninischen Nation, steht unter dem in Kum-Kapu residierenden Patriarchen von Konstantinopel. Er schwingt seinen Hirtenstab über nicht weniger als 21 Eparchien.

Gegenwärtig ist Patriarch von Konstantinopel Seine Seligkeit Monsignore Malakhia Ormanian, eine der hervorragendsten Kapazitäten der armenischen Kirche, zugleich ein bedeutender Gelehrter. Ormanian gehörte zu den unierten Armeniern und war Abt der Antonianer zu St. Peter in Rom. Die wohl etwas übereilte und jedenfalls höchst unglückselige Bulle Reversurus des Papstes Pius IX., welche sich starke Eingriffe in die geistliche Selbständigkeit, wie der übrigen orientalischen Christen, so auch der unierten Armenier erlaubte, warf die Fackel der Zwietracht unter diese an geistigen Kräften so hoch stehende kirchliche Gemeinschaft. Die Widerstrebenden traf am 26. Mai 1870 der Bannstrahl; unter diesen waren sämtliche Antonianer und ihr Abt an der Spitze. Ormanian schloſs sich den orthodoxen Armeniern an und wurde bald zum Bischof und Leiter

des Patriarchalseminars in Armasch zu Ismid (Nikomedia) befördert. Diese Stellung gewährte ihm grofsen Einflufs auf den heranzubildenden armenischen Klerus und gleichzeitig Mufse für seine wissenschaftlichen Studien. Von dieser Stelle wurde er an die Spitze der armenischen Nation berufen, eine verantwortungsvolle Würde, welche recht eigentlich als eine Kreuzeslast bezeichnet werden kann in der jetzigen so schweren Lage des unglücklichen Volkes. Indessen Patriarch Ormanian erwies sich als seiner schwierigen Lage völlig gewachsen. Als er Ostern 1899 den ökumenischen Patriarchen im Phanar besuchte, entzückte er die Griechen durch eine Rede, welche nicht das Trennende, sondern das Einigende zwischen der griechischen und der armenischen Volkskirche betonte. Er sagte unter andrem: „Die frohe Botschaft der Auferstehung Christi ist für uns eine Stimme der brüderlichen Liebe, weil Jesus Christus, der Erstgeborne von den Toten, uns lehrt, dafs wir eine Schar vieler Brüder sind, eines Vaters Kinder, eines Lehrers Schüler, zu dem Zwecke und damit wir beweisen, dafs wir von einander ungetrennte Brüder durch Kufs und Umarmung sind und durch die brüderlichen Zeichen den Grufs der heiligen Auferstehung heiligen.... Flehen wir, dafs unser von den Toten auferstandener Herr Jesus Christus seiner Kirche den Trost, die Hoffnung, die Liebe, die Einheit und die himmlischen Gaben des Glaubens gebe und dafs die in Christo vereinten Kirchen unter dem Schutze ihres Erzhirten derselben geniefsen. Wir alle aber mögen uns eins fühlen durch denselben Glauben und dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe.“ Als dann Patriarch Konstantin V. in der armenischen Patriarchats-

kirche von Kum-Kapu den Besuch erwiderte, nannte er die Armenier „Brüder im Glauben“ und forderte sie auf: „Erwerbet das Feuer der Liebe für einander und für uns, die Orthodoxen, die euch mit brüderlicher Liebe lieben.... So ehren und verherrlichen wir unsren aus dem Grab auferstandenen Heiland in geziemender Weise und unterstützen die wahren Interessen der beiden Kirchen und fördern sie und hoffen, daſs wir der uns verheiſsenen Güter gewürdigt werden an jenem Tage der Vergeltung.“ Die Katholiken haben zu dieser Annäherung zwischen der Kirche der drei Konzilien[1]) und der der sieben Konzilien einige beiſsende Randglossen gemacht, indessen nicht mit völligem Rechte. Haben denn die verschiedenen Kirchengemeinschaften wirklich nichts Besseres zu thun, als den von 400—800 n. Chr. wütenden Dogmenstreit immer wieder hervorzusuchen und als das eigentliche Lebenselement im Christentum zu erweisen?

Auſserhalb der eigentlichen gelehrten Theologenkreise hat man auch im Orient vielfach den Grund des alten Zankes völlig vergessen. Schon bei Barhebraeus kann man lesen, wie freundschaftlich und kollegialisch vielfach die beiden ärgsten dogmatischen Antipoden, der monophysitische Maphrian und der nestorianische Katholikus, im Chalifenreiche zusammen verkehrten. In neuerer Zeit mehren sich die Anzeichen, daſs die orientalischen Kirchengemeinschaften allmählich ihre vorsündflutlichen Trennungsgründe in den

1) Von den allgemeinen ökumenischen Konzilien erkennen die Armenier, wie alle Monophysiten, nur die drei ersten an: die von Nicäa (325), von Konstantinopel (381) und von Ephesus (431).

Hintergrund treten lassen. Bekanntlich haben die malabarischen Thomaschristen vor 150 Jahren so völlig vergessen, was ihre syrisch-persischen Lehrer einst zur Abtrennung von der Mutterkirche veranlaſste, daſs, als man aus Versehen zur Bischofsweihe aus Persien einen monophysitischen statt eines nestorianischen Patriarchen kommen lieſs, sie in harmlosester Naivetät eben den Glauben annahmen, den ihre Väter 1300 Jahre lang verflucht hatten. Die Abessinier, welche noch vor 200 Jahren das Konzil von Chalcedon als „Narrenkonvent" verdammten, nehmen heute die dasselbe als heiliges ökumenisches Konzil bekennenden Russen als Freunde und Glaubensbrüder mit offnen Armen auf. Endlich, wenn die Angaben zuverlässig sind, hat ein groſser Teil der Nestorianer seine Union mit der russischen Kirche vollzogen. Das alles ist hochbedeutsam, und in diesem Sinne ist auch die Annäherung zwischen der orthodoxen griechischen und der armenischen Kirche aufzufassen. Es kommt hinzu, daſs während der schweren Unglücksperiode der armenischen Nation die Griechen eine durchaus würdige und den Verfolgten sympathische Haltung eingenommen haben. Wenn ich mit Griechen, sei es Geistlichen, sei es Laien, über die armenische Katastrophe sprach, vernahm ich keinerlei Ausdrücke der Schadenfreude, wie sie zwischen Mitgliedern rivalisierender Religionsgenossenschaften nur zu häufig vorkommen, sondern stets nur unverfälschte Äuſserungen echt christlicher Teilnahme. Diesem Gedanken christlicher Brüderlichkeit hat auch der armenische Patriarch beredten Ausdruck verliehen, und seine Worte sind offenbar auf fruchtbaren Boden gefallen.

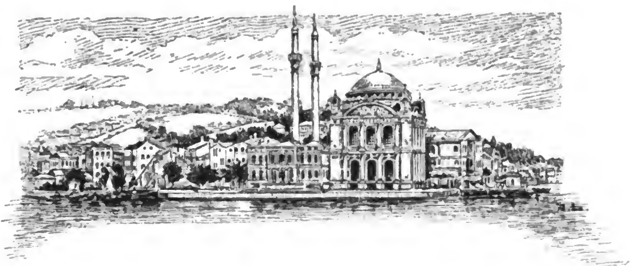
3. MEIN BESUCH BEIM PATRIARCHEN.

Man wird es begreifen, zumal meine Studien sich auch auf dem Boden der armenischen Kirchengeschichte bewegen, dafs mir daran lag, diesen ausgezeichneten Kirchenfürsten persönlich kennen zu lernen.

Ich erfuhr, dafs der Patriarch nicht in seiner Residenz, sondern in der Wohnung seiner Familie, in Pera, sich befinde. Auf eine schriftliche Anfrage, ob mein Besuch genehm sei, wurde ich sogleich auf denselben Tag hinbeschieden. Die Stunden, welche ich bei Seiner Seligkeit verbrachte, gehören zu den interessantesten und genufsreichsten meiner Orientreise. Ich erkannte bald, dafs ich es mit einem der leitenden Geister und hervorragendsten Männer des heutigen Orients zu thun hatte. Über meine Arbeiten auf dem Gebiete der armenischen Geschichte war der Patriarch sehr wohl unterrichtet. Er tadelte nur, dafs ich den apostolischen Ursprung der armenischen Kirche nicht für historisch halte, wie ganz ähnlich die Griechen bei allem Lobe, das sie meinen Arbeiten spendeten, meine Hinneigung zu Rufsland verurteilten. Auf die gegenwärtigen entsetzlichen Zustände eingehend, klagte er bitter, dafs er denselben vollkommen machtlos mit gebundenen Händen gegenüberstehe. Sein Volk sieht zu ihm empor als dem Führer, der helfen soll, und bei der Regierung ist nichts zu erreichen. Dabei dauern die kleinlichen polizeilichen Quälereien fort, von denen man sich in Europa keine Vorstellung macht. Ein Schulmädchen reist während der Ferien nach Sofia zu Verwandten; wie es zurückkehren will, erhält es keine Erlaubnis zum Eintritt

ins Reich und mufs notgedrungen seine Schule versäumen. Eine armenische Dame möchte gern der Hochzeit einer Nichte in Philippopel beiwohnen; nur mit grofser Mühe erhält sie die Erlaubnis, und als sie zurückkehren will, wird auch ihr der Eintritt ins türkische Reich verboten. Schon bei meinem ersten Besuche im September hatte mir der Patriarch erklärt, dafs er daran denke, seine Entlassung einzureichen, wenn den Beschwerden der armenischen Nation keine Rechnung getragen werde. Das war auch der Grund, warum er seine Residenz in Kum-Kapu verlassen hatte und in seine Familienwohnung gezogen war. Er betrachtete sich gewissermafsen schon halb als Privatmann. Während meines Aufenthaltes in Halki erfolgte dann thatsächlich seine Demission. Als ich nach Konstantinopel zurückkehrte, hielt ich es nicht für passend, den Patriarchen in dieser kritischen Zeit mit meinem Besuche zu belästigen. Ich suchte mich daher schriftlich von ihm zu verabschieden, wurde aber sofort nach seiner Privatwohnung (rue d'Itir 1) gebeten. Da hatte ich noch eine interessante Stunde. Ich sprach dem Patriarchen mein lebhaftes Bedauern über seine Demission aus, wenn ich die Gründe derselben auch wohl verstehe. Er entgegnete, dafs dieselbe vom Sultan noch nicht angenommen sei, er beharre aber vorläufig darauf. Ich fragte, wie es denn mit den in den Zeitungen erwähnten Iradés stehe, die doch den meisten Wünschen der armenischen Nation entgegenkommen. „Ich habe Kenntnis davon“, erwiderte der Patriarch, „aber nichts Schriftliches in meinen Händen. Ich beharre auf meiner Demission, wenn ich nicht die Urkunden selbst erhalte.“ Das war auch der Grund, warum er immer

noch nicht seine Residenz in Kum-Kapu bezogen hatte. Während ich in Smyrna war, erfuhr ich dann durch die Zeitungen, dafs die Kaiserlichen Erlasse thatsächlich dem Patriarchen übergeben wurden. Er hat sich dann sofort, um seinen Dank auszusprechen, zum Padischah, zum Grofsvezier und den übrigen beteiligten Ministern begeben und folgenden Tages einen feierlichen Dankgottesdienst in Kum-Kapu abgehalten, wo der armenischen Nation offiziell Mitteilung von den kaiserlichen Gnadenerlassen gemacht wurde. So hat dies unglückliche armenische Volk der Energie und Staatsklugheit seines geistlichen Oberhauptes einen grofsen Erfolg zu verdanken. Aber freilich die Ausführung der Erlasse und die völlige Verwirklichung der gegebenen Befehle ist etwas andres; es bedarf noch vieler Arbeit, vieler Leiden und unaufhörlicher Vorstellungen, bis ein thatsächlicher Umschwung in den jetzigen unerträglichen Verhältnissen eingetreten ist. Hoffen wir, dafs die übliche dilatorische Politik der Hohen Pforte nicht schliefslich alle auf dem Papier gegebenen Versprechungen rein illusorisch mache!



VII. DER BULGARISCHE EXARCH.

I. MEIN BESUCH BEIM EXARCHEN.

Um die Chefs der verschiedenen orientalischen Kirchen kennen zu lernen, fehlte mir nur noch der bulgarische Exarch, der in dem am Bosporus gelegenen Vorort Ortaköi residiert. Ich wuſste nun freilich nicht, wie ein solcher Besuch aufgenommen werde, da ich keinerlei Beziehungen zum Exarchen hatte. Indessen meine Freunde, die französischen Augustiner de l'Assomption, die mit dem Oberhaupt der bulgarischen Kirche eng befreundet sind, ermunterten mich sehr bestimmt dazu. Eines Sonntags hatte ich in Jeni-Köi bei dem gelehrten und kenntnisreichen Groſslogotheten Senator Prinz Aristarchi-bey Besuch gemacht, um dessen reiche, musterhaft geordnete Sammlungen zur Ergänzung und Berichtigung von Le Quiens Oriens christianus kennen zu lernen. Da die Zeit noch reichte, fuhr ich mit dem nächsten fälligen Schiffe nach Ortaköi. Es war gegen Mittag; ich hoffte daher, in einer menschlichen Restauration für des Lebens Notdurft sorgen zu können. Aber obwohl ich den nicht groſsen Ort nach allen Rich-

tungen der Windrose durchstreifte, fand ich nichts Preiswürdiges. Zwar boten sich zahlreiche Karozieris (Kutscher) und Sandaltschis (Bootsleute) zu meiner Weiterbeförderung an, allein was ich suchte, fand ich nicht. Endlich bequemte ich mich dazu, in ein höchst primitives und fragwürdiges türkisches Speisehaus einzutreten, wo in verdeckten Schüsseln verschiedene verdächtig aussehende türkische Leibgerichte brodelten. Meine geringe Kenntnis des Türkischen reichte auch nicht weit. Auf die Frage nach Reis und Hammelfleisch erhielt ich von dem würdigen weifsbärtigen Gastwirte nur ein wohlverständliches: jok! jok! (nein! nein!) Wie in einen Lostopf griff ich denn in die dunkle Zukunft und hatte es nicht zu bereuen. Suppe und zwei Gänge, als Getränk nach den Vorschriften des Propheten klares Brunnenwasser und Kaffee, es war ganz erträglich und der Preis 3 Piaster (55 Pfg.) lächerlich bescheiden. Nun aber kam die Hauptsache. Ich versuchte dem würdigen Agarsohne klar zu machen, dafs ich nach dem Konak des bulgarischen Exarchen wolle, und er solle mir einen Burschen als Führer mitgeben. Allmählich dämmerte es; er sagte, sein eigner Sohn, Mustafa, werde mich begleiten. Statt eines kamen vier Schlingel, unter denen Mustafa der vornehmste war. Während sonst die Türken sehr anständig sind und, wenn man ruhig bleibt und nicht schreit, recht gut mit ihnen auszukommen ist, war der süfse Pöbel von Ortaköi wirklich etwas unangenehm. Meine vier Leibtrabanten redeten natürlich alle zugleich sehr lebhaft auf mich ein; alle wollten sie Bakschisch haben und suchten mein Herz bald durch Drohungen einzuschüchtern, bald durch Liebenswürdigkeiten zu gewinnen. Ich

schwieg würdevoll, nur, wenn es zu arg wurde, dieselben Worte wiederholend: „Mustafa ist mein Führer“. Mustafa führte mich denn auch richtig vor ein auf der Höhe gelegenes hübsches Landhaus, das er als Konak des Exarchen bezeichnete. Ich schellte dreimal sehr stark; das Haus schien vollkommen ausgestorben. „Wahrscheinlich“, dachte ich, „haben Se. Seligkeit mit sämtlicher Dienerschaft an dem schönen Sonntag Nachmittag eine Landpartie unternommen.“ Als ich so allein und etwas verdriefslich dastand, kam einer aus meinem ehemaligen Gefolge wieder zurück, und mehr aus seinen Gesten als aus seinem Rotwelsch entnahm ich allmählich, dafs Mustafa mich angelogen habe und dafs der Konak vielmehr auf der entgegengesetzten Seite der Strafse in einer etwas höher gelegenen Villa sich befinde. Die Angabe schien vertrauenswürdig, und so begab ich mich von dem Pseudokonak nach dem wirklichen, denn er war es in der That. Unter den geistlichen Residenzen ist die bulgarische entschieden eine der hübschesten. Das Haus ist neu und sehr stattlich und von einem wohlgepflegten, mit gufseisernem Gitter eingefafsten Blumengarten umgeben. Nach Ablöhnung meines ortskundigen Führers betrat ich die Halle. Ich sah mehrere Cylinder und hörte lebhaftes Gespräch. Offenbar wurde gerade grofse Tafel gehalten. Die dienenden Geister wufsten nicht recht, was mit meiner Karte machen; indessen sie trugen sie hinein. Nach etwa fünf Minuten erschien ein wohlbeleibter und sehr behaglich aussehender Laie, wie mir schien, der Sekretär oder Maître d'Hôtel des Exarchen. „Sa Béatitude est à table; Elle vous prie de venir demain à trois heures.“ Da war nun nichts zu machen; dafs

unsre Zeit auch kostbar ist und daſs wir mit einem zweimaligen Besuche in Ortaköi unendliche Zeit verlieren, davon haben diese Orientalen keinen Begriff, oder, wenn sie ihn haben, läſst sie die Sache kalt. Mit diesem Bescheide stieg ich zur Schifflände hinunter und machte auch hier die Erfahrung, daſs das Schiffer- und Fischervolk von Ortaköi sich durch Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit unvorteilhaft vor den Türken Galatas und des Phanars und den Griechen der Prinzeninseln auszeichnet. Es erinnert stark an Neapel. Auch die üblichen halb nackten und ganz nackten Jungen, welche sich in die Salzflut stürzen, ihre Künste zeigen und dafür den Bakschisch fordern, fehlen nicht. Ich verhandelte mit einem graubärtigen, Vertrauen einflöſsenden Fährmann; indessen mein Türkisch langte nur halb. Sogleich kam ein Grieche aus einem nahen Kramladen und dolmetschte, sodaſs der „contratto“ zu beiderseitiger Zufriedenheit konnte abgeschlossen werden. Diese nur aus Menschenfreundlickeit entspringende, keinerlei klingenden Lohn verlangende Dienstfertigkeit der polyglotten Griechen ist mir mehr als einmal sehr zu statten gekommen. Es muſs das um so mehr hervorgehoben werden, weil die meisten Touristen gerade in ihren Reiseeindrücken über die Griechen mit Vorliebe nur die Schattenseiten im Charakter dieser Nation hervorheben. Die Fahrt im Kahn, sobald es sich nicht um groſse Strecken handelt, ist der unangenehmen in den kleinen und schlechten Dampfschiffen der türkischen Gesellschaft Schirket i Hairije bedeutend vorzuziehen. Herrlich war die Fahrt mit meinem Alten durch den brausenden Bosporuseingang beim Mädchenturm vorbei nach der neuen Brücke. Ein uns begegnender

Sandal war mit fröhlichen Italienern gefüllt, von denen einer zur Mandoline: „Margherita, pens' a Salvatore“ sang. Das Gesicht des Bekenners Allahs strahlte förmlich vor Glückseligkeit; dieser Sang Neapels hat auf seinem Triumphzug durch die Welt auch die Türkenherzen sich erobert. Hat mir doch ein gebildeter Perser, der sehr für deutsche Musik schwärmt, als schönstes Zeugnis der deutschen Sangeskunst eben dieses Liedchen vorgeträllert.

Folgenden Tags verliefs ich um zwei Uhr den Phanar und veranlafste meine Fährleute sehr zu ihrer Erbauung zu der ziemlich weiten und demnach auch im Tarif höher stehenden Fahrt nach Ortaköi. Sie machten es sich übrigens bequem. Ein kleiner Dampfer schleppte eine mit Holz beladene Barke; an diese hingen sich meine Bootsleute und allmählich noch drei andere Barken, wie Schildfische an einen Hai, an. Die beiden Türken schmunzelten vor Seligkeit, nun ohne die Anstrengung des Ruderns und bequem rauchend Ortaköi erreichen zu können.

Dort fand ich diesmal schnell und ohne Führer den Konak des Exarchen und wurde in das übliche grofse geistliche Empfangszimmer mit den niedrigen Divanen und den Ölgemälden der Hierarchen geführt. Nach kaum fünf Minuten erschien der Exarch im dunklen Kleide der orthodoxen Geistlichkeit; Se. Seligkeit Msgr. Jossif ist ein noch jugendlich aussehender, auffallend schöner Mann mit dunklen Augen, kohlschwarzen Locken und Bart.[1] Da er ganz vorzüg-

1) In „Bulgarien und Ostrumelien“ S. 204 finde ich folgende Charakteristik von ihm: „Auch der bulgarische Exarch Josif wurde für die Zwecke der Konservativen ausgenutzt. Dazu bedurfte es nicht

lich französisch spricht — alle Slawen haben eine merkwürdige Sprachengewandtheit — war unsre Unterhaltung bald im Fluſs. Jeder Unbefangene kann den Emanzipationsbestrebungen der Bulgaren nur Sympathien entgegenbringen, und ich habe bei aller Betonung meines entschieden philhellenischen Standpunktes dies auch den Griechen gegenüber unumwunden ausgesprochen, die es freilich nicht gern hören.

2. DIE GESCHICHTE DES BULGARISCHEN SCHISMAS.

Heute spaltet der beklagenswerte Riſs der Todfeindschaft die gleichmäſsig orthodoxen Nationen der Bulgaren und der Hellenen. Das Plus an Fehlern und Versündigungen ist wenigstens in früherer Zeit entschieden auf griechischer Seite gewesen. Patriarch Samuel Chantzeris (1763—1768) kann von den Griechen nach dem Wort eines englischen Bischofs als fundi nostri calamitas bezeichnet werden. Indem er 1767 durch Bestechung des Groſsveziers die autonomen Erzbistümer Ochrida und Peć an das ökumenische Patriarchat brachte, meinte er in seiner verschmitzten Krämerschlauheit einen Meisterstreich gethan zu haben. Der phanariotische Klerus, der

---

viel; denn Josif besitzt nur so viel Verstand, als nötig ist, die irdischen Güter zu erwerben und festzuhalten und dem übrigen Pöbel von den himmlischen zu sprechen. Da eine Hand die andre wäscht, fand sich der edle Exarch bereit, nach Art der ungarischen Kortes das Land zu bereisen und seine Schäfchen gegen die Liberalen aufzuhetzen." Bei der bekannten Wahrheitsliebe von Sp. Gopčević ist es unnötig, ein Wort über dies ordinäre Gerede zu verlieren. Immerhin ist es ein bemerkenswerter Beitrag zu dem Kapitel: „Die slawischen Brüder unter sich".

schon vier Jahrhunderte früher den bulgarischen Patriarchat von Trnovo ebenfalls ziemlich formlos annektiert hatte, besetzte nun alle Bischofstühle mit Nationalhellenen, ganz einerlei, ob die zugehörige christliche Bevölkerung ausschliefslich oder in weit überwiegender Mehrheit slawisch sprach. Es läfst sich nicht leugnen, dafs unter dieser griechischen Prälatur in bulgarischen und serbischen Gebieten auch würdige Priester waren; die Mehrzahl aber betrachtete ihre Bischofskrone nur als erwünschtes Mittel zur eignen und der Familie Bereicherung. Während im vorigen Jahrhundert Russen, Balkanslawen und Hellenen durch das einigende Band der Orthodoxie fest zusammenhielten, hat in unsrem das Erwachen des Nationalgefühls die orthodoxen Völker zerklüftet. Die Bulgaren sahen mit steigendem Ingrimm in ihren geistlichen Hirten griechischen Geblüts nur nationalfremde Tyrannen und Blutsauger. Die türkische Regierung der fünfziger Jahre empfahl den bulgarischen wie muslimischen Gemeinden bessere Fürsorge für das Schulwesen. Als aber die bulgarische Gemeinde von Nisch eine Schule errichten wollte, meinte der griechische Metropolit: „Was sollen euch bessere Schulen? Sollen eure Kinder ungläubige Ketzer werden? Besser ist es, wir sammeln Geld zum Bau von Kirchen! Grofse, geräumige Tempel zur Ehre Gottes sind die besten Schulen!“ Man wollte also grundsätzlich das Volk in der Unwissenheit erhalten.

Furchtbar sind die Beschuldigungen, welche Grigorovič, Kanitz und Jireček gegen den phanariotischen Klerus aussprechen. In den Athosklöstern, in zahlreichen Klöstern und Kirchen der Bulgarei

wurden die altslawischen Pergamente systematisch vernichtet, teils vergraben, teils verbrannt. Noch 1825 liefs der Metropolit Ilarion von Trnovo die eben aufgefundene alte Patriarchalbibliothek verbrennen. Ich meinte, dafs es sich hier um bulgarische Legenden oder starke Übertreibungen handle; allein der Exarch bestätigte mir die traurige Thatsache, dafs wirklich in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts die griechischen Kirchenfürsten in Bulgarien systematisch diesen Vandalismus begangen haben.

Hätten die beiden autokephalen Erzbistümer noch bestanden, so hätte man diese, wie es das Recht und die Geschichte verlangten, mit Slawen besetzen und so allmählich die hellenische Prälatur den Bevölkerungsverhältnissen entsprechend in eine hellenisch-slawische verwandeln können. Seit 1860 erhob sich im bulgarischen Volke eine mächtige Bewegung, welche auf Entfernung der griechischen Geistlichen und Lehrer aus den bulgarischen Kirchen und Schulen drang. Bei dem hartnäckigen Widerstand des Phanars suchten sich die Bulgaren einer von Frankreich mächtig geförderten Unionsbewegung anzuschliefsen. Bereits war ein Erzbischof für die unierten Bulgaren geweiht; doch nun legte sich Rufsland ins Mittel, und der Erzbischof verschwand. Der nun doch erschreckte Phanar entschlofs sich zu einigem Entgegenkommen. Es kam zu Kommissionssitzungen und Kongressen, teilweise unter dem Vorsitz türkischer Minister. Aber die Bulgaren spannten ihre Forderungen immer höher, und auf griechischer Seite antwortete man stets schroffer. Endlich suchten einige verständige griechische Laien einen Kompromifs zustande zu bringen, wonach die heilige Synode zur

Hälfte aus Griechen, zur Hälfte aus Bulgaren bestehen sollte. Nun rächte sich der grofse Fehler von 1850. Wäre das hellenische Königreich in geistlicher Beziehung dem ökumenischen Patriarchat untergeordnet gewesen, so hätten die Griechen in etwas entgegenkommen und eine proportionale Vertretung nach der Zahl der Diöcesen und Gläubigen vorschlagen können; damit hätten die Bulgaren wenigstens eine gerechte Repräsentation gewonnen, und die Griechen hätten doch die Majorität behalten. Das war nun nicht möglich. Und die stets unruhige und stets nur Unheil wirkende griechische Nationalversammlung verwarf 1866 diese Vorschläge als häretisch und demokratisch. Ein letzter Vorschlag des Patriarchen Gregorios VI. (1867—1871), wenigstens dem Donauvilajet kirchliche Unabhängigkeit einzuräumen, scheiterte an dem Widerstande der Bulgaren, welche ihre macedonischen Volksgenossen nicht preisgeben wollten. Die Türkei war durch die fortgesetzte Erregung der bulgarischen Nation, die sogar zu Aufständen führte, selbst beunruhigt; sie fürchtete, dafs die Bulgaren sich Rufsland ganz in die Arme werfen würden, und so arbeiteten die damaligen wirklich bedeutenden türkischen Staatsmänner Fuad und Ali Pascha an einer Verständigung. Aber alle Kompromifsvorschläge wurden von dem Patriarchen, der Synode und der griechischen Notabelnvertretung mit der gröfsten Hartnäckigkeit als antikanonisch, antidogmatisch und antievangelisch zurückgewiesen. Über den ersten Vorwurf liefs sich thatsächlich reden; die beiden andern waren eine Lächerlichkeit. Da griff die Pforte unter Rufslands mächtigem Einflusse, das seine bisherige griechenfreundliche Politik völlig aufgab, zu einer entschei-

denden Mafsregel. Der Ferman vom 27. Februar 1870 gründete eine unabhängige bulgarische Kirche mit einem Exarchen an der Spitze und dreizehn Metropolen. Dazu erhielt der Exarchat das wichtige Recht, alle Eparchien, wo zwei Drittel der dortigen Christen sich für ihn erklärten, seinem Sprengel einzuverleiben. Das war ein furchtbarer Schlag für die Griechen. Sie widersetzten sich nach Kräften seiner Durchführung. Aber am 11. Februar 1872 wurde der erste Exarch eingesetzt, und damit war thatsächlich eine unabhängige bulgarische Kirche begründet[1]).

3. DIE DOPPELSTELLUNG DES EXARCHEN SEIT DER UNABHÄNGIGKEITSERKLÄRUNG BULGARIENS.

Die als Ergebnis des russisch-türkischen Krieges geschehene Loslösung Bulgariens vom Reichsganzen hatte auch in kirchlicher Beziehung die weitgehendsten Folgen. Dafs sich aber keine mit den Landesgrenzen übereinstimmende autonome bulgarische Kirche konstituierte, hat seine Ursache in den zahlreichen bulgarischen Bevölkerungselementen Macedoniens, die in der kirchlichen Gemeinschaft mit ihren befreiten Stammesbrüdern bleiben sollen. Dies ist auch der

1) „Der erbitterte griechische Patriarch machte seiner Wut Luft, indem er im September 1872 die ganze bulgarische Geistlichkeit verfluchte, d. h. exkommunizierte — (wer erinnert sich hier nicht an das römische Sprichwort von den beiden Auguren?!) — was aber dennoch nicht hinderte, dafs letztere ebenso fett wurde, als es die griechische ist.“ Ich habe absichtlich diese Worte Spiridion Gopčević's (Bulgarien und Ostrumelien 1886 S. 118) in extenso hingesetzt, um damit die geistige Höhe dieses ganz unzuverlässigen Skribenten zu charakterisieren. Die am Schlusse angedeuteten Reichtümer der griechischen und der bulgarischen Kirche sind natürlich λῆρος καὶ ψευδολογία.

Grund, warum der oberste Geistliche der gesamten bulgarischen Kirche, sowohl des Fürstentums als der Türkei, in Konstantinopel residiert. Ich fragte den Exarchen, warum man nicht an eine Herstellung des Patriarchats von Trnovo gedacht habe. Dieser war durchaus kanonisch eingesetzt worden; denn der ökumenische Patriarch Germanos II. hatte mit Zustimmung der übrigen apostolischen Stühle 1235 den Erzbischof Joakim von Trnovo feierlich als autokephalen Patriarchen von Bulgarien anerkannt. Wenn 1393 bei der Katastrophe des Bulgarenreichs auch der Patriarchat zu Grunde ging und dann unter der türkischen Gewaltherrschaft durch eine dem ökumenischen Patriarchat unterstellte Metropolis ersetzt ward, so konnte das mit Fug und Recht als eine sedes impedita bezeichnet werden. Die Bulgaren haben, wie mir der Exarch sagte, auf Anraten Rufslands kein autokephales Patriarchat errichtet, um dem Phanar nicht zu scharf entgegenzutreten. Der Exarch ist im Grunde gleichfalls ein autonomer Patriarch, nur ohne den Titel und die äufsere Ehrung. Dadurch aber, dafs der Exarch in Konstantinopel residiert und Unterthan der Pforte ist, hat er den grofsen Vorteil, der oberste geistliche Hirte nicht allein der unabhängigen Bulgaren, sondern auch der unter türkischer Herrschaft stehenden zu sein. Im Fürstentum Bulgarien sind die kirchlichen Verhältnisse leidlich geordnet. Der Exarch als auswärtiger Geistlicher kann natürlich den Vorsitz in der Synode nicht führen; er ernennt daher aus der Zahl der bulgarisch-orthodoxen Metropoliten einen Stellvertreter, gegenwärtig Msgr. Gregor, den Metropoliten von Rustschuk. Wie mir aber der Exarch versicherte, ist der also

ernannte nicht etwa ein nun fest angestellter Beamter, sondern bleibt sein Vikar und ist ad nutum amovibilis.

4. DER NATIONALITÄTENSTREIT IN MACEDONIEN.

Der Kampf der Nationalitäten dreht sich hauptsächlich um das, was man in etwas unklarer Weise Macedonien nennt, d. h. die drei türkischen Vilajets Selanik (Saloniki), Bitolia und Kossowo. Das ist der eigentliche Tummelplatz des Rassenkampfes. Es stehen sich Bulgaren, Serben, Griechen und in kleineren Bruchteilen Albanesen und Rumänen (Kutzovlachen) gegenüber. Es ist sehr schwierig, hier klar zu sehen, da die Türken die Statistik sehr wenig lieben und die andren Völker gleichmäfsig in der Schönfärberei zu Gunsten der eignen Nation Grofsartiges leisten. So ist es für einen Unbeteiligten völlig unmöglich, in diesem Chaos klar zu sehen. Sicher ist nur, dafs die christliche Bevölkerung des Vilajets Kossowo nahezu vollständig, die von Bitolia mit Ausnahme der südlichen Bezirke weit überwiegend slawisch ist. Aber namentlich über die Bewohner der westlichen Sandschaks herrscht keine Übereinstimmung. Die Kenner selbst streiten, ob die dortigen slawischen Christen bulgarischer oder serbischer Nationalität seien. Günstiger steht die Sache im Vilajet Selanik. Hier ist der Süden und der gesamte Küstenstrich bis über Serres und Drama hinaus ganz oder überwiegend griechisch, während in den Norddistrikten die Bulgaren entschieden die Oberhand haben. Kirchlich ist nun diese Bevölkerung vollkommen gespalten. Zu dem ökumenischen Patriarchat halten die Griechen, die (unter den Christen) wenig zahlreichen Albanesen ausnahmslos und ebenso die Mehrzahl der Rumänen

(Kutzovlachen). Aber auch ein grofser Teil der Slawen, welche der Exarchat kurzweg Bulgaren nennt, andre teils als Serben, teils als Bulgaren bezeichnen, halten noch immer zum Patriarchat. Nach den offiziellen Zahlen des Exarchats bekennen sich in diesen drei Provinzen 105 011 bulgarische Familien zum Exarchat, 41 047 zum Patriarchat. Rechnet man hiezu die gleichfalls patriarchistischen, nicht bulgarischen Bevölkerungsteile, so wird man zu einer Summe gelangen, welche den Anhängern des Exarchats mindestens gleichkommt[1]. Immerhin hat das sehr ener-

1) Dr. Cleanthes Nicolaides, Macedonien, die geschichtliche Entwicklung der macedonischen Frage im Altertum, im Mittelalter und in der neuern Zeit, Berlin 1899, beklagt sich bitter über die bedenklichen Legendenfabrikationen, die zum gröfsern Ruhme der eignen Nation von bulgarischer, serbischer und rumänischer Seite verbreitet werden. Leider macht er es selbst kaum besser. Was er über die Geschichte der Patriarchate Ochrida und Peć mitteilt, ist recht bedenklich, da es vielfach mit den Thatsachen im Widerspruch steht oder patriotische Phantasien zum besten giebt. Auch was er über bulgarische und griechische Geschichte vorbringt, ist teilweise höchst fragwürdig. Dankenswert sind S. 25 ff. die Listen über die Bevölkerungsverhältnisse Macedoniens. Leider ist auch in diesen Listen nicht immer klar, was der Verfasser unter „Griechen“ und was er unter „Bulgaren“ versteht. Im Vilajet Bitolia unterscheidet er: „Orthodoxe, d. h. Griechen und griechisch Gesinnte“, „Schismatiker, d. h. Bulgaren und Anhänger des Exarchats“ und „rumänisch gesinnte Wlachen“. Im Vilajet Saloniki giebt er nur die Zahlen der Griechen, Bulgaren und Wlachen an. Wahrscheinlich sind auch diese Zahlen in kirchlichem, nicht in ethnographischem Sinne zu verstehen; denn z. B. in Berröa kennt er nur Griechen und Wlachen, während die Eparchie 19 Dörfer patriarchistischer Slawen enthält. Dann werden die Wlachen als „rumänisch gesinnte Wlachen“ zu verstehen sein. Wozu dann aber eine besondre Rubrik „Christliche Zigeuner“? Im Sandschak Skopia dagegen unterscheidet er Griechen, Bulgaren und Serben. Diesmal soll das wohl ethnographisch gemeint sein; denn kirchlich sind die Zahlen falsch. Kurz man wird nicht klar, wo die

gische und kluge Oberhaupt der bulgarischen Kirche, Monsignore Jossif, schon grofse Erfolge zu verzeichnen. Juli 1890 erhielten die Metropoliten von Üsküb, Veles und Ochrida das kaiserliche Berat, d. h. das Investiturdiplom von der Hohen Pforte. Dazu sind nun in den folgenden Jahren noch fünf Metropolen getreten: Nevrokop, Monastir (Bitolia), Strumnitza, Dibra und Melnik. Aufser diesen acht unterstehen dem Exarchen noch elf Diöcesen im Fürstentum Bulgarien, sodafs er thatsächlich ein recht ansehnlicher Kirchenfürst ist. Damit scheint aber in der Hauptsache erreicht zu sein, was für die Bulgaren möglich war. Es kann sein, dafs noch ein und der andre Bischofsitz ihnen zufällt; aber die Hochflut der bulgarischen Propaganda ist im Rückgang begriffen. Ihre offiziellen Organe selbst erklären, dafs in den Streitgebieten, wie Strumnitza, Florina, Vodena, die Jugend den griechischen Schulen zuströmt[1]).

Ethnographie aufhört und die Kirchengeographie anfängt. Eine andre Übersicht hat M. Thearcevic in Echos d'Orient 1899 S. 275 ff. veröffentlicht. Diese Statistik hat den grofsen Vorteil, vollkommen klar und nach einheitlichen Prinzipien gearbeitet zu sein. Es ist eine Übersicht der einzelnen bulgarischen Diöcesen, welche einem offiziellen Bericht des Exarchats entnommen ist. Derselbe stellt familienweise in den einzelnen Eparchien die Zahlen der Exarchisten und der Patriarchisten zusammen, wie sie Ende 1896 gültig waren. Der Bericht versteht unter dem Ausdruck „Bulgaren" sämtliche Slawen. Über die Zuverlässigkeit dieses Berichtes bemerkt Thearcevic sehr gut S. 282: Ce rapport a pour auteurs des Bulgares. S'il était d'origine grecque, il ne donnerait peut-être pas toujours les mêmes chiffres, mais je n'ose affirmer qu'il fût d'une plus grande exactitude. Nach diesen Listen gestaltet sich die Übersicht der Anhänger des Patriarchats und des Exarchats in den acht macedonischen Diöcesen, welche die Pforte bereits anerkannt hat, folgendermafsen (siehe S. 125):

1) Der Exarchat hat den noch nicht mit Metropolen besetzten Rest der drei Vilajets in sechs Diöcesen eingeteilt und ebenso viele

	Orthodoxe Familien	Exarchisten			Patriarchisten					Katholiken	Protestanten	Unabh. Rumänen	Unabh. Bulgaren
		Bulgaren	Rumänen	Insgesamt	Bulgaren	Rumänen	Albanesen	Griechen	Insgesamt				
1. Üsküb	29 396	24 630	—	24 630	4 716	50	—	—	4 766	—	—	—	—
2. Ochrida ...	17 256	12 675	380	13 055	1 922	1 624	—	5	3 551	—	—	650	—
3. Veles.....	5 072	4 577	50	4 627	425	20	—	—	445	—	—	—	—
4. Nevrokop .	12 050	11 414	—	11 414	416	100	—	—	516	—	120	—	—
5. Monastir ..	17 281	10 531	—	10 531	4 225	1 334	580	30	6 169	—	—	581	—
6. Strumnitza.	?	8 935	—	8 935	1 155	?	?	?	?	—	40	—	—
7. Dibra.....	7 806	5 696	—	5 696	310	—	986	—	1 296	—	—	—	814
8. Melnik....	13 787	9 507	—	9 507	3 062	526	—	692	4 280	—	—	—	—
Summe	102 648	87 965	430	88 395	16 231	3 654	1 566	727	21 023	—	160	1231	814

Weil bei Strumnitza nur die Gesamtzahl der bulgarischen Orthodoxen angegeben ist, sind die Summen der übrigen Nationen und die Gesamtsumme der Patriarchisten unvollständig.

Gegenwärtig tobt der Kampf um Üsküb (Skoplje — Skopia). Was die Bevölkerungsverhältnisse betrifft, so stimmen Bulgaren und Griechen darin überein, daſs die weit überwiegende Majorität den Bulgaren gehört. Der Exarchat zählt 24 630 bulgarische Familien seiner Obedienz zu, während 4716 bulgarische und 50 rumänische dem Patriarchat gehorchen. Die Griechen rechnen im Sandschak Skopia 137 184 Bulgaren, 9831 Serben, 5036 Griechen[1]). Auf jeden Fall

---

im Vilajet Edirne errichtet. Allein von den Exarchisten gehören 88 395 Familien den bereits errichteten acht Diöcesen an; in den sieben übrigen (Moglena, Kastoria, Vodena, Solun und Veria, Seres, Drama) zählt er nur 16 616 exarchistische Familien, denen mindestens eine vierfache Zahl patriarchistischer gegenübersteht. Dabei sind die bulgarenfreien Diöcesen Korytza, Servia, Grevena und Elassona noch gar nicht berücksichtigt. Im Ejalet Edirne existieren 24 776 exarchistische Familien (Odrin — Maronia — Enos — Xanti — Dimotika — Ortaköi), denen aber 24 368 patriarchistische gegenüberstehen; dabei sind die Patriarchisten von Xanthe gar nicht eingerechnet, da mir deren Zahl unbekannt ist. Also eine Metropolis Odrin (Adrianopel) wird vielleicht die türkische Regierung dem Exarchat noch zugestehen, schwerlich viel mehr. Enos und Ortaköi (Lititza) haben lächerlich kleine exarchistische Summen.

1) Die 29 396 Familien entsprechen den 152 054 Orthodoxen. Im Einzelnen bestehen aber starke Divergenzen, und merkwürdigerweise ist der Grieche (Nicolaides S. 25) seiner Partei ungünstiger als der Bulgare; denn nach dem Inhalt seines ausführlichen Berichtes sollte man nur in den Serben (9831) und Griechen (5036) Anhänger des Patriarchats sehen. Allein der Exarchat zählt in dieser Eparchie 4766 patriarchistische Familien auf. Offenbar ist aber die Liste eine ethnographische, und unter den 137 184 Bulgaren sind sowohl die Anhänger des Exarchats als die des Patriarchats inbegriffen. Die Rumänen, welche die Exarchatsliste aufzählt, fehlen bei Nicolaides ganz, wie bei Thearcevic die Griechen. Offenbar sind unter den „Griechen“ teilweise hellenisierte und zu den Griechen haltende Rumänen zu verstehen. Keine Partei scheint der andern viel vorzu-

bilden also die Anhänger des Patriarchats nur eine verschwindende Minorität, und so versteht man es sehr wohl, dafs die griechischen Metropoliten von Skopia, Paysios (res. 1891) und Methodios († 1896), die als Serben bezeichneten slawischen Anhänger des Patriarchats auf jede Weise zu gewinnen suchten. Erst sollte der linke Kirchenchor slawisch singen, während der rechte griechisch sang. Dann trat in der Metropolitankirche[1]) eine Abwechslung zwischen slawischem und griechischem Gottesdienst ein. Aber die verständigen Metropoliten rechneten nicht mit dem blindfanatischen, numerisch ganz schwachen griechischen Element. Die Griechen, von der auswärtigen, sehr energischen Propaganda und ihrer Presse unterstützt, setzten sich in Opposition zu dem friedliebenden Metropoliten und störten den nationalslawischen Gottesdienst, sodafs sie durch die türkische Polizei aus der Kirche entfernt werden mufsten. Nach dem Tode des Methodios erwirkten die schroffen Griechen die Ernennung eines genehmen Nachfolgers durch den Phanar, des Msgr. Ambrosios. Das war ein schwerer Fehler. Natürlich verübten nun die Serben dieselben Unordnungen in der Kirche, wie früher die Griechen. Schlimmer war, dafs jetzt die serbische Regierung eine drohende Haltung annahm. Was hinderte sie, in der Form eines Exarchats das alte nationale Patriarchat von Peć ebenso zu erneuern, wie das die Bulgaren mit dem von Trnovo gethan hatten? Genug, der unmögliche Kandidat der griechischen Heifssporne,

werfen zu haben; beide verstehen das Zahlengruppieren und andre kleine Künste vortrefflich.

1) Der einzigen der Stadt Üsküb, da die beiden andren den Exarchisten gehören.

Msgr. Ambrosios, wurde vom Kampfplatze weg vorläufig nach Konstantinopel abberufen, wo er Mitglied der heiligen Synode wurde und die Leitung der „Kirchlichen Wahrheit“ übernahm. Seine Stelle nahm ein Kommissar des Patriarchats, ein sog. Exarch Msgr. Firmilianos, ein, ein Serbe, der lange Rektor der theologischen Schule von Belgrad gewesen und bei den Serben aufserordentlich beliebt war. Durch eine Reihe kluger Zugeständnisse wurden die Serben jetzt vollständig gewonnen[1]). Endlich that vergangenen Herbst der ökumenische Patriarch den entscheidenden Schritt. Msgr. Ambrosios wurde auf den frei gewordenen Stuhl von Pelagonia (Strumnitza) versetzt, und Msgr. Firmilianos konnte nun feierlich zum Metropoliten von Üsküb erhoben werden. Dieser sehr verständige Schritt wurde von der serbischen Regierung mit einer Gabe von 3000 türkischen Pfund (55 000 Mk.) „für die Nöte des ökumenischen Patriarchats“ belohnt. Natürlich hat die starr griechische Partei aufs schärfste dieser Mafsregel widersprochen und den Patriarchen schonungslos kritisiert. Es wurde geltend gemacht, dafs bereits eine Metropolis (Prizren) an die Serben ausgeliefert sei; nun komme Üsküb und bald eine dritte an die Reihe. Damit werde die nationalhellenische Sache preisgegeben. Solche Gedankengänge beweisen, dafs die exaltiert hellenische Partei aus den schweren Erfahrungen des bulgarischen Schismas noch immer nichts gelernt hat, wie sie das ja auch in der antiochenischen Frage gezeigt hat. Die Betonung

1) Die Liturgie wird in Skopia abwechselnd in slawischer und griechischer Sprache abgehalten; in den Landgemeinden, die völlig slawisch sind, werden durchweg serbische Geistliche angestellt und wird die Liturgie nur slawisch gefeiert: das allein Richtige.

des hellenischen Nationalitätsprinzips in Landschaften, wo so gut wie gar keine Gnesiohellenen vorhanden sind, wäre der Gipfel des Unverstandes. Das alles zeigt, wie weise Konstantinos' Schritt war.

Auf slawischer Seite hat man das auch sofort verstanden. Darum hat der bulgarische Exarch gegen die Bestätigung des Firmilianos bei der Pforte Protest erhoben. Ein Metropolit slawischer Nationalität, anerkannt von dem bei vielen orthodoxen Slawen noch immer hochverehrten geistlichen Oberhaupte des Reiches, ist natürlich für seine bulgarischen Schäflein viel gefährlicher als ein fanatischer und verhafster Grieche wie Msgr. Ambrosios. Aber gerade diese Anfeindungen von den entgegengesetzten Polen aus erweisen die Richtigkeit der Handlungsweise des Patriarchen.

5. DIE BEDEUTUNG DER SYNODE VON 1872.

Ein grofser Fehlgriff der Griechen war die unter Anthimos III. 1872 berufene Synode. Das sehen jetzt viele von ihnen ein, und wenigstens Laien geben es unumwunden zu. Jener Synode wohnten zwei Expatriarchen, die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, der autokephale Erzbischof von Kypros und 25 Metropoliten und Bischöfe bei. Nur der Patriarch Kyrillos von Jerusalem verweigerte seine Teilnahme. Um die Bulgaren als Schismatiker erklären zu können, erfand man die neue Häresie des Phyletismos, d. h. die Proklamierung des Nationalitätsprinzips wurde als Trennungsgrund angesehen. Sehr richtig bemerkte mir der Exarch, dafs, wenn jemand der Vorwurf des Phyletismos treffen könne, dies die Griechen seien. Diese nötigen den Slawen der Bal-

kanhalbinsel und den Arabern Syriens und Palästinas, soweit es in ihrer Macht steht, Prälaten griechischer Zunge auf. Begreiflich, dafs die Eingebornen dadurch mit Erbitterung erfüllt werden. Infolge der Spaltung besitzt nun eine Reihe von Städten zwei orthodoxe Prälaten, so Konstantinopel, Philippopel, Üsküb, Nevrokop u. s. f. Das greifen die Griechen als antikanonisch an; denn nach den heiligen Kanones darf eine Stadt nur einen Bischof haben. Nun, dem liefse sich leicht abhelfen. So gut die Griechen verlangen, dafs die Orthodoxen andrer Nationalität ihre griechischen Metropoliten anerkennen, ebenso gut können die zum Teil numerisch so geringen griechischen Minoritäten Obermacedoniens den bulgarischen Metropoliten als ihren Oberhirten verehren, oder aber, wie es in Ochrida geschehen ist, der bulgarische Metropolit wohnt in Ochrida, sein griechischer Rivale in Kruševo, und die Zweiteilung der Eparchie ist fertig. In einem wie dem andern Falle sind die Vorschriften der „heiligen Kanones“ erfüllt. Auf alle Fälle war es aber ein Mifsgriff, aus kirchenpolitischen Mafsnahmen eine Häresie herauskonstruieren zu wollen. Denn die Bulgaren sind völlig orthodox; schon die griechischen Hierarchen des XIII. Jahrhunderts haben anerkannt, dafs ihre heilige Schrift aus der griechischen übersetzt, dafs ihre Dogmen dieselben, ihre Kirchenbücher und Heiligenleben dem Griechischen entnommen seien, dafs also der scharfsichtigste Dogmatiker zwischen den beiden Nationalkirchen keinen Unterschied finden könne. Damals war die Balkanhalbinsel in einer ähnlichen Lage wie heute. Die Gründung des neubulgarischen Reiches hatte auch den alten Stuhl von Ochrida mit seinen zahlreichen

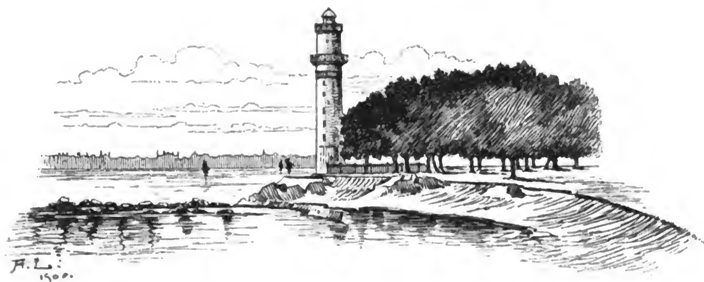
Metropolen unter bulgarische Botmäſsigkeit gebracht. Demgemäſs wurden diese Stühle mit Prälaten bulgarischer Nationalität besetzt. Als dann durch die Siege des epirotischen Kaisers Theodoros Dukas Angelos das griechische Element wieder in Macedonien die Herrschaft errang, muſsten die bulgarischen Prälaten natürlich griechischen weichen. Aber es wurde kein Schisma proklamiert, sondern eine achridenische Provinzialsynode erkannte feierlich die Weihen der bulgarischen Prälaten als rite vollzogen an. Hätte der ökumenische Patriarchat 1872, statt in begreiflicher Erbitterung überhastete Maſsregeln zu beschlieſsen, eine ähnliche weise Zurückhaltung wie einst Demetrios Chomatianos und seine Synode bewiesen, wäre der orthodoxen Kirche viel Unheil erspart worden. Es kommt hinzu, daſs der fünfte Patriarchat der orthodoxen Christenheit, die heilige Synode von St. Petersburg, die Beschlüsse „der heiligen und groſsen Synode, welche in den Monaten August und September 1872 in der Patriarchalkirche des glorwürdigen Blutzeugen St. Georg des Siegreichen über die religiöse bulgarische Frage gehalten wurde“, gar nicht anerkennt. Sie steht natürlich in Kirchengemeinschaft mit dem ökumenischen Stuhl und den Patriarchaten des Ostens, aber andrerseits auch mit dem bulgarischen Exarchat. So wird die Verwirrung immer gröſser. Es ist ein wahrer Jammer, daſs die orthodoxen Völker, statt unter sich zusammenzuhalten und nebensächliche Trennungsgründe zu beseitigen, sich immer mehr gegenseitig anfeinden. Sie besorgen dadurch nur das Geschäft der Türken.

Dabei soll nun nicht geleugnet werden, daſs Rumänen und Bulgaren neuerdings in einer Weise rück-

sichtslos vorgehen, daſs man die lauten Klagen der Griechen wohl versteht. Wo die Bulgaren, wie im Fürstentum, in der Majorität sind, legen sie sich keinen Zwang an. Die unglücklichen Griechen von Varna, Anchialos und Philippopel haben diese Unterdrückung zu fühlen; ihr Kirchengut wird sequestriert, ihre Schulen werden geschlossen. Man thut alles, um sie zu bulgarisieren. Das ist freilich nicht der Weg, auf dem die Bulgaren sich die Sympathien Europas erringen können[1]).

---

1) Eben erhebt Msgr. Methodios, der orthodox-bulgarische Metropolit von Stara-Zagora, ein groſses Geschrei, daſs die Väter Resurrektionisten in seiner Metropolis eine katholische Schule gegründet haben. Seine Schrift trägt den pompösen Titel: „Ein Versuch katholischer Propaganda in Stara-Zagora, Kampf um Leben oder Tod Bulgariens“. Leider herrscht Religionsfreiheit in Bulgarien, und er muſs eingestehen, daſs 300 Knaben und ebenso viel Mädchen die städtischen Volksschulen in Stara-Zagora nicht besuchen konnten, da sie nicht im stande waren, das mäſsige Schulgeld zu entrichten. Nun, wenn die katholischen Väter sie gratis unterrichten, ist denn das ein so groſses Unglück, zumal S. Hochwürden klagt, daſs „unter dem Einfluſs atheistischer und sozialistischer Gymnasialprofessoren das bulgarische Volk in seinen religiösen Überzeugungen erschüttert wird und zum Materialismus neigt“?



VIII. DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE KIRCHE IN DER TÜRKEI.

1. DER APOSTOLISCHE DELEGAT VON KONSTANTINOPEL.

Eine grofse Bedeutung haben endlich in der Türkei auch die katholischen Institute. In der ganzen Balkanhalbinsel bilden die Katholiken mit Ausnahme von Bosnien und Nordalbanien nur eine verschwindende Minorität; aber überall sind sie vorzüglich organisiert, und in den von der Türkei unabhängigen Staaten ist eine im Verhältnis zu der kleinen Zahl der Gläubigen sehr glanzvolle Hierarchie entstanden. In Griechenland ist zu den Prälaten der jonischen Inseln und der Cykladen, den bescheidenen Überresten der einst so glorreichen Venetianerzeit und Kreuzfahrerherrschaft, 1874 das Erzbistum Athen gekommen[1]). Dazu hat Leo XIII. 1883 in Bukarest

1) Die Zahl der Katholiken im Königreich Griechenland ist nach den dieselben gewifs nicht unterschätzenden Angaben der Propaganda aufserordentlich gering: Erzbistum Athen 8500, Erzbistum Korfu 4000, Bistum Zante-Cefalonia 1000, Erzbistum Naxos 350, Bistum Santorino 500, Bistum Syra 7000, Tino-Micono 5000, also insgesamt 26 710 Katholiken.

und 1884 in Jassy Erzbistümer errichtet. Offenbar soll in den Residenzen der Balkanstaaten der römische Glaube glänzend vertreten sein. Auch in Bosnien, wo Jahrhunderte lang die bescheidenen Franziskanermönche gewaltet haben, ist seit der Besetzung durch Östreich eine machtvolle Hierarchie, 1 Erzbischof und 3 Bischöfe, eingerichtet worden[1]). In der Türkei selbst ist 1886 Skutari zum selbständigen Erzbistum erhoben worden, und ihm wurden die Bistümer der katholischen Albanesen unterstellt, weil deren uraltes Erzbistum Antivari an Montenegro gefallen war. Daneben bestehen die Erzbistümer Smyrna und Skopia, das Bistum Nikopolis und eine Reihe apostolischer Vikariate für die verschiedenen Riten[2]). Die Spitze der gesamten Hierarchie bildet aber der lateinische Patriarchalvikar von Konstantinopel. Seit dem vierten Kreuzzug (1204) kannte der Orient einen lateinischen Patriarchen von Konstantinopel, der aber zum lebhaften Mifsvergnügen des Papstes viel mehr ein Geschöpf Venedigs als der Kurie und in der Regel ein venetianischer Landsmann war. Nach dem Falle des lateinischen Kaisertums wanderte er nach den venetianischen Besitzungen im Archipelagus aus, erst nach Euböa und nach dessen Eroberung durch Mohammed II. (1470) nach Kandia; seinen Unterhalt bestritt er aus den Gütern, welche die Republik ihm grofsmütig anwies, aber sie unterwarf ihn dafür auch ihrem sehr energischen kirchenpolitischen Regiment.

---

1) Die Diöcese Marcana-Trebigne ist freilich so unbedeutend, dafs sie der Bischof von Mostar administriert.

2) Syrien, Mesopotamien und Palästina, in geistlicher Beziehung eine Welt für sich, lasse ich hier aufser Betracht.

Es ist nun eine Tendenz der Kurie, die man zu allen Zeiten beobachten kann, dafs sie sich in ihren kirchlichen Organisationsbestrebungen von diesen weltlichen Schutzmächten, denen sie in momentaner Verlegenheit, aus Dankbarkeit oder andern Ursachen oft überschwengliche Vorrechte verliehen hat, gerne im Verlaufe der Zeiten emanzipiert. Wie viel Zank zwischen Kurie und Staatsgewalt hat doch die allerdings höchst abnorme Monarchia Sicula hervorgerufen! Leo XIII. hat endlich die lang andauernden Bestrebungen seiner Vorgänger in Indien zum glücklichen Ausgange geführt, die geistlichen Vorrechte oder Ansprüche der Portugiesen aufgehoben und den Prälaten von Goa mit einem glänzenden Titel abgefunden. Ebenso bekommt gegenüber Frankreichs nützlichem, aber auch unbequemem Protektorat der Katholiken im Orient die Kurie in neuerer Zeit mehrfach Anwandlungen von Emanzipationsgelüsten, die sie aber, sobald Frankreich sein Mifsfallen äufsert, rasch unterdrückt. So hat auch die Propaganda schon im XVII. Jahrhundert für die Türken sich von der venetianischen Obervormundschaft in geistlichen Dingen unabhängig gemacht und 1644 einen Suffraganbischof nach Konstantinopel geschickt, ohne sich um den Patriarchen zu kümmern. Bereits 1651 wurde er zum Patriarchalvikar erhoben, und seit die Türken mit der Eroberung Kandias dem Patriarchen seine letzten Besitzungen auf der Insel entrissen hatten, wurde dieser ein bedeutungsloser Titular des römischen Hofes. Von dieser Epoche an ist der Patriarchalvikar, der seit einem Jahrhundert regelmäfsig den Titel eines Erzbischofs führt und seit 1868 die Würde eines apostolischen Delegaten bekleidet, die

eigentliche Spitze der katholischen Hierarchie und gewissermaſsen für die das ehemalige byzantinische Reich umfassenden Teile der Türkei der Nachfolger des katholischen Patriarchen von Konstantinopel. Ihm unterstehen allein in der Hauptstadt zwölf Kirchen und fünf in der übrigen Diöcese. 300 Kleriker gehören zu seiner Obedienz und 45 000 Gläubige.

2. DIE KLÖSTERLICHEN INSTITUTE DER KATHOLIKEN IM ORIENT.

Der Schwerpunkt der katholischen Thätigkeit liegt aber nicht in der bischöflichen Hierarchie, sondern in dem ebenso thätigen als einfluſsreichen Regularklerus. Gegenüber den klösterlichen Instituten zeigt die türkische Regierung eine an England und Nordamerika erinnernde höchst lobenswerte Duldsamkeit. Die in unsren Kontinentalstaaten üblichen beschränkenden Polizeimaſsregeln und bureaukratischen Verbote sind hier unbekannt. Deshalb gedeihen die von Klostergeistlichen geleiteten Unterrichtsinstitute und Krankenhäuser auch in ungeahnter Weise. Sie stehen alle unter Frankreichs mächtigem Schutze. Die republikanische Regierung, welche in der Heimat zur Befriedigung der gesinnungstüchtigen Priesterfeinde in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen und so auch jetzt eine Kirchenverfolgung veranstalten muſs, treibt doppelte Buchführung; denn im Orient ist sie die Gönnerin und Förderin der katholischen Priester. Seine Erfolge im Orient verdankt Frankreich nur dem vereinten Wirken der französischen Botschaft und des katholischen Klerus. Ein schlagendes Beispiel hiefür ist die Geschichte

der Alliance française zu Konstantinopel. 1884 wurde dieselbe gegründet, und zwar mit der ausdrücklichen Absicht, weder sich direkt an die Botschaft anzulehnen, noch zu den religiösen Genossenschaften in ein näheres Verhältnis zu treten. Natürlich erwies sich nun das Unternehmen als ein von vornherein verfehltes ohne alle Lebenskraft. Indem die Gründer auf den mächtigen Schutz der Botschaft verzichteten und sich von den Kongregationen fernhielten, beraubten sie sich selbst der wertvollsten Hilfsmittel zur Förderung ihrer Zwecke. Nach vier Jahren wurde das anders. Das neu organisierte Komitee stellte sich unter den Schutz der Botschaft und fand in dem damaligen Vertreter Frankreichs, Herrn Cambon, einen sehr thatkräftigen Protektor. Ebenso setzte man sich mit den geistlichen Schulen in Verbindung. In den sechs ersten Jahren seines Bestehens hat das Komitee 115000 Francs zusammengebracht, damit 26 Schulen unterstützt und 13 neue gegründet. Alle, mit Ausnahme einer Mädchenschule in Ortaköi, stehen unter geistlichen Lehrern und Lehrerinnen. Die neugegründeten französischen Schulen zählen 1200 Schüler. Frankreich verdankt also seine grofsen Erfolge im Orient nahezu ausschliefslich der Thätigkeit der geistlichen Genossenschaften.

Neben der Schule ist es vor allem die Krankenpflege, in der sie Hervorragendes leisten. Dadurch gewinnen sie auch eine beispiellose Popularität selbst bei der mohammedanischen Bevölkerung. Die Schwestern des heiligen Vincenz von Paula werden in Brussa förmlich als Heilige verehrt. Wenn sie auf die Strafse treten, küssen ihnen türkische Frauen und Kinder das Gewand. Sie können in den

schlimmsten Vierteln, welche zu betreten selbst die Polizei sich scheut, ohne alle Gefährdung verkehren. So grofs ist die Verehrung des Volkes für diese Klosterfrauen.

In nähere Beziehungen trat ich zu zwei klösterlichen Genossenschaften der Katholiken in der Türkei, zu den Augustinern de l'Assomption von Kadiköi und zu den östreichischen Mechitharistenvätern von Pankaldi. Mit beiden hatte ich längst wissenschaftliche Beziehungen unterhalten und freute mich, nun mit ihnen auch persönlich bekannt zu werden.

3. DIE UNIONSBESTREBUNGEN LEOS XIII.

Der Pontifikat Leos XIII. bildet einen bedeutsamen Wendepunkt für die Verhältnisse Roms zu den Kirchen des Orients. Das alte, nie aus dem Auge gelassene Ziel der Kurie, diese Kirchen wieder dem Katholizismus zurückzugewinnen, ist mit staunenswerter Energie und nicht ohne Erfolg wieder aufgenommen worden. Vor allem ist seit dem eucharistischen Kongrefs von Jerusalem 1893 Leben in diese Bewegung gekommen. Eine eigne Kardinalkommission wurde eingesetzt, die sich mit den abgetrennten Kirchen zu beschäftigen hat. Vor allem galt es, neue Studienmittelpunkte in Konstantinopel und Asien zu gründen, welche durch Arbeiten über die strittigen theologischen Fragen, über die griechischen und slawischen Riten und Sprachen den Boden zur künftigen Einigung vorbereiten sollen. Diese Aufgabe hat der heilige Stuhl den Augustinern de l'Assomption übertragen. Eine Anzahl dieser Geistlichen ist daher zum griechischen oder griechisch-slawischen Ritus übergetreten. Sie besitzen slawische

Gemeinden in Adrianopel und Philippopel und zwei griechische in Kum-Kapu, im alten Stambul und in Kadiköi, dem ehemaligen Chalkedon. Überall suchen diese Geistlichen mit den Griechen in freundliche Berührung zu kommen; sie bezeugen die höchste Achtung für die alten griechischen Liturgien, die unter dem Namen des Chrysostomus und des Basilius gehen. Eine ähnliche Thätigkeit entfalten sie auch in Jerusalem, wo der als trefflicher Epigraphiker wohlbekannte P. Germer-Durand der Mittelpunkt ist. Derselbe erzählte auf dem eucharistischen Kongreſs eine charakteristische Anekdote. Der Igumen eines griechischen Klosters kam nach der Kirche der Assumptionisten und verlangte die in Rom gedruckten liturgischen Bücher der Bibliothek zu sehen. Er prüfte sie und fand, daſs sie mit den eignen orthodoxen Büchern völlig stimmten. „Wozu können Ihnen diese Bücher dienen?“ „Wir benutzen sie für die unierten Griechen.“ „Es giebt also mit Rom unierte Griechen?“ „Sicher, Gott sei Dank!“ „Ich meinte Rom dränge allen Katholiken den lateinischen Ritus auf.“ „Das ist ein Irrtum; Rom hält im Gegenteil darauf, daſs alle alten Riten erhalten bleiben.“ „Aber warum schlieſsen wir uns da nicht der Union an?“

Nun, so naiv und liebenswürdig sind nicht alle Griechen. Auch der unionsfreundliche Igumen hat wohl aus bekannter griechischer Höflichkeit mehr gesagt, als er thatsächlich ausführen wollte. Ich kann nicht leugnen, mir flöſst die Ausdauer, mit der die katholische Priesterschaft seit Jahrhunderten den Unionsgedanken festhält, Bewunderung ein. Keine noch so niederschlagenden Miſserfolge haben es vermocht, ihren Eifer zu lähmen. Ob sie ihr Ziel jemals

erreichen wird? Im Grofsen und Ganzen wohl kaum. Die dogmatischen und disciplinaren Unterschiede zwischen Orthodoxie und Katholizismus sind ja von einer fast lächerlichen Geringfügigkeit. Es ist vielmehr eine nationale Frage. Orthodoxie und griechisches Volksbewufstsein sind seit Photius aufs festeste verbunden, und unter der türkischen Herrschaft ist diese Verschmelzung eine immer innigere geworden. Der eigentliche Trennungsgrund ist darum ein nationaler oder meinetwegen kirchenpolitischer. Die Orthodoxen in ihrer grofsen Mehrzahl wollen absolut nichts vom Primat des Papstes wissen; das ist, scheint mir, ein unübersteiglicher Scheidungsgrund, eine Kluft, die so bald nicht überbrückt wird. Es ist deshalb aufserordentlich schwer, ein unparteiisches Urteil über diese Unionsbestrebungen abzugeben. Kulturgeschichtlich betrachtet, ist das Mifslingen der Union ein Unglück für die Griechen gewesen. Ihre bedeutendsten und geistreichsten Prälaten waren in Florenz für die Union, die Gegner, wie der hochgefeierte Markus Eugenikus von Ephesus und der spätere Patriarch Gennadius, ziemlich beschränkte Fanatiker. Es ist nicht zu leugnen, dafs durch die Union die Ruthenen, wie die Armenier, in Gesittung und Wissenschaft grofsartige Fortschritte gemacht haben[1]); sie wurden dadurch bereits im XVI. und XVII. Jahrhundert der europäischen Civilisation gewonnen, während die Griechen und überhaupt die orthodoxen Balkanvölker bis Ende des XVIII. Jahrhunderts in einem bedauernswerten Zustand der Barbarei verharrten. War der

---

1) Ähnlich verdanken die Abessinier ihre wenigen Kulturüberreste lediglich der Einwirkung der Portugiesen.

Sieg der „Rechtgläubigkeit“ eines so entsetzlichen Opfers wert? Die Griechen behaupten es. Geschadet hat den Unionsbestrebungen die unvernünftige Politik des katholischen Klerus, welche derselbe namentlich in Polen trotz des ebenso verständigen als energischen Widerspruchs der Kurie immer wieder befolgte. Die dummschlaue Hartnäckigkeit, mit der der Adel und die bessern Stände in fortgesetztem Maſse zum lateinischen Ritus hinübergezerrt wurden und worüber die unionstreuen griechischen Bischöfe bitter sich beklagten, die boshafte Art, wie man die unierten Bischöfe als Prälaten zweiten Ranges immer den katholischen nachstellte, haben unter den Unierten Miſstrauen und eine ungeheure Erbitterung erregt und machen die massenhaften, freilich hauptsächlich durch äuſsere Gewalt erzielten Rücktritte zur Orthodoxie im russischen Reiche einigermaſsen verständlich.

4. DIE AUGUSTINER DE L'ASSOMPTION.

Heute ist das ganz anders. Der römischen Kurie und den Assumptionisten ist es mit ihren Unionsbestrebungen und ihrem Festhalten am griechischen Ritus vollkommener Ernst. Hätte man in solcher Weise die Union vor zwei Jahrhunderten nicht nur erklärt, sondern auch ausgeführt, wer weiſs, ob sie nicht die gröſsten Erfolge erzielt hätte. Ist das heute noch möglich? Jedenfalls stoſsen diese Bestrebungen bei den Griechen auf wenig Gegenliebe. Ihr Verhältnis zu den Assumptionisten ist vielfach ein recht unfreundliches. In der „Kirchlichen Wahrheit“ erschienen Artikel gegen die Väter, welche sehr feindselig und offenbar mit starken Übertreibungen deren Schulthätigkeit in Bithynien schilderten. Auch das

Organ der Väter, die „Échos d'Orient", sind schon mehrfach von den Konstantinopolitaner Blättern sehr heftig angegriffen worden. Allerdings läfst sich auch nicht leugnen, dafs diese Zeitschrift gegen die griechisch-orthodoxe Kirche eine oft recht scharfe Sprache führt und eine sehr bittere Kritik an Einrichtungen und Zuständen derselben ausübt. Sie ist übrigens ungewöhnlich gut geschrieben und aufserordentlich reichhaltig und vortrefflich unterrichtet, dabei sehr billig[1]). Sie enthält wissenschaftliche Abhandlungen geographischen, epigraphischen und historischen Inhalts. Namentlich die griechische Kirchengeschichte, die Geschichte der Liturgik und die gesamte Gottesdienstordnung sind hier aufs reichste bedacht. Die Mitarbeiter sind vorzügliche Kenner der griechischen Kirchengeschichte wie des heutigen kirchlichen Hellenentums. Wer sich über die politischen und namentlich die kirchlichen Zustände des heutigen Orients unterrichten will, findet hier eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube wichtiger und zuverlässiger Mitteilungen. Ausgezeichnet sind z. B. die Artikel zur kirchlichen Geographie und Statistik, so über den ökumenischen Patriarchat in der Europäischen Türkei und in Kleinasien, über den alten Patriarchat von Antiochien, über Hierarchie und Bevölkerung des orthodoxen Patriarchats von Antiochien, über die Patriarchen der syrischen katholischen Kirche, über die bulgarische Kirche, die administrative Geograpie des türkischen Reiches, die evangelische Schule von Smyrna u. s. f. Durch ihren langjährigen Aufenthalt im Orient haben die Väter Land und Leute sehr

1) 6 Francs für 6 Hefte von je 64 Seiten.

gründlich kennen gelernt, und an Weite des Blicks, Gelehrsamkeit und Schärfe des Urteils sind sie ihren Gegnern meist überlegen.

Schon lange stand ich mit den Vätern in brieflichem Verkehr. Ich folgte daher gern der gastlichen Einladung, welche mich von Konstantinopel für zwei Tage nach Kadiköi rief. Mit dem Dampfboot war ich schnell nach der Skala von Moda gekommen. Wie hatte sich in den 28 Jahren, seit ich diese Stätte nicht mehr betreten, der Ort entwickelt! Damals ritt ich von Skutari mit dem unvergefslichen E. Curtius durch eine grüne Fläche nach einem armseligen Dorfe; heute ist hier eine sehr ansehnliche Stadt mit mindestens 30 000 Einwohnern aus dem Boden emporgewachsen[1]). Wie Skutari eine vollkommen türkische, sind Kadiköi und Moda eine völlig christliche Vorstadt Konstantinopels. Die zahlreichen hübschen Häuser und Villen mit ihren Gärten erwecken eher den Eindruck einer italienischen oder englischen als türkischen Stadt. Indessen nun galt es, den Wohnsitz der Patres zu finden. Mit meinem damals durch langjährigen Mangel an Übung etwas schadhaft gewordenen Griechisch erwarb ich mir einen Jungen als Führer, der auch sogleich versprach, mich zum Γαλλικὸ μοναστῆρι (zum französischen Kloster) zu führen. Es war ein ziemlich weiter Weg, und ich begann Zweifel an der Ortskenntnis meines improvisierten Cicerone zu äufsern; allein dieser beteuerte mit den lebhaftesten Ausdrücken, dafs er den Weg genau kenne. Endlich

1) Man vergleiche mit der heutigen Stadt Kadiköi-Moda den Plan bei Hammer IV S. 714 von 1831. Da ist aufser dem kleinen Dorfe Kadiköi der ganze weite Flächenraum, den jetzt die neue Stadt bedeckt, von Weinbergen eingenommen.

hielten wir vor einem geräumigen Garten, in dessen Hintergrund ein schulartiges Gebäude auftauchte. Ich hörte auch das eintönige Geschrei lautierender Kinder. Das konnte unmöglich das Seminar der Assumptionisten sein. Glücklicherweise entpuppte sich der Portier, ein junger Schuster, als ein des Französischen vollkommen mächtiger Dolmetsch. Er erklärte mir, daſs hier sich eine von französischen Geistlichen geleitete Schule befinde und beschrieb auch meinem Hodegeten den Weg zu den Augustinern. Dieser war sittlich sehr entrüstet, daſs er in allerdings heiſsem Sonnenbrand meinen Handkoffer nun noch weiter zu tragen habe, und machte mir Vorwürfe, daſs ich ihm nicht gleich gesagt habe, ich wolle zur „Lateinischen Kirche“ — so heiſst nämlich im Volksmund das Seminar. Da ich nichts Stichhaltiges zu erwidern wuſste, zog ich vor zu schweigen. Das Seminar befindet sich in der That neben der groſsen, echt italienischen Kirche, von deren Campanile man einen wundervollen Ausblick über das Meer, die Prinzeninseln und die umliegenden Küsten genieſst. Das sehr stattliche Gebäude sollte ursprünglich als Sommerresidenz für den apostolischen Delegaten dienen. Allein derselbe hat es aus irgend einem Grunde verschmäht, und so hat die Propaganda als Besitzerin es den Assumptionisten mietweise überlassen. Mein knurrender Graeculus führte mich zu einem sehr bescheidenen Pförtchen; indessen ein dienender Geist bestätigte, daſs ich am richtigen Orte angelangt sei. Bald erschien P. Louis Petit, der Präfekt des Seminars, der untröstlich war, daſs ich wegen der Trägheit meines Griechen durch die Hinterpforte den sehr stattlichen Wohnsitz der Assumptionisten

betreten hatte. Den Abend verbrachte ich in der angeregtesten Weise mit dem P. Präfekten und den PP. Pargoire und Vailhé, die sich längst durch ihre zahlreichen Arbeiten unter den Byzantinisten einen guten Namen erworben haben. Mehrfach glaubte ich aufbrechen zu müssen, da die Geistlichen ungewöhnlich früh ihr Tagewerk zu beginnen pflegen und deshalb auch früh dasselbe schliefsen; indessen durch die grofse Liebenswürdigkeit meiner Wirte wurde ich noch eine Weile zurückgehalten. Den folgenden Morgen wurde das Frühstück im Refektorium eingenommen. Die Seminaristen waren anwesend, aber nur in beschränkter Zahl, da es Ferienzeit war. Die Patres waren sehr beschäftigt; denn in den nächsten Tagen sollte ein französisches Pilgerschiff eintreffen, dem sie die Honneurs von Konstantinopel und Umgebung zu machen hatten. Auch der P. Provinzial der Augustiner war deshalb zum Besuch erschienen, ein aufserordentlich lebendiger und frischer langbärtiger Herr, der mit klarem Blick und rüstiger Entschlossenheit die vielen in seiner Hand ruhenden Verwaltungsgeschäfte zu erledigen scheint. Trotzdem hat der P. Präfekt den ganzen Vormittag mir in angenehmster Weise zur Verfügung gestanden; er zeigte mir die noch im Entstehen begriffene, aber in Byzantinika bereits sehr reiche Bibliothek des Seminars, die auch von seiten der französischen Akademie aufserordentlich wertvolle Geschenke erhalten hat, so ihre wichtigen auf den Orient und Byzanz bezüglichen Publikationen, wie die historiens des croisades u. s. f. In seiner Begleitung besuchte ich auch die Schule der venetianischen Mechitharisten zu Moda, wo ich mit einigen freundlichen Patres mich gut unterhielt;

leider waren auch hier wegen der Ferien die Schüler abwesend.

Herrlich war ein Gang längs der Küste meist unter alten Bäumen mit dem Blick auf das Meer, die Prinzeninseln, das bithynische Gebirge und Stambul. Sehr belebt war wieder das Mittagsmahl, wo aufser den drei mir befreundeten Patres und dem P. Provinzial auch der französische General Graf Touts-Saints Pascha anwesend war, der Jahre lang in Algerien gestanden hatte und, dort wie hier Land und Leute genau kennend, aufserordentlich interessant davon zu erzählen wufste. Mit meinem mangelhaften Französisch beteiligte ich mich, so gut es eben ging, an der Konversation. Grofse Heiterkeit erregte ich, als ich von den feierlichen lateinischen Titulaturen unsrer Universitäten und der regierenden Bürgermeister unsrer Hansestädte erzählte. Franzosen muten solche ehrwürdige Überreste des Mittelalters ganz vorsündflutlich an. Man erkennt dann erst, wie für alle Schichten der französischen Bevölkerung, auch für die am weitesten rechts stehenden, die französische Revolution in ganz anderer Weise, als bei uns die Wende des vorigen Jahrhunderts, einen scharfen geschichtlichen Abschnitt bildet. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart klafft ein Abgrund. Was jenseits desselben liegt, ist völlig vergessen und tot und lebt höchstens in der Erinnerung des Historikers weiter, während Deutschland keinen so radikalen Bruch mit seiner geschichtlichen Vergangenheit kennt. Für uns, die wir den deutschen Bildungsgang durchgemacht haben und von protestantischen Anschauungen bewufst und unbewufst förmlich durchtränkt sind, ist ein unbefangener und vorurteilsloser Verkehr mit

Männern, die auf einer ganz andren Weltanschauung stehen, aufserordentlich anregend und belehrend. Eine Unmenge nationaler und konfessioneller Vorurteile schwindet; man erkennt, wie vieles Gemeinsame uns auch mit dem national und kirchlich Fremden verbindet. Unser Gesichtskreis erweitert sich, und auf diesem Wege üben wir wahre Duldsamkeit, nicht indem wir ein eignes mehr oder minder liberales kirchliches und politisches System als die Wahrheit ansehen und über Andersdenkende rücksichtslos den Stab brechen. Die drei oben erwähnten Augustinerpatres mit P. Dr. Kalemkiar, dem armenischen Mechitharisten, bereiteten mir die Freude, meine Einladung in mein Hotel zu einem kleinen Dejeuner anzunehmen. Ich habe selten Stunden in angenehmerer, feinerer und anregenderer Gesellschaft verbracht als bei diesem Frühstück mit den hochwürdigen Herren Patres.

5. DIE ÖSTREICHISCHEN MECHITHARISTEN.

In schönster Erinnerung stehen mir auch die Stunden, welche ich in der Studienanstalt der Hochw. PP. Mechitharisten auf der Höhe von Pankaldi, in Pera, verlebt habe. Zufällig erfuhr ich, dafs der Wiener Mechitharistenpater Dr. Kalemkiar, bekannt als langjähriger Herausgeber der trefflichen armenischen Zeitschrift „Hantess Amsorya", in Konstantinopel weile. Pera ist ein leidlich civilisierter Stadtteil; mit Hilfe von Pferdebahn und Fragen fand ich mich ziemlich leicht nach dem etwas abseits von der Hauptstrafse in einem grofsen Garten versteckt liegenden Institut der östreichischen Armenier. Die Patres leiten hier eine unter dem Schutze Östreichs

stehende, blühende und stark besuchte Realschule. Pankaldi ist ein im mächtigen Aufblühen begriffenes, nördlich von Taksim und dem grofsen Friedhofe gelegenes Quartier von Pera, das mit seinen zahlreichen Klosterinstituten, Schulen und Kirchen einen durchaus christlichen Eindruck macht. Die auch in den Dingen dieser Welt sehr gewandten und erfahrenen Patres hatten hier vor etwa zwanzig Jahren ein beträchtliches Grundstück erworben, das heute mindestens den drei- oder vierfachen Wert der damaligen Kaufsumme besitzt. An dem Rande dieser Besitzung, gegen die Hauptstrafse zu, sind zahlreiche Häuser errichtet, welche als Geschäftsgewölbe von den Vätern vermietet werden. Ihr eignes Institut liegt an einer stillen Strafse mitten in dem grofsen Garten. Auch sonst sind die Armenier grofse Grundbesitzer in Konstantinopel. Hotel Bristol ist Eigentum des katholischen Patriarchats der Armenier; ebenso besitzt der orthodoxe armenische Patriarchat einen sehr ansehnlichen Gebäudekomplex an der Grande rue de Péra, welcher früher ein Theater enthielt, jetzt aber wegen der Feuersgefahr in Kaufläden umgewandelt worden ist. Unter den Mitgliedern der nicht sehr zahlreichen armenischen Gemeinde von Smyrna befinden sich die reichsten Grundstückbesitzer der Stadt. Natürlich nimmt die Leitung einer so grofsen Anstalt, verbunden mit der Verwaltung eines so weitläufigen Besitzes, die Thätigkeit P. Kalemkiars vollauf in Anspruch. Er hatte mich früher von Wien aus bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten in der liebenswürdigsten Weise unterstützt, und ich sprach ihm gegenüber mein Bedauern aus, dafs er jetzt seinen Arbeiten und der Leitung der Zeitschrift vollständig

entrückt sei. „Was wollen Sie? Wir folgen den Anordnungen unsrer Obern.“ P. Kalemkiar ist geborner Konstantinopolitaner, spricht aber infolge seines langjährigen Aufenthaltes in Wien das Deutsche wie seine Muttersprache. Diese einfache Unterordnung jedes individuellen Einzelwillens unter das Ganze hat etwas Grofsartiges und macht diese klösterlichen Institute so leistungsfähig. Die Andersdenkenden reden und deklamieren viel gegen die katholischen Klosterinstitute und ihren wachsenden Einflufs im Orient. Aber in der Krankenpflege wie im Unterrichte leisten dieselben wirklich Bewundernswürdiges. Sie handeln, während die andern Worte machen. Das allein macht ihre Machtstellung vollkommen verständlich. Von P. Kalemkiar wurde ich nach Pankaldi zu einer „gemütlichen östreichischen Jause“ eingeladen und hatte daselbst das Vergnügen, mehrere andre der gelehrten und anregenden Herren Patres kennen zu lernen. Anerkennung verdient auch die vaterländische Gesinnung dieser Männer, die mit ganzer Seele an ihrem Kaiserstaate hangen und sich mit Stolz als Östreicher fühlen. Doppelt wohlthuend wirkt ihr frisches und entschiedenes Vertrauen zur Zukunft dieses Reiches gegenüber den skeptischen und oft geradezu verzweifelten Äufserungen, die man sonst vielfach von den Angehörigen der östreichisch-ungarischen Monarchie zu vernehmen bekommt. Wie köstlich war es auch, wieder einmal nach Herzenslust die deutsche Muttersprache gebrauchen zu dürfen, statt sich mit einem mangelhaften Französisch oder einem noch notdürftigeren Griechisch durchwürgen zu müssen, von meinen philologischen Leistungen auf dem osmanischen Gebiete gar nicht zu reden! Diese

Männer, die Jahrzehnte im Orient geweilt haben, kennen denselben von Grund aus, und darum ist der Verkehr mit ihnen ein so überaus belehrender. Mit Dank bekenne ich, gerade von seiten der Geistlichen das Meiste und Wichtigste über orientalische Verhältnisse erfahren zu haben. Schwer wurde mir der Abschied von den gastfreundlichen Patres, die trotz meines Sträubens mit den herrlichsten Früchten des Südens mich beschenkten. Die Stunden bei den Armeniern in Pankaldi lassen sich nur mit den unvergeſslichen Tagen vergleichen, die ich in San Lazzaro bei ihren Volks- und Ordensgenossen verlebt habe.

DIE TÜRKEN



I. DAS TÜRKISCHE VOLK.

1. DIE HEUTIGE TÜRKENSCHWÄRMEREI.

Für die Türken zu schwärmen ist heute zeitgemäfs, und wer diese Mode nicht unbesehen mitmacht, gilt als beschränkt und als ein Mensch von zurückgebliebenen Anschauungen. Ingenieure, Journalisten, Stangensche Reisegefährten, sie alle verkündigen uns in Wochenschriften und Familienzeitschriften das Evangelium von dem braven Türken. Ich gestehe, gegen diesen Türkenenthusiasmus einiges Mifstrauen empfunden zu haben. Seit meinem ersten Besuche im Orient gehören meine Sympathien den christlichen Völkern. Mit hervorragenden Vertretern der griechischen wie der armenischen Nation stand ich seit langer Zeit in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Gedankenaustausch. Aber zur Steuer der Wahrheit müfs ich heute bekennen, dafs ich die Schwärmerei vieler Reisenden für dieses biedere,

rechtschaffene und gegen wohlmeinende Freunde so anhängliche Volk wohl begreifen kann.

2. DIE SANDALDSCHIS.

Freilich will ich auch gleichzeitig hinzufügen, dafs meine Eindrücke für nichts weniger als mafsgebend können angesehen werden; denn ich kenne das türkische Volk nicht, sondern nur einen verschwindenden Bruchteil desselben. Aber dieser verdient das Lob, das man den Türken zu spenden pflegt, in hohem Grade. Ich kenne eigentlich näher nur die Bootsleute des Goldnen Horns, die Sandaldschis und Kaikdschis, welche den Verkehr zwischen Galata und dem Phanar vermitteln und mit welchen ich während meiner vierwöchentlichen Besuche des Klosters zum heiligen Grabe in täglichen Verkehr zu treten gezwungen war. Die übrigen Orientalen mit ihrer Vielsprachigkeit sind so bequem und erleichtern uns Europäern den Verkehr ausnehmend. Anders der Türke, d. h. der ungebildete Türke, der Mann des Volkes. Er spricht ausschliefslich seine Sprache. Er zwingt uns dadurch, sie zu lernen, um mit ihm verkehren zu können. Die beiden ersten Fahrten machte ich mit einem der üblichen Hoteldragomans, einer im Ganzen widerlichen Menschensorte. Sie sehen ihre Hauptaufgabe darin, den Eingebornen möglichst schlecht zu behandeln und auf den denkbar niedrigsten Lohn herunterzudingen. Es war mir ordentlich ekelhaft, mit meinem ortskundigen Führer unter vielfachem Geschrei von seiner Seite und von seiten der Bootsleute drei, vier Barken besteigen zu müssen, bis wir endlich den mit seinem Preisanschlag einverstandenen Barkenführer glücklich

gefunden hatten. Beim Aussteigen knickerte er am Trinkgeld, und da gab es aufs neue peinliche Auseinandersetzungen. Er erklärte mir, dafs diese Bootsleute ein „Auswurf der Menschheit", „das reinste Zigeunergesindel" seien. Ich nahm das in meiner Naivetät auf Treu und Glauben hin, da es doch zu meinem Bilde pafste, das ich mir in der Studierstube von den Türken gemacht hatte. Indessen am dritten Tage emanzipierte ich mich von meinem unleidlichen Führer. Ich hatte unterdessen das unerläfslichste Erfordernis eines mündlichen Verkehrs mit den Türken, die Kenntnis der türkischen Zahlwörter, mir erworben und wollte sehen, ob sie mich vereinsamten Frengi übers Ohr hauen würden. Als ich der Skala nahte, entstand ein ungeheures Leben. Wie Seerobben lagen die Bootsleute träge teils am Ufer, teils in in ihren Kähnen. Jetzt zappelten alle, sprangen auf und schrieen „burda! burda!" (hierher!) Ich betrachtete kaltblütig die verschiedenen Schiffe; ich wufste, dafs mein Führer einmal drei, das andremal vier Piaster (60—80 cts.) für die Fahrt nach dem Phanar hatte zahlen müssen. Nun fragte ich den ersten: „Wie viel willst du?" „Fünf Piaster", den zweiten: „Vier Piaster". Doch schon schrie ein junger Bursche: „utsch, utsch" (drei). Natürlich nahm ich diesen, und das ist für eine Fahrt von zwanzig Minuten wahrhaftig nicht zuviel, zumal es der Ortskundige auch gezahlt hatte. Ich weifs wohl, dafs man mit Geduld und Hartnäckigkeit die armen Bootsleute und Lastträger oft sehr herunterbieten kann, und Europäer namentlich morgenländischer Abkunft, die erster Klasse fahren und persönlich sich nichts abgehen lassen, rühmen sich oft gewaltig, dafs sie

einen solchen armen Burschen klein und demütig gekriegt haben, sodafs er den verlangten Dienst fast um ein Nichts leistete. Dies widerstrebte mir. Ich weifs auch, dafs die Eingebornen, Griechen, Türken und Armenier, in diesem Punkte Erhebliches leisten. Allein diese Orientalen kennen den trefflichen englischen Spruch „time is money“ nur zur Hälfte. Sie wissen genau, was „money“ ist; dagegen mit der Zeit treiben sie eine sträfliche Verschwendung. Ich habe mehrfach, teils zu meiner Belustigung, teils um Land und Leute kennen zu lernen, solchen Verhandlungen beigewohnt. So kam ich einst von Kadiköi nach der Dampferlandungsstelle der neuen Brücke. Ein junger, höchst eleganter Grieche und sein Vater wollten einen vorsündflutlichen Hausrat von unzähligen, mit Blumen in den grellsten Farben bemalten Kisten und Koffern und zusammengeschnürten Betten nach Pera hinaufschaffen. Ein prachtvoller kurdischer Chamal mit seinen zwei Adjutanten sollte gemietet werden; allein der Grieche wollte so schmählich wenig bezahlen, dafs der Kurde, welcher bereits seine Seile hervorgezogen hatte und die Ladung tragfähig zu machen im Begriff war, energisch von dem Handel zurücktrat. Nun begann ein Redefeuerwerk, unterstützt von dem lebendigsten und wirklich sehr anmutigen Mienenspiel, das mir als unparteiischem Zuschauer die Scene höchst ergötzlich machte. Die Griechen sind in dieser Beziehung geborne Schauspieler und leisten im Affekt — Attentate auf ihren Geldbeutel erwecken allemal ihre höchste sittliche Entrüstung — geradezu Bewundernswürdiges. Indessen an dem Sohne des Taurusgebirges prallte Rhetorik und Mimik, wie an einem rocher de bronze, ab. Der

Graeculus mufste sein Glück mit einem andren Chamal versuchen. Der Ausgang des Handels ist mir unbekannt, da ich bereits zehn Minuten mehr zugeschaut als zugehört hatte und selbst weiter mufste. Ein ander Mal belustigte mich an der Skala von Divan Hane ein kurdischer Chamal, der auf seinem Rücken einen kolossalen Spiegel mit Goldbronzeumrahmung trug, ein Ungetüm, das mindestens einen Meter über seinen Kopf emporragte. Es sah ordentlich lebensgefährlich aus. Der Edle wollte von Pera nach Stambul hinübersetzen, bot aber ein so elendes Fährgeld, dafs keiner der Sandaldschis auf dieses schlechte Geschäft eingehen wollte. Es war nun ordentlich spafshaft zu sehen, wie der edle Kurde von einer der halbverfaulten und morschen Landungsbrücken auf die andre humpelte, immer in der Hoffnung, endlich einen willfährigen Fergen zu finden. Alles umsonst. Auch hier konnte ich nicht den Ausgang des Redeturniers abwarten, das mir wegen der unbequemen Lage, in der der Protagonist es führte, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat.

Ich habe alle diese Kämpfe mit meinen Türken vermieden, indem ich allemal einen festen „Contratto“ (Vertrag) mit ihnen abschlofs um ein möglichst niedriges Fährgeld. Wenn je einer sagte: „Das setzen wir nachher fest“, stieg ich sofort wieder aus, und ehe ich einen zweiten mietete, hatte der erste seinen festen und regelmäfsig recht bescheidenen Preis genannt. Dann erklärte ich in meinem unerlaubt schlechten, aber den Sandaldschis verständlichen Türkisch: „Wenn Du anständig bist, Bakschisch; wenn Du unverschämt bist, ade Bakschisch“. Man mufs die Türken pädagogisch, wie Kinder, behandeln. Ein

dreifsigjähriger Türke hat ungefähr den Verstand eines vierzehnjährigen Jungen. Ich weifs, dafs viele Menschen das Trinkgeld für ein unmoralisches Institut halten, und der grofse Ihering hat dagegen geschrieben; indessen nicht einmal in Europa ist er damit durchgedrungen. Man liest in den Blättern von Zeit zu Zeit über Gastwirtzusammenkünfte, welche „den Trinkgelderunfug" abzuschaffen beschliefsen; die wohlthätigen Folgen habe ich auf meinen Reisen noch niemals verspürt. Ich lasse mich in diesen anspruchlosen Blättern auf die wissenschaftliche Theorie des Trinkgeldes nicht ein. Einen verständlichen Wink zur richtigen Auffassung desselben hat uns einer der gröfsten Söhne Englands, Kardinal Manning, gegeben, wenn er sagte: „Der hungernde Mensch hat ein natürliches Anrecht auf das Brot des Nächsten; dieses natürliche Recht ist so tief begründet, dafs es allen positiven Eigentumsgesetzen weit voransteht". Die Nutzanwendung auf die Trinkgelderfrage lautet: „Der für Dich behaglichen Genufsmenschen — denn das bist Du Reisender — im Schweifse seines Angesichts arbeitende Proletarier hat ein natürliches Anrecht auf eine über die vertragsmäfsig vereinbarte Entlohnung hinausgehende Extragabe; die Anerkennung dieses natürlichen Anrechtes ist für jeden anständigen Menschen selbstverständlich". Nach diesem Grundsatz habe ich im Orient gehandelt und wahrscheinlich das eine oder das andre Mal ein paar Groschen zu viel ausgegeben. Indessen ich tröstete mich mit dem Worte, das mir die sehr gescheite Frau eines Diplomaten aus den Balkanstaaten sagte: „On ne voyage pas pour faire des économies". Und dann, wie lohnt sich das in jeder Beziehung! Die

Menschen des Orients sind keine geschraubten Existenzen; sie thun nicht das Gute um des Guten willen, wohl aber das Gute um des Trinkgelds willen. Vergefsliche Menschen, wie ich, lassen auf mancher Station ein paar Gepäckstücke liegen. Dafs ich alles wieder zurückbrachte, verdanke ich nur der Liebenswürdigkeit der dienenden Geister, deren Herz ich durch den Bakschisch gewonnen hatte. In Patras hatte ich mich im anregenden Gespräche mit einem griechischen Freunde und ehemaligen Schüler etwas verspätet; in der Eile der Abfahrt nach Olympia vergafs ich etwa die Hälfte der notwendigsten Reiseutensilien; doch der treue „Georges“ trug mir mit der gröfsten Dienstfertigkeit eines der vergessenen unentbehrlichen Dinge nach dem andren zu, sodafs ich wohlausgerüstet abdampfte. Mein Reisehandbuch liefs ich bisweilen liegen; einmal in Pera rannte mir Aristides, der kleine Albanese aus Dibra, durch zwei Strafsen nach, um es mir wieder einzuhändigen. Aufsergewöhnlich praktische und sprachgewandte Reisende bedürfen natürlich solcher Hilfen nicht. Ältere, bequeme und vielleicht gleichfalls vergefsliche Orientbesucher thun gut daran, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu erwerben. Die Kapitalanlage ist gering und verzinst sich gut.

Aufserdem vergesse man eins nicht. Wir „Franken“ werden von den Einheimischen, seien es Christen, seien es Anhänger des Propheten, ganz ausgezeichnet behandelt, gleichsam als eine höhere Rasse. In den Läden und im Bazar werden wir mit viel mehr Höflichkeit und Beflissenheit bedient als der Eingeborne. Ein vornehmer Armenier erzählte mir, dafs Armenier und Griechen bisweilen unser europäisches Rade-

brechen des Türkischen in den Gewölben nachahmen, weil sie dann viel flinker bedient werden, während ein geläufig türkisch sprechender Christ sofort als Einheimischer erkannt und mit weniger Aufmerksamkeit behandelt wird. Der Lustradschi (der Schuhputzer) entwickelt einen wahren Hölleneifer, wenn er die Stiefel eines Frengi zu putzen hat, weil er voraussetzt, dafs dieser ihm zwei Métalliques (10 Cts.) und nicht einen, wie der Eingeborne, verabreichen wird.

Viele Reisende betrachten aber als ihr Hauptziel, den Orientalen möglichst verächtlich, fast en canaille, zu behandeln. Er ist schlechte Behandlung gewöhnt, hat kein so fein entwickeltes Ehrgefühl wie der Europäer auch niedern Standes; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, ihm nur durch Roheit imponieren zu können. Umgekehrt sind die meisten Orientalen für anständige und nur menschliche Behandlung sehr dankbar und rührend anhänglich; ich kann nur behaupten, hierin die besten Erfahrungen gemacht zu haben.

Andere klagen über die furchtbare Verderbtheit dieser Rassen. „Wo hast Du diese bemerkt?“ „Stellen Sie sich vor, auf der Douane mufste ich bei der Ankunft 12 und bei der Abfahrt 25 Francs bezahlen. Solche trübe Erfahrungen mit diesen betrügerischen Menschen nahmen mir alle Freude an den Schönheiten des entzückenden Konstantinopels.“ „Lieber Freund, Du scheinst in die Hände ungewöhnlich raubgieriger Zöllner und Sünder gefallen zu sein. Indessen vollständige Unkenntnis der Landessprachen und äufserst notdürftige des Französischen oder Italienischen werden allerdings mit einem etwas höhern Ansatz im Tarif bestraft.“ Darum lerne man wo-

möglich eine der Landessprachen. Es ist von grofsem Nutzen. Jedenfalls aber schelte man nicht, nach Deutschland zurückgekehrt, über die verderbten und geldhungrigen Orientalen, mit denen man direkt gar nicht verkehren konnte, sondern deren Bekanntschaft man nur durch Vermittlung der nichtswürdigen Dragomanrasse gemacht hat. Diesen allerdings liegt daran, die Europäer möglichst während des ganzen Konstantipolitaner Aufenthaltes in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Sind sie eines solchen Ausbeutungsobjektes sicher, so nähren sie redlich seinen Ingrimm über die betrügerischen Griechen und Armenier. Sie verlieren nichts dabei, und der Ruf der Eingebornen ist ihnen völlig gleichgültig.

Mit den türkischen Bootsleuten stand ich von Anfang an im besten Einvernehmen. Ich gab für die Fahrt statt der vertragsmäfsig ausbedungenen drei regelmäfsig fünf Piaster, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Bei den überaus elenden Geldverhältnissen der türkischen Hauptstadt — in Smyrna ist alles viel besser — gehören nämlich Ein- und Zweipiasterstücke zu den gröfsten Seltenheiten. Wenn man sich einen Fünfer einwechselt, zieht der Wucherer ein oder zwei Métalliques ab. Einen Piaster mufste ich anstandshalber dem braven Türken Bakschisch geben. Ging ich nun, um ihm dies überreichen zu können, zum Wechsler, so blieben mir vom Chirek (1 Fr. 5 Cts.) ganze 20 Paras (10 Cts.) in den Händen. Da zog ich es vor, statt den Hebräer zu bereichern, dem Türken lieber einen Chirek zu geben. Die Bootsleute von Galata sind meist Lazen aus der Umgegend von Trebizonde; in der Provinz herrscht vielerorts eine unbeschreibliche Dürftigkeit;

diese armen Teufel finden in Konstantinopel ihren notdürftigen Unterhalt und betrachten deshalb die Kaiserstadt als ihr el Dorado. Wie alle Berufe in der Türkei, halten auch die lazischen Sandaldschis landsmannschaftlich zusammen. Von diesen Söhnen des Meeres habe ich mein Türkisch gelernt, einen fürchterlich gemeinen Dialekt; meine plebejische Aussprache bildete daher regelmäfsig den Gegenstand gelinden Entzetzens bei einem feingebildeten Perser, mit dem ich bekannt wurde. Indessen die Sandaldschis verstanden mich, und das war die Hauptsache.

Der ungeheure Bildungsdrang unsrer Zeit hat auch die Türken ergriffen und sickert durch bis in die untersten Volksschichten. Griechen und Armenier haben längst mit den gröfsten Opfern für ihre Nationen Volksschulen gegründet. Aber auch die türkische Jugend wird heute geschult. Zu meiner starren Verwunderung war die junge Generation dieser rohen Sandaldschis des Schreibens wie des Lesens sehr wohl kundig, und ich konnte ihnen keine gröfsere Freude machen, als wenn ich ein paar Worte in arabischer Schrift hinmalte. Bei meinen Fahrten habe ich nach den ersten paar Tagen mich immer an denselben Bootsmann gehalten. In Venedig hatte sich mir diese Praxis als sehr ersprieſslich erwiesen, und dieselbe Erfahrung machte ich am Goldnen Horn. Kedir war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle; nie hatte ich mit ihm wegen der Bezahlung Erörterungen. Etwas Vornehmes haben die Türken. Während die lebhaften Griechen und Italiener ihre Zufriedenheit in den artigsten Redewendungen ausdrücken, ist der Türke stets feierlich. Sein Dank besteht nur in dem eleganten Gestus des Salam. Doch für freund-

liche Worte zeigte auch er sich sehr empfänglich. Seine Hauptsorge war immer zu erfahren, um wie viel Uhr ich aus dem Phanar zurückkehre, und wann ich folgenden Tages auf der Skala von Galata erscheinen werde. Ich bezeichnete ihm die Zeit alla Franca und alla Turca, und pünktlich fand er sich zur festgesetzten Stunde ein, pünktlicher als ich, der ihn aus allerhand Gründen oft eine halbe oder ganze Stunde warten liefs. Indessen das hat im zeitlosen Orient wenig auf sich. Der Gehülfe meines Sandaldschi, sein Sohn Astlan, war zwar ein ausgezeichneter Schiffer, sonst aber ziemlich einfältig und ein bifschen unverschämt. Er bettelte öfter um ein Extratrinkgeld oder wenigstens um Tütün (Tabak; die Lazen sagen Tutun). Gab ich ihm eine Kleinigkeit, so bemerkte er: as bakschisch (wenig Trinkgeld). Da erklärte ich ihm einmal: „Wenn Astlan zufrieden ist, bekommt er Bakschisch; wenn er unverschämt ist, miete ich einen andren Sandaldschi". Das wirkte wie eine Bombe. Der Vater nahm seinen Stock und forderte mich auf, seinen ungezogenen Spröfsling damit zu bearbeiten. Ich bemerkte, dafs wir in Europa die Erziehung ohne Schläge besorgten. Mein Wort hatte übrigens gewirkt. Von jetzt an hiefs es immer: Astlan memnun; böjük Bakschisch! (Astlan ist zufrieden; grofses Trinkgeld!) So habe ich pädagogisch auf den Sohn des Meeres gewirkt.

Natürlich sind die Kollegen unter einander neidisch wie die Raben. Sie mifsgönnten den beiden meinen Bakschisch und guckten immer, wie Raubvögel, zu, wenn ich jene ablohnte. Kedir war das höchst fatal. Ich erfand daher einen neuen Bezahlungsmodus. Während der Fahrt, mitten auf dem Meere, in mög-

lichst einsamer Gegend entrichtete ich meinen Tribut. Beim Aussteigen wechselten wir zur allgemeinen Verwunderung nur einen kurzen Grufs, und der alte Kedir lachte auf den Stockzähnen.

Weil ich regelmäfsig den ganzen Tag im Kloster des heiligen Grabes blieb, folgte ich gern der Einladung der Mönche, an ihrem Mittagsmahle teilzunehmen. Im Hotel mufste ich freilich trotzdem bezahlen, da ich Pension abgemacht hatte. Ich pflegte mir daher öfter vom Maître d'Hôtel das Frühstück mitgeben zu lassen, bat ihn aber keinen Schinken beizulegen, da mir dieser zu sehr Durst verursache. So erhielt ich ein hübsches Paket mit einer den Geboten des Propheten nicht widersprechenden Atzung, dessen Anblick immer die beiden Türkengesichter vor Freude leuchten machte; denn sie wurden mit seiner Bestimmung bald vertraut. Für sie war es allemal ein Festessen. Türken und Kurden (auch die Griechen aus dem Volke) leben unbeschreiblich einfach, fast ausschliefslich vegetarisch. Alkoholische Getränke verbietet ihnen ihre Religion, deren Satzungen das niedere Volk auf das gewissenhafteste hält. Mir war es immer ein Rätsel, wie diese stämmigen und sehnigen Bootsleute und Lastträger, die den ganzen Tag rudern oder unglaubliche Lasten tragen, mit einigen Früchten oder gebratenen Kastanien ihren Appetit stillen und dazu Wasser trinken. Unsre Arbeiter vermöchten das nicht. Dort geschieht's. Gewifs wirkt auch das Klima mit; aber die grofse Mäfsigkeit bei kolossaler physischer Kraftanstrengung bleibt trotzdem bewundernswert.

Bisweilen macht man hübsche Einblicke in das türkische Familienleben. Der alte Mustafa, ein Laze

aus Trebizonde, hatte erst in späten Jahren eine junge Frau geheiratet; er war von Trapezunt nach Konstantinopel gezogen, um sein Leben zu fristen. Sein ganzer Besitz steckte in dem Sandal. Selbst zu alt und schwach, überliefs er dessen Bedienung seinen beiden Söhnen, Ali und Astlan, zwei Burschen von achtzehn und siebzehn Jahren. Die Mutter besorgte das Hauswesen, und so hatten diese beiden jungen Leute für die Familie zu sorgen. Von ihrem Verdienst als Sandaldschis lebte das ganze Haus. Als ich von Halki zurückkehrte, fragten sie zu meiner grofsen Verwunderung, in welchem Monastir (Kloster) ich gearbeitet habe, ob in Hagia Triada oder im Panagiakloster. Ich hätte nicht gedacht, dafs diese unwissenden Türken so gut Bescheid wufsten; auch von dem Zweck meiner Reise, dem Besuch der dortigen Bibliotheken, hatten sie ziemlich deutliche Vorstellungen. Diese Sandaldschis fuhren mich und eine befreundete griechische Familie einst nach den süfsen Wassern Europas. Es war ein Sonntag und daselbst eine ziemlich grofse Volksversammlung: Griechen, Türken und Armenier, ein fröhliches Gedränge in allen Kaffenia. Auf den Wiesen tummelten sich einige zu Fufs oder zu Pferd; andere übten sich im Wettrudern auf dem sanft dahinfliefsenden, von alten Bäumen umschatteten Strome. Wir ergingen uns lange in dem schönen Parke, der zu Sultan Mahmuds Schlofs gehört. Merkwürdig war der grofse Anstand dieser sonntäglich fröhlichen Menge. Im Gegensatze zu dem Eindrucke, den Sonntags unsre Vergnügungslokale gewähren, zeigte sich nirgends unter dem jubelnden, meist den untern Ständen angehörenden Menschengewimmel ein Betrunkener. Nur zwei

junge Türken führten zur Lautenbegleitung einen äußerst graziösen, zum Schluß allerdings etwas lasciven Tanz auf. Der Kavedschi, der uns bediente, ein alter Grieche, sagte aber gleich mit verächtlicher Miene: Εἶναι Τοῦρκοι (Es sind Türken).

Sehr empfänglich sind die Söhne Osmans für Scherze kindlicher Art. Einst kaufte ich bei einem Kurden für zwei Piaster gebratene Kastanien, und an der Lände zeigte ich unter dem üblichen Rufe der Händler: Kestana kebab (geröstete Kastanien) meine Beute. Das war eine Seligkeit, als ich diese an die „gottlosen Agarener“ verteilte. Besonders freute sich ein gewisser Hussein, der den Löwenanteil davongetragen hatte. Sobald mich später derselbe gewahr wurde, oft mitten auf dem Goldnen Horn, rief er mir mit fröhlichem Lachen: „Kestana kebab“ entgegen; er hielt das offenbar für einen ausgezeichneten Witz; denn er wiederholte den Scherz unermüdlich.

Der liebenswürdigste unter diesen Bootsleuten war ein gewisser Ismail, ein Mensch von wahrhaft rührender Anhänglichkeit. Ich bedauerte schließlich, nicht ihn zu meinen regelmäßigen Fahrten gemietet zu haben. Einst fahre ich mit ihm nach Divan Hane, um dem Zikr der heulenden Derwische beizuwohnen. „Ach, Tschelebi!“ sagte er, „nimm mich doch auch für die Rückfahrt; ich warte gern zwei oder drei Stunden an der Skala, wenn Du nur wieder mit mir fährst.“ Leider hatte ich einen Besuch in Pankaldi, auf dem Höhenrücken von Pera, zu machen und konnte daher die Bitte des Braven unmöglich erfüllen, was er übrigens begriff. Als ich zum letzten Male das Goldne Horn durchquerte, fuhr er dicht

neben meinem Kahne eine Strecke mit. Ich wurde ungeduldig und sagte: „Ach, Ismail! Du siehst, dafs ich heute Kedir gemietet habe. Zwei Sandals brauche ich nicht.“ Da streckte er mir seine gebräunte Rechte entgegen und sagte nur: „Tschelebi, addio!“ Diese zwei Worte haben mich mehr gerührt als der beredteste Abschiedsgrufs.

Die gröfste Seligkeit der Türken ist der Tabak. Alle Türken, auch Frauen und Kinder, sind leidenschaftliche Raucher, und durch Verteilen der ebenso billigen als schlechten Cigaretten der osmanischen Regie erwarb ich mir viele Freunde, und wenn ich daher der Landungsstelle nahte, begann gleich aus vielen Kehlen das Bettelgeschrei: „Mussju! Tutun!“ Als aber ein Alter einmal etwas zudringlich wurde und höchst eigenhändig aus meiner Cigarettenschachtel sich bedienen wollte, wies ich ihn zurück: „Du bekommst keinen Tabak; Du bist unverschämt (utanmas)“. Ganz betrübt und beschämt schlich er sich davon, wie ein Schulknabe, der eine schlechte Censur erhalten hat, und wiederholte schmerzerfüllt: „utanmas, utanmas“. Das war doch recht taktlos von dem Franken, den reifen Mann vor diesen Gelbschnäbeln zu blamieren. Von da an herrschte musterhafte Ordnung.

Als ich nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wieder nach Konstantinopel zurückkehrte, machte ich mich zum voraus auf einen etwas lärmenden Empfang von seiten dieser Kinder der Natur gefafst. Ich hatte mich vorbereitet durch Einkauf einer etwas gröfsern Quantität Tabak und die Ausarbeitung einer wohldisponierten Rede. Natürlich wurde ich, kaum an der Skala angelangt, mit lautem Jubelgeschrei

und der üblichen Tabakpetition begrüſst. Darauf sprach ich zum versammelten Schiffsvolke: „Ihr seid alle Strolche, aber liebenswürdige Strolche; darum habe ich euch gern und gebe euch Tabak". Die Freude war eine groſse, und wir schieden als die besten Freunde. So könnte ich noch hundert kleine Züge erzählen als Beleg, welch treuherzige, anhängliche und kindlich brave Menschen diese einfachen Söhne des türkischen Volkes sind.

3. DIE FRÖMMIGKEIT DER TÜRKEN.

Einen mächtigen Eindruck machte auch auf mich die groſse Frömmigkeit der Türken. Ich besuchte mehrfach in Konstantinopel, wie in Smyrna, die Tekkes der heulenden und der tanzenden Derwische, deren ganzes Leben und Treiben religionsgeschichtlich höchst interessant ist. In Syrien und dem östlichen Kleinasien sind die groſsen Schechs und Babas zu Hause. Bei Amasia hauste der Stifter der Begtaschis; in Konia ist das Familiengrab des Stifters der Mewlewis. Auf diesem Boden ist der Mystizismus und religiöse Wahnsinn heimisch. Wir wissen aus Ibn Batutahs Reisen, daſs schon im XIV. Jahrhundert der Islam Kleinasiens eine ganz eigentümlich ausgeprägte Physiognomie hatte. Jene Bruderschaften der jungen Leute, welche den arabischen Waller so gastfrei überall aufnahmen und deren nächtlichen Gottesdiensten er mehrfach beiwohnte, sind eine speziell in Kleinasien heimische Einrichtung. Man fragt sich unwillkürlich: ist dieses Derwischwesen mit seinem Mystizismus eine spezifisch islamitische Institution, oder reichen seine Wurzeln nicht in vormohammedanische Zeiten zurück? Bekannt genug ist, daſs im islamitischen

Orient der Blödsinnige als heilig gilt. Einer der gröfsten türkischen Sancti ist der in Osmandschik begrabene Gefährte des Schechs der Janitscharen, Hadschi Begtaschi, der heilige Kujunbaba, „der Hammelvater“, welcher nicht sprach, sondern fünfmal des Tages zur Gebetstunde wie ein Hammel blökte. Solche verrückte Heilige kennt aber auch der vorislamitische Orient. Im VI. Jahrhundert blüht in Emesa — als Ḥöms später das Schilda der Araber — Symeon der Narr um Christi willen, ein von der ganzen Stadt hochverehrter und trotz oder wegen seiner wahnsinnigen Streiche bewunderter Heiliger. Er hat bei den Griechen wie den Russen zahlreiche Nachfolger, und Tolstoi hat in seinen Volkserzählungen (Drei Greise) diesem Glauben einen hinreifsenden Ausdruck verliehen. Die Tänze und das Geheul der Derwische erinnern an den korybantischen Taumel der Kybelepriester. Noch heute schneiden die Derwische Manissa's sich in heiliger Wut mit Messern die Arme blutig, wie das Apuleius von den Metragyrten erzählt. Phrygien, eine religiös tief durchwühlte Landschaft, ist die Heimat des Montanismus mit seinen enthusiastischen Prophetinnen, und Montanus, das Sektenhaupt, soll Kybelepriester gewesen sein, sodafs auch diese Reaktion des urchristlichen, schroff supranaturalen und enthusiastischen Geistes ihre Nahrung von dem echt phrygisch-orgiastischen Kybelefanatismus empfangen hat. Ein andrer präislamitischer Fakir und Derwisch war der Diakon Glykerius, der Kappadozier, der Schützling des heiligen Gregor von Nazianz. Mit jungen Mädchen, seinen ständigen Begleiterinnen, organisierte er von Gesang begleitete Tänze, welche kolossalen Zulauf namentlich von seiten

der Jungmannschaft erhielten. Der heilige Basilius schreibt darüber mit einer übrigens sehr milden Entrüstung: „Bedenke, was das für eine Gelegenheit war. Das Fest von Venasa wurde gefeiert, und, wie gewohnt, strömte eine gewaltige Volksmasse durch alle Gaue. Er führte den Reigen an, begleitet von jungen Männern und im Tanze sich drehend, bewirkend, daſs die Frommen ihre Augen niederschlugen u. s. f.“ An Glykerius selbst schreibt er: „Du sollst von Gott verworfen werden mit deinen Gesängen und deinem Spiel, mit dem du die jungen Mädchen nicht zu Gott, sondern zum Schwefelpfuhl leitest“. Daſs die geordnete Kirche über diese nächtlichen Tänze der Mädchen unter Führung des Diakonus und in Gesellschaft junger Bursche in einige Aufregung geriet, ist ganz natürlich. Aber warum ist Bischof Gregor so nachsichtig? Sehr passend erinnert Ramsay daran, daſs Venasa eines der hochheiligen Centren Kappadoziens war; der dortige Oberpriester des Zeus gebot über mehrere Tausend Hierodulen und hatte fünfzehn Talente (gegen 70 000 Mk.) jährliche Einkünfte. Offenbar hat Glykerius ein alteinheimisches heidnisches Fest leise verwandelt und die uralten landesüblichen Zeustänze mit den Kindern der ehemaligen Hierodulen für irgend einen christlichen Heiligen verrichtet, wie uns parallele Vorgänge aus dem benachbarten Armenien im Leben des heiligen Gregor des Erleuchters erzählt werden. Den durch das Christentum vermittelten Zusammenhang zwischen dem alten Naturenthusiasmus und dem heutigen Derwischwesen betont auch Ramsay in trefflicher Weise[1]: „Chorgesang und

1) W. M. Ramsay, The church in the Roman empire, London 1893, S. 458.

Reigentanz sind natürliche und regelmäſsige Begleiter der ältern und einfachern Formen der Religion, sowohl der heidnischen, wie der jüdischen; und in Venasa wurden sie (von den Christen) beibehalten mit einigen Beschränkungen in Worten und Bewegungen. An die Stelle der heidnischen Sprüche kamen zweifellos geistliche Hymnen. Basilius macht keinerlei Andeutung, als wäre der Tanz und Gesang nicht ruhig und bescheiden gewesen. Die Ausgelassenheit der alten heidnischen Bräuche war aufgegeben worden; aber in manchen Beziehungen bestand zweifellos eine genaue Verwandtschaft zwischen dem alten heidnischen und dem neuen christlichen Feste. Wahrscheinlich giebt uns der Tanz der heutigen grofsen Derwischklöster von Kara-Hissar und Ikonium die beste Vorstellung von dem Fest zu Venasa in den Tagen des Basilius, wenn auch der bilderfeindliche Geist des Mohammedanismus die Ekstase und die enthusiastische Hingabe des alten Rituals noch weiter gedämpft haben werden. Aber die fremdartige, geisterhafte Musik der Flöte und der Cymbeln und der aufgeregte, wenn auch anständige Tanz machen die Ceremonie nichtsdestoweniger zu dem entzückendsten und wonnetrunkensten Vorgang, den ich je kennen lernte. Durch diese Analogie erhalten wir einen Begriff von der Macht, welche ein Mann von angeborner Fähigkeit und religiöser Inbrunst über zahlreiche junge Leute gewinnen kann. — Glykerius, wie uns Basilius erzählt, nahm den Titel und das Kostüm eines „Patriarchen“ an . . . er war der Direktor der Ceremonie; aber, wie der moderne Derwischschech, tanzte er nicht selbst.“ Um die Derwische kennen zu lernen, darf man nicht

in Konstantinopel bleiben, wo sie durch den Fremdenkonflux bezahlte Schauspieler geworden sind, sondern man mufs in die Provinz gehen, um zu erkennen, dafs der uralte autochthone Paganismus und die altphrygische verzückte Religiosität, wenn auch entstellt und teilweise abgeblafst, in ihnen fortleben. In Smyrna ging ich mehrmals zum Zikr der heulenden Derwische, wie ich aufrichtig gestehe, mehr aus religionsgeschichtlichem und auch aus pathologischem Interesse, weil ich mich an dem Gebrüll und den Bocksprüngen der Heiligen zu erheitern hoffte[1]). Allein so schlecht ich demgemäfs auch disponiert war, ich mufs bekennen, dafs die aufrichtige Religiosität der Teilnehmer einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Die naive mittelalterliche Frömmigkeit, welche die Christen des Orients kaum mehr besitzen und welche uns im civilisierten Westen nicht einmal vom Hörensagen bekannt ist, lebt noch ungebrochen bei den Türken fort. Wenn der Ruf des Gebetes ertönt, steigt der Landmann, wie ich in Lydien oft sah, von seinem Esel; unbekümmert um Zuschauer und Strafsenstaub, macht er mit gröfster Andacht seine Kniebeugungen und Prostrationen, bis dem religiösen Gebote genügt ist. Dieselbe aufrich-

1) Hier will ich auch ein religionsphilosophisches Gespräch zum besten geben über die Derwische, dessen unfreiwilliger Zuhörer in Hotel Bristol ich wurde. Eine sehr kluge Amerikanerin verglich die Derwischtänze mit den Camp-meetings der Methodisten und meinte: „Ces danses sont une nécessité pour les hommes, ils reviennent toujours à l'existence sauvage. Moi, je comprends cela.“ Und eine alte, sehr starke Rumänin, welche tapfer Cigarren rauchte, erwiderte: „Moi, je respecte cela; on s'excite, on crie, on hurle; cela choque les personnes qui sont plus civilisées; mais enfin, je comprends cela.“ Leider habe ich die Fortsetzung dieses Dialogs nicht aufgezeichnet.

tige Inbrunst bemerkte ich auch bei den Derwischen. In Smyrna kommen selten Fremde zum Besuch; im Reisehandbuch ist ihr Tekke nicht notiert, und darum kennen sie Europens übertünchte Höflichkeit noch nicht; sie leben nur sich und ihrem Gottesdienst.

Es dauerte allemal ziemlich lange, bis die gläubige Gemeinde sich versammelt hatte; dann stellte sich der Schech in die Mitte, und die andern traten im Kreis auf ihre Lammfelle. Nach dem Eingangsgebet knieen sie alle nieder und beten die erste Sure des Korans, welche der Schech vorspricht. Dieses Beten ist kein einfaches Sprechen, sondern mehr ein moduliertes, kadenziertes Singen in der Weise des liturgischen Gottesdienstes. Darauf singen sie — immer mit dem Hochton auf der drittletzten Silbe — das: la ilăh illa 'llah (Es giebt keinen Gott als Allah). Das wiederholen sie mindestens hundertmal, immer in demselben Tempo; darauf singt es der Schech nochmals vor, und zwar in viel schnellerem Tempo. Mit rasender Schnelligkeit wird es vom Chor etwa hundertmal wiederholt. Dabei wiegen sie den Leib immer nach vorwärts und zurück und wackeln mit den Köpfen. Als Begleitung dient eine ohrenzerreißsende Flötenmusik. Ein blinder Alter und ein junger Bursche, der mit seinen grofsen Händen nie recht weifs, wohin, singen dazu herzbrechend geistliche Lieder. Aber auf die Orientalen macht diese eintönige Musik mächtigen Eindruck; immer erregter werden sie; auch den Europäer erfafst allein vom Zuhören ein nervöses Kontagium. Auf Befehl des Schechs rufen sie unzählige Mal: Allah, Allah, dann viel dumpfer und fanatischer, dafs es wie Ollah, Ollah klingt; darauf ganz wild und verzückt: Allah, Allah, burda, burda. Die

ganze Gesellschaft ist frenetisch erregt und keucht nur noch unzählige Mal: Hu! Hu! (Er! Er!) Indessen das wüste Gebrüll und Schäumen, wie in Skutari, bemerkte ich hier nicht; es war überhaupt keine Spur von Komödie, auch kein eigentlicher Ausbruch religiösen Wahnsinns, sondern entschieden eine wenn auch rohe Form tiefempfundener Andacht. Plötzlich tritt allgemeine Stille ein; sie stehen auf, geben sich die Hand und singen ganz hübsch ein langes geistliches Lied. Dann tritt ein Derwisch mit hoher Filzröhre in die Mitte und tanzt um sich selbst; die andren Mönche bilden einen tanzenden Ring um ihn, einen zweiten die Laien; es erinnert an eine Quadrillenfigur; auch dazu werden Hymnen gesungen. Was mir besonders auffiel, war, dafs an der religiösen Übung sich durchaus nicht nur die Derwische, sondern auch zahlreiche Laien in ihrer weltlichen Tracht beteiligten; es waren Leute aus dem Volke, Männer und Knaben, Früchteverkäufer, Wasserträger, Soldaten, kleine Beamte, aber auch einige vornehme Offiziere in glänzender Uniform und ein fein und europäisch gekleideter alter Herr, der nur durch sein Fez als Orientale gekennzeichnet war. Alle diese Laien verrichteten ihre Andachtsübungen mit der gröfsten Innigkeit; nur ein junger Händler, der sich mechanisch, nicht, wie die andern, vorwärts und rückwärts, sondern nur sehr wenig mit dem Kopfe nach links und rechts wiegte, schien durchaus nicht bei der Sache zu sein. Als ich das zweite Mal kam, waren genau dieselben Laien als Teilnehmer erschienen. Offenbar vollzogen sie ihre Freitagsandacht mit der Regelmäfsigkeit pünktlicher Kirchgänger. Man hatte ganz den Eindruck, als wäre man in einer Versammlung moham-

medanischer Gemeinschaftsleute oder Stündeler gewesen. Das Kloster liegt mitten im türkischen Quartier, einer orientalischen Oase in dem immer mehr europaisierten Smyrna unweit der echt türkischen Hauptstrafse. Auf beiden Seiten derselben sind hohe Bäume gepflanzt, in deren Schatten die Kaffeesieder und kleinen Handwerker ihre Geschäfte auf offner Strafse betreiben. Das zweite Mal besuchte ich das Kloster mit einer befreundeten armenischen Dame, die — charakteristisch für diese Levantiner[1]) — obschon in Smyrna geboren und ihr ganzes Leben dort ansässig, noch niemals das Tekke besucht hatte. Als sie, zum erstenmal in ihrem Leben, mit mir das Türkenquartier betrat, durchfuhr sie ein unwillkürlicher Schauer: Oh! comme j'ai peur. Obschon durch den edeln Vali Kiamil-Pascha Smyrna von den Armeniermorden verschont geblieben ist, steckt den unglücklichen Volksgenossen die furchtbare Erinnerung an dieselben noch in allen Gliedern. Aber auch diese Armenierin gab mir zu, dafs sie von der tiefen Frömmigkeit dieser Andächtigen überrascht worden sei.

Sehr erheitert hat mich auch die „wissenschaftliche" Theorie eines gebildeten und aufgeklärten Koranlesers über das Derwischwesen, welche ganz an unsre ehemaligen Erklärungen des Rationalismus vulgaris erinnert. Er setzte mir auseinander, diese Tänze, Leibverrenkungen und Genuflexionen hätten einen sehr guten Zweck. Das religiöse Gesetz, welches die

1) Mit einer befreundeten griechischen Familie besuchte ich von Prinkipo aus Konstantinopel. Die Mutter war in Pera geboren, die Kinder mit allen Strafsen der Hauptstadt vertraut. Zum erstenmal in ihrem Leben besuchten sie mit mir die Aja Sofia, die Achmedije und die Sulimanije.

Derwische ins Kloster einschlofs, habe in sanitätswidriger Weise ihnen die körperliche Bewegung erschwert, und als Ersatz für Spaziergänge, Bewegungsspiele u. s. f. habe dann der Gesetzgeber diese religiöse Gymnastik eingeführt. Er war von der Richtigkeit dieser Ausführungen felsenfest überzeugt und einigermafsen beleidigt, dafs ich mich mehr humoristisch als zustimmend darüber äufserte.

Es ist übrigens nicht an dem, als ob die Gebildeten bereits alle ihre Religion verloren hätten. Auch Männer der bessern Stände machen noch mit Inbrunst die religiösen Ceremonien mit. So war ich in der Achmedijemoschee einst Zeuge eines äufserst sonderbaren Vorfalls. Ein junger Türke, nach der feinsten Pariser Mode gekleidet, in einem hellrosa Hemde und einem taubengrauen Anzug, nahm die gesetzlichen Waschungen vor. Zuerst löste er seine hochelegante Krawatte, Faux-cols und Manschetten und wusch Antlitz und Hände; hierauf streifte er von seinen Füfsen die gelben Schuhe und Seidenstrümpfe, um auch an ihnen das Religionsgesetz zu verwirklichen. Diese Mischung von Mohammed und tout Paris wirkte so unwiderstehlich komisch, dafs ich und ein anwesender Freund Mühe hatten, das Lachen zu unterdrücken. Das hinderte den osmanischen Dandy nicht, mit gröfster Ernsthaftigkeit seine Waschungen zu vollenden. Solche Frommen der Modewelt sind übrigens sehr selten auch in Stambul.



II. DIE TÜRKISCHEN EFENDIS.

1. DER FORTSCHRITT IN DER TÜRKEI.

Auch die orientalischen Christen geben unumwunden zu, dafs der Türke aus dem Volk ein vortrefflicher Mensch ist. „Εἶναι καλοὶ ἄνθρωποι“ (Es sind gute Leute) bestätigten mir regelmäfsig die griechischen Prälaten. Indessen ein Deutscher, der durch langjährigen Aufenthalt Land und Volk gründlich kennen gelernt hat, sagte mir mit vollem Recht: „Wenn der Türke nur Unteroffizier geworden ist, taugt er schon nichts mehr“. Die höhere Gesellschaftsschicht osmanischen Geblüts ist überraschend geringwertig. Ich urteile hier weniger aus persönlicher Erfahrung, als nach dem, was kompetente Europäer mir mitteilten. Ich hatte selbst wenig Gelegenheit (suchte sie auch nicht), mit höher stehenden Türken in Beziehung zu treten. Gern hätte ich den hochbedeutenden Vali von Smyrna, den ehemaligen Grofs-

vezier Kiamil-Pascha, kennen gelernt; aber mangelhaftes Entgegenkommen von maſsgebender Seite und eine Reihe unglücklicher Umstände verhinderten dies. Wer wie ich seit beinah dreiſsig Jahren Konstantinopel nicht mehr gesehen hat, ist erstaunt über den kolossalen Fortschritt, den nicht nur Pera, sondern selbst Stambul gemacht hat. Rein äuſserlich betrachtet, welch ein merkwürdiges Schauspiel ist es, daſs man jetzt zum Weisheitstempel des groſsen Justinian und zu seinem Hippodrom, wo einst die Blauen und die Grünen getobt hatten, mit der Pferdebahn fährt! Das ist gleichsam die äuſsere Etikette, welche uns darauf aufmerksam macht, daſs der europäische Kulturstrom sich machtvoll in den noch halb mittelalterlichen, halb antiken Orient ergossen hat. Diesen Umwandlungsprozeſs zu verfolgen, ist für jeden Geschichtsfreund ein überaus anziehendes und bedeutsames Schauspiel. Ähnliche Gedanken und Empfindungen mögen in der Brust gebildeter Griechen entstanden sein, wenn sie, wie ein Polybius, das langsam seiner altangestammten Barbarei sich entwindende Italien durchreisten. Besonders überraschend wirkt unmittelbar neben einander der Gegensatz von europäischer Hyperkultur und unverfälschter asiatischer Barbarei, wie vor allem Konstantinopel und Smyrna sie zeigen. In die schrillen Pfiffe der Dampfer, welche den Bosporus und das Marmarameer durchfurchen, mischen sich die melodischen Klänge des Muezzin, der die Gläubigen zum Gebet aufruft. Von Smyrna aus saust man mit der Bahn nun bis ins Herz der kleinasiatischen Halbinsel, und neben dem Bahndamme trollen, wie vor Jahrtausenden, die lasttragenden Kamelkarawanen mit ihrem eintönigen Geläute. Das Grand Hôtel von

Therapia ist elektrisch erleuchtet, und die Nebenstrafsen von Pera und Smyrna entbehren des Nachts oft der allerprimitivsten Beleuchtung, sodafs der, dem sein Leben lieb ist, hübsch zu Hause bleibt und jedenfalls keine einsamen Ausflüge unternimmt. So ist das Reich des Halbmonds zugleich das Land der seltsamsten Kontraste. Indessen all die riesigen Fortschritte, welche Konstantinopel und die Türkei im letzten Menschenalter gemacht haben, sie sind zustande gekommen nicht durch die Regierung, sondern trotz der Regierung. Durch die Klugheit und die Energie der Europäer und der christlichen Unterthanen, durch die sehr verständlichen Befehle der Grofsmächte sind sie der widerwilligen Pforte abgerungen worden.

2. URSACHEN DER GRÖSSE DES ALTTÜRKISCHEN REICHS.

Das eigne Verdienst der Pforte ist bei diesem Kulturfortschritt bedenklich gering. Allein sie kann nichts dafür. Es fehlt ihr eben ein tüchtiges Beamtenmaterial, und das ist auf den ersten Blick um so rätselhafter, weil ja doch in den frühern Jahrhunderten die Türken ein Herrschervolk waren, vor dem ganz Europa zitterte. Die Hohe Pforte besafs Staatsmänner, deren Regierungsweisheit die Bewunderung der europäischen Botschafter wachrief. Aber das war alles nur Schein. Das Türkische Reich ist so grofs geworden durch die Christen. Seine genialen Grofsveziere, Kapudanpaschas und Statthalter sind seit der Eroberung Konstantinopels nahezu ausnahmslos Griechen, Kroaten, Herzegowiner und Serben, Albanesen, Armenier, Georgier und Italiener gewesen. Der regelmäfsig geübte

Knabenraub hat dem Reiche nicht nur seine tapfersten Generale, sondern auch seine bedeutendsten geistigen Kapazitäten geliefert. Auf diesen für die Beurteilung des türkischen Staatswesens entscheidenden Umstand hat schon von Hammer aufmerksam gemacht[1]): „Renegaten waren die gröfsten Feldherren und Staatsmänner der Regierung Suleimans und Selims, welche das osmanische Reich auf den höchsten Giebel seiner Macht erhoben und auf demselben ein Jahrzehnt erhielten. Von zehn Grofsvezieren dieser Epoche waren acht Renegaten: Ibrahim und Suleiman der Verschnittene Griechen, Ajas, Lutfi und Ahmed Albanesen, der fette Ali aus der Herzegowina, wie Pertewpascha, wie Hersekoghli und Dukaginoghli; Albanesen und Kroaten waren Rustem und sein Bruder Sinan, die Veziere Ferhadpascha, Ahmedpascha, der Verräter, der sich in Kairo zum Sultan aufwarf, Daudpascha, und der Eroberer von Jemen, Sinanpascha; Bosnier der Grofsvezier Mohammed Sokolli, der Vezier Mustafapascha, die Helden der Grenze, Chosrewpascha und die Familie Jahjahoghli's, dann Jailak Mustafapascha, Sal Mohammedpascha, der Eroberer Cyperns, Lala Mustafapascha, der Statthalter Ägyptens Maktul Mohammedbeg, Baltaschi Ahmedpascha, Dschenabi Ahmedpascha, Temerrüd Alipascha und Ssofi Alipascha, der vor Szigeth getötete Statthalter von Ägypten; Russen Hasanpascha, der Statthalter von Jemen, und der Verschnittene Dschaaferpascha, endlich die Leuchttürme des osmanischen Seewesens und Korsarentums, Ssalipascha (ein Grieche aus der Ebene von Troja), Pialepascha, ein geborner Ungar oder Kroat, der Calabrese

1) Geschichte d. Osmanischen Reichs II² S. 434, vgl. S. 454.

Ochiali, und das grofse Raubtier der Meere, Barbarossa, selbst aus griechischem Blute. So ist das osmanische Reich zu Land und zur See nicht durch turkmanische Roheit und Unausschliefslichkeit, sondern durch griechische und slawische Feinheit und List, durch bosnische und kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch allen diesen Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit, durch die Talente und die Herrschergaben der Eingeborenen der eroberten Länder als Kolofs aufgestiegen, der den Nacken der Völker niedertrat, welche durch Renegaten- und Sklavensinn ihre eignen Eingeweide zerfleischten."

Charakteristisch ist die Besetzung des Amtes des Grofsveziers. Von 1359—1453 bekleideten dasselbe durch vier Generationen von Vater auf Sohn Angehörige der einheimischen Familie der Dschenderli. In der Glanzzeit des Osmanenstaates von 1453—1623 folgen einander 49 Grofsveziere; darunter sind: 7 Griechen, 11 Illyrier (Kroaten, Herzegowiner, Slawonier, Bosnier), 11 Albanesen, je ein Italiener, Tscherkesse, Georgier, Armenier und nur 5 Türken, während ich allerdings bei zehn die ursprüngliche Nationalität nicht feststellen konnte[1]).

1) Folgendes ist das Verzeichnis der Grofsveziere von Mohammed II. bis auf Mustafa I. nach Hammer, wozu ich die Ethnika zusammengesucht habe:

Mohammed II. (1451—1481).
1. Mahmudpascha — 1467 Grieche
2. Rum Mohammedpascha — 1470 Grieche
3. Ishakpascha — 1472 Illyrier u. Sklave
4. Mahmudpascha zum 2. Male — 1473
5. Kedük Ahmedpascha — 1477 Albanese
6. Mohammedpascha — 1481 Karamanier.

Als dann durch die Siege der christlichen Mächte, vor allem Östreichs und des Deutschen Reichs, der christliche Bluttribut aufhören mufste, da verlor das

---

Bajesid II. (1481—1512).

7. Ishakpascha wieder —1483
8. Daudpascha —1497 Albanese
9. Hersek Ahmedpascha —1498 Herzegowiner, Sohn des Herzogs v. Saba, Stephan Cossarich
10. Ibrahimpascha — 1499 der fünfte Dschenderli
11. Mesihpascha —1501
12. Chadim Alipascha —1503 der erste Eunuche
13. Hersek Ahmedpascha II. —1506
14. Chadim Alipascha II. —1511
15. Hersek Ahmedpascha III. —1511
16. Kodscha Mustafapascha—1512 Grieche (Dschems Barbier).

Selim II. (1512—1520).

17. Hersek Ahmedpascha IV. —1514
18. Chadim Sinanpascha —1517 der zweite Eunuch
19. Junispascha —1517.

Suleiman I. (1520—1566).

20. Mohammed Piripascha —1523 ein geborner Karamanier aus der Familie des Scheich Dschemaleddin Akseraj
21. Ibrahimpascha — 1536 ein Grieche, venetianischer Unterthan aus Parga, als Violinspieler Liebling Suleimans
22. Ajaspascha —1539 Albanese
23. Lutfipascha —1541 Albanese
24. Suleimanpascha—1544 Grieche
25. Rustempascha I.—1553 Kroate
26. Ahmedpascha—1555 Albanese
27. Rustempascha II. —1561
28. Ali —1565 aus der Herzegowina, Sohn eines dalmatischen Renegaten aus Brazza.

Selim II. (1566—1574).

Murad III. (1574—1595).

29. Mohammed Sokolli — 1579 Bosnier
30. Ahmedpascha—1580 Albanese
31. Sinanpascha I. —1582 Albanese (Schweinehirt)
32. Siawuschpascha I. —1584 Slawonier aus Kanischa
33. Osmanpascha —1585 Sohn Usdemirs des Tscherkessen
34. Mesihpascha —1586
35. Siawuschpascha II. —1586
36. Sinanpascha II. —1591
37. Ferhadpascha I. —1592 Albanese (ehem. Schweinehirt)
38. Siawuschpascha III. —1593
39. Sinanpascha III. —1595.

Mohammed III. (1595—1603).

40. Ferhadpascha II. —1595
41. Sinanpascha IV. —1595
42. Lala Mohammedpascha —1595 Sohn eines Saim aus Ssaruchan
43. Sinanpascha V. —1596

Reich die Wurzeln seiner Kraft. Die zwangsweise bekehrten Christenkinder hatten dasselbe grofs gemacht; ihr Verlust brachte ihm eine tödliche Wunde bei. Noch einmal haben die grofsen Albanesen, das Geschlecht der Köprili: Köprili Mohammedpascha (1656—1661), Köprili Ahmedpascha (1661—1676), Köprilisade Mustafa (1689—1691) und Amudschasade Husein Köprili (1697—1702), dem Reiche Glanz und Kraft verliehen; aber seit der Schlacht bei Zenta und dem Frieden von Carlowitz (1699) wurde der unaufhaltsame Reichsverfall immer deut-

---

44. Ibrahimpascha I. —1596 Slawonier aus Kanischa
45. Cicala Sinanpascha —1596 Genuese
46. Ibrahimpascha II.
47. Chadim Hasan —1598 Bosnier, Sohn Sokollis
48. Dscherrah Mohammed —1598 Barbier
49. Ibrahimpascha III.
50. Ismidschi Hasanpascha —1603 Albanese, Obsthändler.
51. Jaus Alipaschah Malkodsch —1604 Bosnier aus der Familie Malcovich.

Ahmed I (1603—1617).

52. Lala Mohammedpascha —1606
53. Derwischpascha —1606
54. Muradpascha —1611
55. Nassihpaschah —1614 Albanese, Sohn eines Christen aus Kumuldschina
56. Damad Ogüs Mohammedpascha I. —1617 Sohn eines Hufschmieds aus KP.

Mustafa I. (1617—1618).

57. Chalilpascha —1619 Armenier.

Osman II. (1618—1622).

58. Damad Mohammedpascha —1619
59. Tschelebi Alipascha Güseldsche —1621 Sohn des Beglerbeg von Tunis, Ahmed von Kos (Grieche?).
60. Huseinpascha —1621 Albanese aus Ochrida
61. Dilawerpascha —1622 Kroate

Mustafa I. (1622—1623).

62. Daudpascha — 1622 Kroate (Page)
63. Mere Huseinpascha —1622 Albanese (Koch)
64. Lerkeli Mustafapascha —1622 Grieche?
65. Gurdschi Mohammedpascha —1623 georgischer Eunuch
66. Mere Huseinpascha II. —1623.

licher. Die Türkei ging an den Türken zu Grund. Das ist die Lösung des Rätsels, warum bei allen Reformen dem türkischen Staat nicht aufzuhelfen ist. Die heute regierende Rasse ist ausgezeichnet nur durch vollkommene Unfähigkeit. Wenn in unsrem Jahrhundert irgend ein Türke in der Verwaltung oder im Heere sich hervorthut, so braucht man nur nachzuforschen und wird finden, daſs er einer nichttürkischen Nationalität entstammt; Mehemmed Ali von Ägypten war Albanese, Kiamil-Pascha Jude, Hamdi-Bey Chiote u. s. f. Das Avancement in der türkischen Beamtenhierarchie war ein äuſserst demokratisches. Schweinehirten aus Albanien, Holzknechte, Barbiere und Straſsenverkäufer aus der Hauptstadt, kurz Menschen aus den niedrigsten Lebensstellungen konnten es leicht zum Paschah mit drei Roſsschweifen und zum Groſsvezier bringen. Freilich hat dieser demokratische Zug auch seine sehr bedenkliche Kehrseite. Der Kavedschi oder Tschibukdschi des Paschas oder Sultans verdankte seine Beförderung in der Regel weder seinem Geiste und seiner Anstelligkeit, noch seinem Wissen; durch sein schönes Äuſsere war er der Ganymed seines Herrn geworden und aus dieser wenig ehrenvollen Tiefe allmählich alle Sprossen der bureaukratischen und militärischen Ehrenleiter emporgeklettert[1]). Merkwürdig ist nur, wie viele ausge-

1) Noch im vorigen Jahrhundert beginnt die Ämtercarriere der Groſsveziere gewöhnlich so.

Kalailikos Ahmedpascha 1704 war Baltadschi (Holzhauer) des Serai, dann Vorsteher der Kaffeeköche.

Baltadschi Mohammedpascha 1704—1706, Baltadschi im Serai.

Tschorlili Alipascha 1706—1710, Sohn eines Barbiers, begann als Page im Serai.

zeichnete Talente sich unter diesen Subjekten befunden haben. Denn die meisten grofsen Staatsmänner und Generale des alten türkischen Reichs haben in dieser Weise ihre Laufbahn begonnen, und zuverlässige Kenner des türkischen Staates haben mir versichert, dafs es noch heute im Grunde nicht anders ist[1]).

3. DIE RASSE.

Natürlich sind die Jahrhunderte nicht spurlos an dem Stamme Osmans vorübergegangen. Türke sein heifst — jedenfalls in den Städten — mehr eine Religion bekennen, als einer Nationalität angehören. Die

---

Suleimanpascha 1712—1713 ein Abase, Freigelassener des Kislaraga Jusuf.

Chalilpascha 1715—1716 Albanese, kam als Bostandschi (Gärtner) ins Serai.

Ibrahimpascha Kabukulak 1731, ehem. Kammerdiener des Köprili.

Topal Osmanpascha 1731—1732, Kashegdschi (Nufswächter) im Serai.

Emin Mohammedpascha 1750—1752, zubenannt Diwitdar (Tintenzeughalter), weil er diesen Posten beim Grofsvezier Ibrahimpascha bekleidet hatte.

Muhsinsade 1765—1768 trat als Kämmerer in Dienst.

Hamsapascha 1768 kam 15 jährig als Zuckerbäcker ins Serai.

Silihdar Mohammedpascha 1770—1771 kam als Page ins Serai u. s. f.

1) So sagt der vorsichtige und mafsvolle Rosen von Mehemed Ali-Pascha, dem Grofsmeister der Artillerie und Kapudan-Pascha unter Machmud II. (1808—1839): „Mehemed Ali war ein Konstantinopolitaner von niederer Herkunft; man sagt, dafs ihn Sultan Machmud als Sattlerlehrling in der Ladenwerkstatt seines Meisters entdeckt und ihn in das grofsherrliche Pageninstitut aufgenommen habe, wo er sich nur durch körperliche Vorzüge auszeichnete". G. Rosen, Gesch. d. Türkei II S. 87.

seit Generationen fortgesetzten Verbindungen mit christlichen Sklavinnen haben in den obern Ständen den mongolischen Typus ziemlich verwischt. Die zahlreichen Ahnfrauen russischen, griechischen, venetianischen, jüdischen und georgischen Geblüts haben wohl bewirkt, dafs in den Adern der Dynastie Osman kaum mehr ein Tropfen echten Türkenbluts rollt. Auch auf dem Lande sieht man, dafs die alten Rassen geblieben sind; nur die Religion haben sie, wie ein Gewand, gewechselt. Die Bewohner Lykiens erinnerten Fellows in auffälliger Weise an die antiken Landesbewohner, wie die Denkmäler sie darstellen. In Milet konnte ich Griechen und Türken nicht unterscheiden; es ist dieselbe kühn und unternehmend ausschauende, bronzefarbene Rasse mit starkem Haar- und Bartwuchs, auch in der Kleidung heute kaum unterschieden.

4. DAS KAPITEL JAWASCH JAWASCH.

Die herrschende Schicht dieser Türken genannten Mischrasse taugt zum Herrschen nur wenig, weil sie von ihren seldschukischen Ahnen wenigstens eine Eigenschaft mit zähester Pietät festgehalten hat: eine unbezwingliche Faulheit. Die gebildeten Efendis und höhern Beamtenkreise sind im Verkehr meist ganz nett und sprechen fliefsend französisch. Fragt man einen solchen jungen Bureaukraten nach seiner Beschäftigung, so antwortet er in sehr charakteristischer Weise: „j'ai une place". Das ist bezeichnend für ihre Auffassung der Amtspflichten. Eine Stelle haben heifst zehn bis zwanzig oder mehr Pfund monatlich beziehen; dafür hat man als Gegenleistung sich in irgend eines der zahlreichen Regierungsbureaux zu

verfügen; man raucht, trinkt Kaffee und schwatzt nach Herzenslust, bis das Bureau geschlossen wird. In irgend einem Winkel sitzt ein unglücklicher Grieche oder Armenier an einem Tische, der allein alle Arbeit — natürlich für ein geringes Entgelt — zu verrichten hat; solch ein gemütliches Leben wiederholt sich täglich bis zum Bureauschlufs. Dieser Thätigkeitsdrang der Orientalen färbt manchmal auch auf die dortigen Levantiner ab. Als ich in dem Bureau der Messageries Russes mein Billet nach Smyrna besorgen wollte, fand ich daselbst vier rauchende und schwatzende Beamte vor. Keiner that das Geringste, und alle meine Fragen nach dem Billet wurden mit einem ebenso höflichen als bestimmten: Asseyez-vous, attendez! beantwortet, bis nach einer halben Stunde der Kassier zu erscheinen geruhte, um mich um sechs Francs über den Fahrpreis hinaus zu betrügen.

Diese türkischen Efendis haben — zu ihrem Lobe sei es gesagt — sehr liebenswürdige Manieren, die sehr wohlthätig von dem schroffen Unteroffizierston unsrer einheimischen höhern und niedern Bureaukraten abstechen. Kommt einer, um seine Sache zu betreiben oder eine Klage vorzubringen, so hören sie mit grofser Geduld die langatmigsten Berichte an, und zum Schlufs sagen sie ein paar freundliche Trostesworte, sie wollen sich die Sache überlegen, das Beste thun u. s. w. — jaryn „morgen“. Morgen soll der Petent kommen. Getröstet geht er von dannen. Pünktlich stellt er sich folgenden Tages ein, um sein Anliegen vorzubringen. Wieder wird er mit einem liebreichen jaryn entlassen, und so kann es wochenlang fortgehen. Einer meiner Bekannten, ein Russe, gehörte zu den Unglücklichen, welche finanzielle Forderungen

an die türkische Regierung haben. Jeden Tag ging er nach dem Seraskierpalast, um beim Kriegsminister vorstellig zu werden, und nachher in die Bureaux des Jyldyzkiosk. Das Fangballspielen mit dem Russen dauerte zwischen den beiden Ressorts schon in den dritten Monat; als ich abreiste, war noch kein Ende abzusehen. Trotzdem sagten mir meine griechischen Bekannten: „Da er ein Russe ist, wird er sein Geld bekommen, wenn auch spät; ein Einheimischer würde gar nichts bekommen". Das Lieblingswort der Türken ist darum: jawasch, jawasch (langsam, langsam). Das ist die goldne Richtschnur aller Bureaux und der gesamten Regierung. Das Ideal ist, dafs gar nichts geschehe. Darum bilden auch den Gegenstand der Verzweiflung für alle diese Beamten die Gesandten, Konsuln und ihre Dragomans. Die erscheinen immer mit neuen Anliegen; immer neue Schriftstücke und Erlaubnisscheine müssen ausgefertigt werden; und wenn man da tröstet: jaryn, antwortet der Botschaftsekretär oder Dragoman sehr energisch: nein, sofort! Dann folgt ein wahrhaft entsetzlicher Moment. Man mufs sich aus seiner kontemplativen Ruhe aufraffen und unter vielen Seufzern und Stöhnen dem ungeduldigen und herrschsüchtigen Europäer zu Willen sein; denn alle dilatorische Behandlung hilft nichts; er weicht und wankt nicht, bis er das verlangte Schriftstück ausgefertigt erhalten hat.

Unzählige Gänge, eine unendliche Geduld und sehr reichliche Bakschischs kostet es, bis ein kaiserlicher Iradé „erflossen" ist, wie man in Östreich-Ungarn sagt. Namentlich bis der Hausbesitzer Bauerlaubnis erhält, bedarf es endloser Scherereien und Weitläufigkeiten. Der Privatmann hilft sich, wie er

kann. Der geistliche Leiter einer Unterrichtsanstalt in der Provinz wollte auf sein Insitut ein neues Stockwerk aufsetzen; er bekam die Erlaubnis nicht. Kurzerhand mietete er die nötigen Maurer und Zimmerleute; diese blieben auch die Nacht im Kloster, und da dasselbe exterritorial war und unter dem Schutze einer fremden Groſsmacht stand, durften die Stadtpolizisten dasselbe nicht betreten. Als das Gebäude fertig war, rächte sich die Santa Hermandad dadurch, daſs sie die nunmehr entlassenen Arbeiter sämtlich ins Gefängnis warf. Da muſste nun das Kloster Bakschisch zahlen, um die armen Leute zu befreien. Aber sein Stockwerk war aufgesetzt.

Eine andre Genossenschaft bedurfte dringend der Erlaubnis, einen Flügel an ihr Gebäude ansetzen zu dürfen. Auch hier war der Iradé nur nach weitläufigen Formalitäten und einem entsetzlich hohen Trinkgeld zu erlangen. Da ging der Direktor zum Bauinspektor des Quartiers und zahlte ihm persönlich ein Drittel des sonst nötigen Bakschisch, dabei den Wunsch aussprechend, er möge sich in den nächsten vier Wochen in den Straſsen um die Schule nicht zeigen. Der Treffliche that also, und als nach vier Wochen der neue Flügel fix und fertig war, fügte er sich in die vollendete Thatsache. Man baut eben ohne Iradé. Diese thörichte Regierungsweise zwingt die ruhigsten und konservativsten Leute zu einer unausgesetzten, aber mit der gröſsten Kaltblütigkeit verrichteten Gesetzesübertretung.

5. DER ORIENT ALS SCHULE DER GEDULD FÜR DEN EUROPÄER.

Ein Gutes hat diese Langsamkeit und Thatenlosigkeit des Orients. Der ungeduldige Europäer lernt sich hier in Geduld üben. Das habe ich nicht nur bei den Türken, sondern auch bei den andren unter dem segenspendenden Scepter Abdul-Hamid Khans lebenden Völkern erfahren. Fünfthalb Jahrhundert Türkenherrschaft haben auch die christlichen Rajas des Zeitbegriffs entwöhnt, wie ich mit Schmerzen am eignen Leibe erfahren mufste. Bei meinem ersten Besuche im Metochion von Jerusalem erwies sich der Bibliothekar gleich als die Freundlichkeit selbst. Ich erhielt die Erlaubnis, täglich von Morgens 8 Uhr bis zu jedem beliebigen Termin im Kloster zu arbeiten. Voller Freude erschien ich folgenden Tages zu früher Stunde; aber die Vorhalle des Klösterleins war nur von dem schwatzenden und rauchenden Dienstpersonal erfüllt. „Wo ist der Herr Epitropos?“ „Er ist in Kadiköi!“ „Wo ist Herr Jakobos (der Bibliothekar)?“ „Er ist im Patriarchat.“ Endlich erbarmte sich ein dienstbarer Geist meiner und versprach, ihn im Patriarchat zu holen. Nach einer halben Stunde kam er zurück: Herr Jakobos sei nicht im Patriarchat; er wisse nicht, wo er sich aufhalte. Ich gehe selbst hin und trage meinem Freunde, dem Archivar Dr. Joakim Phoropulos, den traurigen Fall vor, und er antwortet lächelnd: „Ἐχάσατε μίαν ἡμέραν“ (Ihr habt einen Tag verloren). Das stand fest, und es blieb mir nichts übrig, als ein Boot zu nehmen und wieder nach Pera hinüberzufahren.

In der theologischen Schule zu Halki wurde ich

mit der gröfsten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen; ich erhielt gleich nach meiner Ankunft den sehr ausführlichen handschriftlichen Katalog der Handschriftensammlung; ich excerpierte ihn noch denselben Abend und verabschiedete mich dann von den gastfreundlichen Professoren, um andren Morgens mit frischen Kräften an die Arbeit zu gehen. Ich kam; doch da herrschte einige Verlegenheit. Archimandrit K. hatte den Schlüssel des Handschriftenzimmers mit nach Konstantinopel genommen; man hatte ihm geschrieben, er hatte aber einen falschen zurückgeschickt. Was blieb da übrig, als sich in Geduld zu fassen? Die Patres rieten mir, unterdessen in der Ἐμπορικὴ σχολή (der Handelsschule) zu arbeiten, dem ehemaligen Panagiakloster, wo ebenfalls Handschriften verwahrt wurden. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und nach diversen Glykos und Kaffees kam ich auch glücklich in das Allerheiligste; freilich der Sekretär war gerade stark beschäftigt, sodafs zu meiner Beaufsichtigung ein erwachsener Schüler hinbefohlen wurde. Der Arme langweilte sich entsetzlich und las von oben nach unten und von vorn nach hinten während der vier Stunden eine alte Zeitung immer aufs neue. Aber ich konnte wenigstens arbeiten. Es war ein Sonnabend. Montag stellte ich mich wieder ein. Nachdem der Sekretär, der zugleich die Schulutensilien verkauft, vielerlei Geschäfte mit dem wissensdurstigen Jung-hellas abgeschlossen hatte, wandte er sich an mich mit den Worten: „Vous voulez travailler à la bibliothèque?“ Ich bestätigte dies und erfuhr nun, dafs gestern am Sonntag der englische Botschafter der Handelsschule einen Besuch abgestattet und sie sehr

genau, auch die Bibliothek, besichtigt habe. Leider habe der Bibliothekar, der sie ihm zeigte, den Schlüssel abgezogen und befinde sich jetzt in der (eine halbe Stunde entfernten) theologischen Schule, wo er Unterricht zu erteilen habe. Indessen ich wurde getröstet. Ein Pädí wurde abgesandt, um den Schlüssel zu holen. Es kam auch nach einer Stunde glücklich zurück. „Aber Du hast ja nur den groſsen Schlüssel gebracht; es gehört noch ein kleiner dazu. Ohne den kann ich nicht öffnen.“ Schlieſslich wurde auch dieses Hindernis genommen, und nachdem ich von 8 bis 11 in rosigster Stimmung mich in der Tugend der Geduld geübt hatte, wurden endlich die würmerzerfressenen Schätze der Wissenschaft meinem sehnenden Auge enthüllt. Indessen von da an ging alles glatt und prächtig, in der Handelsschule, wie namentlich in der theologischen. Wenn mich aber jemand fragte, wie lange gedenken Sie in Konstantinopel, Halki, Smyrna u. s. f. zu bleiben, so antwortete ich immer: „bis ich fertig sein werde“. Ein Zeitpunkt läſst sich bei diesen tausend Zufälligkeiten, von denen im Orient die Arbeitsmöglichkeit abhängt, niemals mit Sicherheit bestimmen, Allgemein herrscht das türkische jawasch, jawasch. Ähnlich ist es übrigens auch im Königreich Griechenland. Die Nationalbibliothek zu Athen befindet sich im Universitätsgebäude und hat genau dieselben Ferien, wie die Universität. Geschlossen ist sie an allen Feiertagen, und deren hat die orthodoxe Kirche unheimlich viele. Die Universität schlieſst auch für drei Tage zum Zeichen der Trauer, wenn ein Professor gestorben ist. Zu meiner Zeit war ein alter, längst pensionierter Mediziner Damianos gestorben; natürlich trauerten Uni-

versität und Bibliothek drei Tage. Hätten nicht die aufserordentlich liebenswürdigen und entgegenkommenden Bibliotheksbeamten in jeder Weise meine Arbeiten unterstützt und gefördert, so hätte ich auch hier durch unfreiwillige Mufse viel kostbare Zeit nutzlos verloren.

Eins bleibt gegenüber dem Türken wie dem Orientalen unumgänglich notwendig. Man darf seine gute Laune nie verlieren. Aufgeregtes Wesen und Entrüstung, die sich in Worten Luft machen, helfen uns keinen Schritt weiter gegenüber diesen praktischen Philosophen und ihrer unerschütterlichen ἀπάθεια. Hier führen nur Geduld und Hartnäckigkeit zum Ziel.

6. AUFGEKLÄRTE TÜRKEN.

Man wird nun einwerfen: Mag auch die herrschende türkische Beamtenrasse wenig taugen, das wissen die Türken selbst, und darum hat sich aus ihrer Mitte die Partei der Jungtürken oder Reformtürken herausgearbeitet, welche ihre ganze Kraft daran setzen, aus der Türkei einen europäischen Staat zu machen. Dieses Ziel ist nun allerdings ein Phantom. Ein auf theokratischer Grundlage aufgebautes Gemeinwesen kann niemals ein moderner Staat werden, wenn dasselbe nicht die eigentlichen Grundsäulen seiner Existenz vernichten soll. Weil dafür den europäischen Diplomaten das Verständnis in der Regel abgeht, haben sie dem unglücklichen Padischah in den Verträgen Bedingungen aufgenötigt, die beim besten Willen nicht erfüllt werden können und daher notwendig papierne bleiben müssen. Was ich sodann von diesen Reformtürken kennen lernte, er-

schien mir wenig vertrauenerweckend. In meinem Hotel wohnte ein vornehmer Araber aus Kairo, einer der Führer der ausgesprochensten Reformpartei. Jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr verfügte er sich ins Rauchzimmer; dann erschienen zwei Adepten, der eine vom mittleren Alter, der andre sehr jugendlich, beide sehr beschränkt aussehend, und nun hielt er ihnen mit ungeheurer Zungenfertigkeit lange politische Vorträge, welchen seine beiden Jünger mit schauerlicher Andacht zuhörten. Eine im Brustton der Überzeugung vorgetragene Lehre — mag es auch der gröfste Galimathias sein — wirkt auf den Orientalen geradezu fascinierend. In ähnlicher Weise mögen die Emissäre der Karmaten, Fatimiden und Assassinen auf die unklaren Köpfe im IV. und V. Jahrhundert der Hedschra eingewirkt haben. Manchmal kam noch ein zweiter Ordenschef, und dann wurde nicht arabisch oder türkisch, sondern französisch gesprochen. Natürlich hörte ich mit Interesse diesen Auseinandersetzungen zu; ich war aber sehr enttäuscht; keine Spur von staatsmännischen Gedanken, der gewöhnliche liberale Pariser Jargon, pikant gemacht mit einigen nihilistischen Zuthaten. Der grofse kairinische Reformer war höchst elegant nach der neuesten Mode gekleidet, aber echt orientalisch unreinlich. Charakteristisch für diesen Freiheitsapostel war, dafs kein Gast das Dienstpersonal brutaler und mehr von oben herab behandelte, als gerade dieser Vorkämpfer einer neuen Zeit. Wie er die neue Idealzeit der Freiheit verstand, sagte er uns einmal ganz offenherzig, indem er meinte: „Moi, je suis le mari de toutes les femmes“. Am meisten thun sich diese Reformer darauf zu gute, mit allen religiösen Vor-

schriften gebrochen zu haben. Ein türkischer hoher Beamter, übrigens Christ und über die Geschichte der Griechen und Türken sehr gut unterrichtet, sagte mir, als wir einst zusammen soupierten: „Voyez-vous, au XIII. siècle tout le monde était religieux, comme maintenant tout le monde est athéiste". Natürlich protestierte ich ebenso höflich als entschieden, unter diese Gruppe subsumiert zu werden. Da starrte er mich an und hielt mich offenbar für nicht ganz zurechnungsfähig oder zum mindesten für sehr zurückgeblieben. Immerhin mäſsigte er von nun an etwas die Ausdrücke seines religiösen Radikalismus.

So schlecht die türkische Regierung sein mag, die Reformtürken sind noch bedeutend schlechter, und sollten sie je zur Herrschaft kommen, würde das nur die Bedeutung haben, daſs eine neue Efendischicht sich zur Sättigung an die Staatskrippe begeben habe. Sehr angenehme Exemplare der islamitischen Gesellschaft lernte ich aber auf der Fahrt nach Smyrna kennen, einen tscherkessischen Pascha mit seinen Söhnen und den Kanzler des persischen Konsulats in Smyrna. Über den Pascha, der nach Kairo reiste, beklagten sich zwei englische Damen aufs bitterste: „Nous avons eu de très mauvaises cabines; un pacha qui avait six femmes a pris les meilleures cabines". Für mich als Historiker war die Gelegenheit gegeben, eine beginnende Legendenbildung gleichsam in der Geburt zu ersticken. Ich beruhigte die Damen, daſs der Pascha nur eine Frau hatte; er reiste als Hofmarschall einer türkischen Prinzessin mit, welche den Winter in Kairo zubringen wollte. Diese hatte eine Gesellschaftsdame und zwei Dienerinnen bei sich; den Pascha begleitete neben

seiner Frau seine Schwester. Alle diese Damen hatte die britische Phantasie in einen riesigen Harem des braven Cirkassiers verwandelt. Ein sehr feiner und gebildeter Mann war der Kanzler des persischen Konsulats, Herr Sadik Akhter. Die Perser betrachten sich, weil Arier, den Türken gegenüber als eine höhere Rasse, und was ich von ihnen kennen lernte, hat für mich diese Anschauung nicht widerlegt. Die Bekanntschaft lehnte sich, wie üblich, in dem ewig rauchenden Orient an die Bitte um Feuer an, die an mich gerichtet war. Der junge Mann in seiner eleganten Lammfellmütze sah mir unverfälscht mohammedanisch aus; indessen an der Schiffstafel hatte er ruhig Wein getrunken. Als ich mich deshalb schüchtern erkundigte, wurde ich mit den klassischen Worten: „Oh! je ne suis pas fanatique" beruhigt. Die gebildeten Perser sind es in der That nicht, und während der Armeniermassacres hat die persische Gesandtschaft in Konstantinopel ein Asyl für Hunderte dieser Unglücklichen gebildet. Der Kanzler lud mich beim Abschied vom Schiff auf folgenden Freitag ein, wo Geburtstag S. M. des Schahs sei, und dieser werde festlich im Konsulat begangen. Ich verfügte mich denn auch hin. Schon von weitem hörte man die kreischenden Töne echt orientalischer Musik. Vom Konsulat über die Strafse waren grofse Blumenguirlanden gezogen und die ganze Strafse mit Grün und Blumen bestreut. Als ich das Haus betreten wollte, merkte ich, dafs grofser Empfang sei, und wollte mich sofort zurückziehen nach Abgabe meiner Karte. Allein zwei geläufig französisch redende Herren nahmen mich am Arm und liefsen mich schlechterdings nicht abziehen; ich wurde durch

den menschengefüllten ersten Saal — die ganze persische Kolonie schien anwesend — in den zweiten geführt, wo mein Freund, der Kanzler, mich Seiner Excellenz Kulam Ali-Khan vorstellte, einem sehr fein und wohlwollend aussehenden alten Herrn. Ich wurde sogleich auf den Ehrenplatz zu seiner Rechten genötigt, und nun entwickelte sich ein Dialog mit Hindernissen, da S. Exc. nur über die drei orientalischen Sprachen verfügt. Indessen der erste Dragoman, ein sehr patenter Armenier, besorgte die Übertragung mit grofser Gewandtheit. Dabei wurde der rotfarbige persische Thee in Gläsern serviert. Kaum hatte ich mit Mühe ein Glas des vortrefflichen, aber glühend heifsen Getränkes vertilgt, so huschte ein Diener herbei und füllte es aufs neue bis zum Kelchesrand. Um diesem ununterbrochenen Theetrinken zu entgehen, verliefs ich die interessante Stätte schneller, als nötig war. Erst später erfuhr ich, dafs ich nur den Löffel in den Becher hätte stecken sollen; allein diese persische Haltpantomime war mir damals noch unbekannt. Im Kreise herum safs sehr ernsthaft und pagodenmäfsig eine Anzahl vornehmer persischer Kaufleute, welche Thee tranken und rauchten, aber auch nicht einen Laut von sich gaben. Sie wurden, wie mir schien, von den Spitzen als quantité négligeable behandelt. Eine sehr erfreuliche Erscheinung war der junge Konsulatskanzler, der mich während meines Smyrnaaufenthaltes öfter besuchte und mit dem ich auch einen Ausflug nach Burnabad unternahm. Er war vollkommen europäisch gebildet, sehr verständig und erzählte mir vielerlei vom Leben und Treiben in seinen Kreisen. Seine ganze Jugend hatte er in

Skutari zugebracht, wo sein Vater wohnte, sodaſs er seine Heimat Persien noch gar nie betreten hatte. Er gestand mir auch freimütig, daſs es ihm völlig unmöglich sei, auſserhalb des Kreises der europäischen Civilisation zu leben. Lieber würde er auf seine Laufbahn verzichten, als später etwa eine Stellung in Jescht oder Schuster annehmen; indessen hat die persische Regierung so zahlreiche Konsulatsposten im türkischen Reiche errichtet, daſs, wer diese Laufbahn einschlägt, wohl mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen kann, innerhalb der osmanischen Staatsgrenzen zu bleiben. In solchem Grade hat bereits die westeuropäische Gesittung die Söhne Ismaels unter ihren dominierenden Einfluſs gezogen.



III. DIE TÜRKISCHE REGIERUNG.

1. DIE TÜRKEI ALS KLIENTELSTAAT UNTER DER VORMUNDSCHAFT DER GROSSMÄCHTE.

„Mahmud II. war der letzte Padischah der Osmanli und die Schlacht von Nisib der letzte spontane Lebensakt der fünfhundertjährigen Monarchie. Vom Tage an gerechnet, an dem Sultan Abdul-Medschid eine Supplik an die Christenheit sandte und um Rettung vor den Drohungen seines Dieners bat, hat er als unabhängiger Monarch abdiciert und sein Los unbedingt in die Hand des Occidents gelegt.“ Mit diesen geistvollen Worten hat J. Ph. Fallmerayer[1]) bereits im Jahre 1840 auf das allertreffendste den Zustand des heutigen türkischen Reichs charakterisiert. Der sogenannte kranke Mann lebt weiter und wird wohl noch geraume Zeit fortvegetieren, weil er auf die politische Selbständigkeit verzichtet hat und ein abhängiger Klientelstaat geworden ist. Wie einst im Altertum die Kö-

1) Neue Fragmente aus dem Orient I S. 348.

nige von Ägypten, Syrien und Macedonien unter der Obervormundschaft von Senatus populusque Romanus standen, so steht auch S. M. Abdul-Hamid-Khan, der 34. Souverän vom Stamme Osmans, der Grofssultan und Khakan, der Diener und Herr der Städte Mekka, Medina, Kuds u. s. w., unter einem sehr energischen europäischen Aufsichtsrate. Die thatsächlichen Gebieter im Reiche des Herrschers aller Gläubigen sind die Hexarchen, die sechs Botschafter, welche in ihren von den prachtvollsten Gärten umgebenen Villenpalästen am Bosporus, in Jeni-Köi, Therapia und Büjükdere, hausen. Dafs wir es hier aber nicht mit einer idyllischen Villeggiatur zu thun haben, zeigen die Stationäre, die gewaltigen Kriegsschiffe, welche zur Disposition der einzelnen Botschafter stehen und in diesem etwas unordentlich regierten Grofsreiche eine hochnötige und oft sehr segensreich wirkende Oberpolizei bilden. Ein Unparteiischer wird es allerdings begreifen, dafs die oft von ungewöhnlich frischem Lebensmut und einer sehr energischen Schaffenskraft erfüllten Stationäre Rufslands und Englands ihre Thätigkeit nicht immer zum Wohlgefallen des Jyldyz-Kiosk ausüben, und türkische Patrioten knirschen, wenn sie sehen, dafs ihre Regierung fast bei allen Mafsnahmen und Thätigkeitsversuchen von dem gestrengen Vormund beaufsichtigt und zur Thatenlosigkeit verurteilt wird, so wenn sie das Postwesen in eigne Verwaltung nehmen oder die Zölle erhöhen will. Aber alle dort Lebenden versichern, dafs ohne die Angst vor dieser Obervormundschaftsbehörde und ihrer mit Dampf durch die Fluten rauschenden Ausführungsorgane Recht für die Schwachen, d. h. die Christen, zu erlangen unmöglich wäre. Ein Bei-

spiel aus jüngster Zeit möge als Beweis genügen[1]). Artak ist ein kleiner Flecken auf der gleichnamigen Insel im Süden des Marmarameers. Im Februar 1898 landete dort ungefähr ein Dutzend beurlaubter Soldaten, welche nach ihrer Heimat auf dem Festland wollten, aber, da sie zu spät mit dem Dampfer angekommen waren, daselbst übernachten mufsten. Um nicht unter freiem Himmel bleiben zu müssen, kamen sie auf die schlaue Idee, die Fenster der kleinen Kirche zu zerbrechen und so in dieselbe einzudringen. Sehr früh brachen sie auf, hatten aber ihre Spuren hinterlassen. Sie hatten die Bänke, den Boden und den Altar beschmutzt; nicht einmal die heiligen Gefäfse waren verschont worden. Als der Küster zur gewohnten Stunde erschien, fuhr er vor Entsetzen zurück und beeilte sich, dem Archimandriten und den Demogeronten den Frevel an heiliger Stätte mitzuteilen. Diese wandten sich klagend an den Kaïmakam; allein derselbe verhöhnte sie und forderte sie auf, ihm die Schuldigen nachzuweisen. Einige Bauern jedoch hatten die abziehenden Soldaten bemerkt. Sofort machten sich die Griechen an deren Verfolgung. Indessen, als sie die Soldaten eingeholt hatten, fanden diese an dort angesiedelten Muhadjirs[2]) Bundesgenossen; diese begrüfsten die unbewaffneten Griechen mit Steinwürfen und jagten sie bis zum griechischen Friedhof zurück, den sie verwüsteten.

Der Archimandrit hatte an den Bischof von Prokonnesus telegraphiert, der in Panderma residiert, und dieser nach dem Phanar. Der Patriarch schickte so-

1) Vgl. Échos d'Orient II 7 S. 222.

2) Mohammedanische Auswanderer aus dem bulgarischen Fürstentum oder Thessalien, welche sich in der Türkei niedergelassen haben.

fort einen Bischof zu dem russischen Botschafter Sinowiew mit der Frage, was zu thun sei. Sinowiew, dem der Palast seit der berühmten Audienz in der armenischen Frage grollte, benutzte mit Freuden die Gelegenheit, wieder einmal Rufslands Einflufs geltend zu machen. Der erste Dragoman der russischen Botschaft, der wirkliche Staatsrat Maximow, der gefürchtetste Mann im Jyldyz-Kiosk, erschien daselbst, um Erklärungen zu verlangen. Natürlich wufste man gar nichts von der Sache von Artak; aber eine Kommission sollte hingeschickt werden, um eine Enquete zu erheben. Als die Enquete in beliebter türkischer Weise verschleppt werden sollte, überbrachte Maximow Sonntags eine neue Note: wenn binnen 24 Stunden nicht Genugthuung geschafft sei, würde der russische Stationär nach Artak fahren. Die 24 Stunden waren noch nicht verflossen, als die Pforte bekannt gab, dafs der Kaïmakam abgesetzt und die Kirche auf Regierungskosten gereinigt sei. Allein der Phanar verlangte eine viel weiter gehende Reinigung der Kirche: neue Bänke, einen ganz neuen Fufsboden an Stelle des beschmutzten, Ersetzung der verunreinigten Säulen u. s. f., kurz und gut: fast so viel als eine neue Kirche. Auch das mufste die Regierung zugestehen.

Doch ein Unglück kommt selten allein. Auf dem von den Muhadjirs verwüsteten griechischen Friedhof war auch ein Engländer begraben. Sogleich verlangte die englische Botschaft eine feierliche Herstellung des Friedhofs und Errichtung eines Mausoleums an Stelle des geschändeten Grabes. Sir Philipp Curie drohte gleichfalls, seinen Stationär zu schicken, und wiederum mufsten die Türken zahlen.

So ist die Unabhängigkeit der Türkei mehr Schein als Wirklichkeit. Man sagt gewöhnlich, dafs die Regierung ihr Leben friste nur durch die Eifersucht der Grofsmächte, von denen keine der andren das Erbe gönne. Nun, im Ganzen befinden sich die Grofsmächte bei dieser gemeinsamen Oberherrschaft recht gut; die Türken freilich sind in jeder Weise die Geschädigten.

Nach Konstantinopel gekommen, erwartete ich mit Rücksicht auf die Vorgänge der letzten Jahre und die deutschen Zeitungsberichte hin, dafs Deutschland am Goldnen Horn eine sehr glänzende, ja geradezu dominierende Stellung einnehmen werde. Das scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Gerade deutsche Angehörige haben mit Schwierigkeiten und Weiterungen gegenüber den türkischen Behörden viel zu kämpfen. Und treten die deutschen Vertreter beschwerdeführend auf, so antwortet man mit Verwunderung: Deutschland sei ja der Freund der Türken. Diese letztern sind der naiven Anschauung, dafs Beschwerden und Forderungen unfreundschaftlich sind. Freundlichen Bitten sind sie unzugänglich; sie verlangen ein Lied aus dem höhern Chor.

Darum ist die herrschende und einflufsreiche Macht am Bosporus Rufsland, das freilich auch die geriebensten und schneidigsten Diplomaten besitzt. Ein sehr erfahrener Orientale klärte mich über diesen mächtigen Einflufs der Russen auf, als ich ihm darüber meine Verwunderung aussprach: „Sehen Sie! die Russen sind furchtbar grob, darum sind sie so mächtig. Wenn man zum Türken sagt: Lieber Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die ich Ihnen gehorsamst unterbreite; da denkt der Türke: Der Mann ist gewifs

recht unbedeutend, weil er so höflich ist; geben wir ihm einen Tritt. Dagegen der Russe sagt: Kerl! das thust du und zwar sofort, oder ich haue dich auf die Schnauze, dafs sie blutet. Da denkt der Türke: Das mufs ein sehr vornehmer und sehr mächtiger Mann sein, weil er so entsetzlich grob sein darf, und antwortet: Gewifs, lieber Herr, alles geht nach Ihren Wünschen. Sehen Sie! das ist das ganze Geheimnis der russischen Suprematie!“ Einheimische, wie Europäer, die lange im Lande geweilt, haben mir lachend die Richtigkeit dieser etwas drastischen Erklärungen der russischen Politik zugegeben. Und drastisch scheinen die Russen auch zeitweise aufzutreten. Während der Armenier-Massacres soll einst, von seinem Botschafter geschickt, Staatsrat Maximow im Palais erschienen sein mit der Erklärung: „Wenn die Schlächterei nicht aufhöre, werde binnen 24 Stunden der Monitor erscheinen und Jyldyz-Kiosk bombardieren“. Das wirkte; die von oben her angeordneten Mördereien hörten auf. Als die Nachrichten von den Massenmorden in Wan und Charput kamen, ging Nelidow, der damalige Botschafter, in den Palast und sagte dem Sultan auf den Kopf zu, er habe persönlich den Befehl zu den Metzeleien gegeben. Natürlich leugnete der Padischah entrüstet, und nun entspann sich folgender Dialog:

Der Botschafter: Ich habe die Nachricht aus erster Quelle.

Der Padischah: Aber es ist nicht wahr.

Der Botschafter: Meine Quelle ist so gut, dafs ich an ihrer Zuverlässigkeit nicht zweifeln kann.

Der Padischah: Wer ist denn diese Quelle?

Der Botschafter: Ihr erster Sekretär.

Der Unglückliche wird herbeigerufen, und nun fragt ihn der Padischah in Gegenwart des Botschafters, ob er diesem wirklich eine solche Mitteilung gemacht habe. Er mufs den Zorn der Russen für noch fürchterlicher als den Abdul-Hamids gehalten haben, denn er bestätigte die Richtigkeit von Nelidows Behauptung. Abends fühlte sich der Sekretär sehr unwohl und folgenden Morgens starb er. Ich mufs natürlich die Verantwortung für die Authenticität dieser Berichte vollständig meinem russischen Gewährsmann überlassen; er stand mit Staatsrat Maximow auf sehr gutem Fufs und behauptete, die Erzählungen aus dessen Munde erfahren zu haben. Man begreift deshalb, warum am Goldnen Horn unter den Grofsmächten die Russen die gefürchtetsten oder richtiger die allein gefürchteten sind.

Jeder empfindet unwillkürlich Mitleid, wenn er sieht, wie grenzenlos schlecht die hilflose türkische Regierung von ihren Vormündern behandelt wird; aber leider ist das die einzige Art, etwas bei den Türken durchzusetzen. Bereits 1832 schrieb ein eifriger Turkophile, der östreichische Gesandte: „Der hartnäckige Charakter der Türken hindert sie immer, im günstigen Augenblick nachzugeben und die guten Ratschläge zu benutzen, die man ihnen giebt. Dafür geben sie denjenigen, welche sie einzuschüchtern wissen, alles preis. Der Vernunft unzugänglich, beugen sie sich vor der Furcht. Canning hat sich mit Erfolg seines Systems von Drohungen bedient, sodafs die Pforte ihre Verschleppungsversuche aufgab“.[1])

---

1) K. Mendelssohn-Bartholdy, Gesch. Griechenlands I 1870 S. 348.

2. SULTAN ABDUL-HAMID KHAN.

Sultan Abdul-Hamid Khan mufs ein hochbegabter Herrscher sein. Alle, welche mit ihm in nähere Berührung kommen, sind von ihm bezaubert, und die deutschen Offiziere, welche sein Heer ausbilden, weihen ihm einen förmlichen Kultus. Indessen die schrecklichen Vorgänge, welche ihn auf den Thron gebracht haben, scheinen sein Gemüt umdüstert zu haben. Die in alten, vornehmen Familien herkömmliche starke Belastung zeigt sich in dem Verfolgungswahnsinn, dem er verfallen ist und der ihn zu den sonderbarsten Mafsregeln, wie dem Verbot der Legung von Telephonleitungen im türkischen Reich, veranlafst. Aus demselben Grund verläfst er seinen Jyldyz-Kiosk nur Freitags und nur zum Besuch der benachbarten Moschee. Konstantinopel entbehrt deshalb des stilvollen Aufzugs der frühern Herrscher, welche an hohen Feiertagen das Kanzelgebet in den Hauptmoscheen Stambuls zu verrichten pflegten. Es ist daher merkwürdig, dafs der Sultan bei all seiner reaktionären Politik die Fermane für die anatolischen Bahnen gegeben hat, diese Bahnen, wo durch das geschickte Zusammenwirken der deutschen und der französischen Gesellschaften die Engländer mit ihrem Strang Smyrna-Aiasuluk-Aidin vollständig aufs Trockne gesetzt sind. Aber wie viel Mühe hat es auch gekostet, bis diese Fermane der ewig zögernden und hinterhältigen Regierung entlockt waren! Man begreift den stillen Widerwillen der Regierung. An jede Bahnstation kleben sich bald kleinere, bald gröfsere europäische Hotels an. Die westliche Gesittung dringt mit Macht in das Land; sie nivelliert dasselbe und raubt ihm

seinen echt orientalischen, urtümlichen Schmelz. Die Türken fühlen es instinktiv, dafs das Vordringen des Dampfrosses die Grundsäulen der auf dem Koran aufgebauten Staatsordnung erschüttert. Aber selbst Abdul-Hamid Khan ist, wie die andren Herrscher, in erster Linie Geschäftsmann und erst in zweiter Hoherpriester und Chalif. Diese hündischen Giaurs bringen ein erkleckliches Geld in das Land. Dieses selbst blüht mächtig auf. Während früher die Früchte im Innern für ein Spottgeld an Ort und Stelle losgeschlagen werden mufsten oder unverkäuflich verfaulten, sah ich jetzt auf der Fahrt nach Lydien ungeheure aromatisch duftende Güterzüge mit grofsen Wagenladungen Tomaten, Weintrauben in geflochtenen Körben, hübsch mit Blättern zugedeckt, Valloneen, Orangen u. s. f. Alle diese Bodenerträgnisse gehen jetzt nach Smyrna und werden über See verfrachtet. Natürlich erzielen sie jetzt ganz andre Preise als früher. So ist überall im Innern Kleinasiens ein mächtiges Aufblühen zu bemerken, und wäre nicht das nichtswürdige Zehntverpachtungssystem, welches durch seine niederträchtigen Chikanen den braven, fleifsigen Bauer um den Lohn seiner harten Arbeit förmlich zu betrügen sucht und dadurch vielerorts allen Fleifs und allen Eifer lähmt, so würde der Aufschwung noch ein viel gröfserer sein. Immerhin haben sich die Erträgnisse der lydischen, phrygischen und karischen Landschaften dermafsen gesteigert, dafs man es wohl versteht, wenn der Padischah zu der koranwidrigen Thätigkeit der ungläubigen Ingenieure sein tolerari posse spricht. Dabei darf man freilich nicht vergessen, dafs das Vilajet Aïdin (Smyrna) vielleicht das bestregierte des

ganzen Reiches ist. Sein Vali trägt darum auch mit Recht den Namen Kiamil (der Vollkommene).

Die Regierung hat leider ein seltnes Geschick, die durch den Abgabendruck ohnehin unzufriedene Stimmung ihrer Unterthanen durch systematische Zurücksetzung der nichttürkischen Volkselemente zu vermehren.

Alle Vilajets besitzen einen Verwaltungsrat, zu dessen Mitgliedern auch die nichtmohammedanischen Notabeln zählen. Kraft einer Entschliefsung der gesetzgebenden Sektion des Staatsrates ist nun am 21. Oktober 1899 festgesetzt worden, dafs die Mitglieder des Verwaltungsrats in folgender Reihe sitzen sollen:

1. der Vali,
2. der Naïb (Kadi, zweiter Oberrichter),
3. der Muawin (Stellvertreter des Vali),
4. der Defterdar (der Chef des Rechnungswesens),
5. der Mektubdji (der Generalsekretär des Vilajets),
6. der Mufti,
7. die religiösen Chefs und die gewählten Mitglieder nach ihrem Rang.

Dieselbe Ordnung gilt für die Unterabteilungen des Vilajets, die Sandjaks und die Kazas, wo der Müssetarif und der Kaïmakam den Vorsitz führen. Natürlich hat das grofse Erbitterung hervorgerufen. Im Vilajet von Monastir haben der Mufti und ebenso die Metropoliten von Kastoria, von Grevena und Korytza gegen diese neue Ordnung protestiert. Sie haben geltend gemacht, dafs, wenn auch schliefslich diese Ordnung für Vilajets und Sandjaks angenommen werden müsse, es eine schreiende Ungerechtigkeit sei, sie auch in den Kazas einzuführen, wo der Chef

des Rechnungswesens und der Sekretär oft ganz junge, brotlose Anfänger sind; allein als Muslime haben sie den Vorrang vor den Metropoliten, die doch mit dem Orden zweiter Klasse des Medjidié geschmückt sind.

Aber die Staatsratssektion hat entschieden, dafs diese jugendlichen Bureaukraten auch in den Kazas den Vortritt vor dem Mufti und den geistlichen Oberhäuptern haben sollen. Wie man sieht, hat die türkische Bureaukratie der abendländischen nur ihre Pedanterei und ihren anmafsenden Hochmut mit merkwürdigem Verständnis abgelauscht.

Was die Politik Sultan Abdul-Hamid Khans betrifft, so teilt er mit andren hochbegabten Herrschern den bei diesen nicht selten anzutreffenden Fehler, alles selbständig entscheiden und alles persönlich regieren zu wollen. Das ist auf alle Fälle ein Unglück, zumal aber bei einem Fürsten, der seinen Palast nie verläfst. Von ihm gilt das Wort, das der Geschichtschreiber der Osmanen[1]) von Mustafa III. (1756—1775) bei aller Anerkennung seines rühmlichen Strebens sagt: „Alles dies tritt in den Hintergrund vor dem Ruine des Reichs, den er durch seine Sucht, selbst zu herrschen, ohne hiezu Fähigkeit und Kraft zu besitzen, herbeigeführt“. Über die Grundgedanken seiner Politik gab mir ein im diplomatischen Dienste einer Grofsmacht ergrauter Beamter Folgendes an, was mir nicht ganz unwahrscheinlich vorkam. Abdul-Hamid Khan hat aus seinem Kriege mit den Russen 1878 die wohl nicht ganz unbegründete Lehre gezogen, dafs Rumelien, die europäische Türkei für die

1) Hammer IV S. 649.

Türken verloren sei. Diese schönen Landschaften, die Eroberungen seiner glorreichen Ahnherren, sind endgültig den Giaurs verfallen. Von seinen unmittelbaren Besitzungen machen die albanischen Provinzen, was sie wollen, und der Padischah ist weit. Es bleiben eigentlich nur noch Macedonien und Thracien, das bifschen Küstenland, wo die Türken wie im Austragsstübchen hausen. Da das vollkommen feststeht, wendet er seine ganze Energie und seine Regierungskunst auf die Festhaltung der kleinasiatischen Provinzen. Wenn es heifst: Europa den Christen, dann mufs es auch lauten: Anadoli den Türken und nur den Türken. Dieses Ziel schwebt ihm unverrückt vor Augen. Darum mufs die nichttürkische Bevölkerung türkisiert werden. Da sind nun das Haupthindernis die Christen, im Westen die unglaublich rasch sich vermehrenden und die Türken verdrängenden Griechen und im Osten die Armenier. Eine Geschichte von vierundeinhalb Jahrhunderten hat unumstöfslich erwiesen, dafs diese Rassen in ihrer immensen Majorität dem Islam nimmermehr gewonnen werden. Daher heifst es: Écrasez l'infame. Das ist der Schlüssel zu der fürchterlich blutigen Lösung der armenischen Frage durch Sultan Abdul-Hamid Khan. Es kann nicht geleugnet werden, dafs durch die Thaten der letzten Jahre der Padischah in dieser Beziehung erheblich vorwärts gekommen ist. Natürlich würde man mit den Griechen gern in ähnlicher Weise abrechnen. Aber da stehen die russischen Glaubensbrüder drohend im Hintergrund. Die russische Diplomatie, welche den armenischen Massacres kühl bis ans Herz hinan zuschaute und sich erst aufraffte, als es reichlich spät war, würde wohl aus politischen und nationalen Be-

weggründen gegen einen griechischen Aderlafs nichts Erhebliches einzuwenden haben. Indessen sie hat mit den religiösen Gefühlen der Geistlichkeit und der Massen zu rechnen, welche 1878 in so bestimmter Weise sich geltend machten, und deren Bedeutung seit Alexanders III. Regierung wieder machtvoll gestiegen ist. Einen Massenmord der rechtgläubigen Christen, so nützlich er aus politischen Gründen sein mag, wird die Pforte daher schwerlich wagen.

Dafür konzentriert sie ihren ganzen Thätigkeitsdrang auf die mohammedanischen nichttürkischen Völker. Diese sollen nicht allein durch die Religion, sondern ebenso durch Sprache und Gesittung mit den Türken zu einer kompakten und homogenen Masse verschmolzen werden. Da ist es vor allem auf das kräftige und grausame Kurdenvolk abgesehen. In Konstantinopel haben sie die armenischen Chamals ersetzt nicht zur Zufriedenheit der Peroten. Ich konnte, so oft ich mit ihnen zu thun hatte, mich über dieselben nicht beklagen. Charakteristisch ist an diesen bronzefarbenen, prachtvoll gewachsenen Gesellen mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern ihre Farbenfreudigkeit, die besonders an Feiertagen hervortritt, wo sie nicht nur in Lumpen gehüllt sind und von Schmutz starren. Da stehen sie in gelben Jacken, blauen Hosen, einen blutroten Gürtel um die Lenden geschlungen und einen buntfarbigen Turban auf dem Kopf. Andre sind in Grün, Violett und Hellrot gehüllt. Dieser Kurdennation hat nun der Padischah seine besondre Aufmerksamkeit und seine beinahe zärtliche Liebe zugewendet. Aus ihnen sind die Hamidije-Regimenter gebildet, wodurch den rohen Alpensöhnen die türkische Disciplin beigebracht wer-

den soll. Vorläufig sind es gefürchtete Räuber. Die Söhne der kurdischen Agas und Begs, die Blüte des nationalen Adels, sollen dem autochthonen Umgangskreise ihrer Heimatbezirke entrissen werden; für diese vornehmen Klassen des Kurdenvolkes sind höhere Schulen in Konstantinopel errichtet worden, worin ihnen die übliche türkisch-französische Bildung eingetrichtert wird. So sollen von oben herab die Kurden in Türken verwandelt werden. Wenn dies wirklich, wie mir versichert worden ist, die Gedankengänge Abdul-Hamid Khans sind, dann kann ihnen in all ihrer rücksichtslosen und blutigen Härte eine gewisse Grofsartigkeit nicht abgesprochen werden. Freilich werden sie immer eine nicht zu verwirklichende Chimäre bleiben. Die serbische Aristokratie Bosniens wurde durch ungleich zugkräftigere Mittel als europäische Bildung, durch Landlehen und Feudalbaronien, dem Islam und Türkentum völlig bis zum Fanatismus gewonnen; doch sie selbst und das Land sind serbisch geblieben, wie auch die Bergkurden schwerlich jemals Türken werden wollen. Die nationale Einheit eines völlig türkischen Kleinasiens ist eben der Traum eines Schwärmers.

3. DIE ARMEE.

Nur eines ist vorzüglich im türkischen Reich, die von deutschen Offizieren einexerzierte Armee. Nichts ist schöner als ihr Anblick beim Selamlik. Die hohen Dignitäre, die dicken Generale mit ihren goldstrotzenden Uniformen, wie sie in zwei Gänsemärschen an uns vorbeiwackeln, will ich nicht schildern, so wenig als die ganze allbekannte Feierlichkeit. Unübertrefflich hat dies schon Fallmerayer gethan:

„Alle Civil- und Militärherrlichkeiten samt aller Pracht des kaiserlichen Hofes sahen wir nach und nach langsam und dicht an uns vorüberziehen .... Die wohlbeleibten muslimischen Stabs- und Generaloffiziere mit ihren strotzenden Fischthrangesichtern machten keinen vorteilhaften Eindruck, wenn man an die magern Gestalten und an die intelligenten, zornigen Physiognomien europäischer Paraden denkt.“ Aber die Truppen, allerdings meist auserlesene Garde, sahen vortrefflich aus, wie sie allmählich aufmarschierten und die ganze Umgebung des Palastes absperrten. Erst Garden in blauer Uniform mit dem Fez, dann Marinetruppen ganz in Weiſs mit blauen, rotbordierten Jacken, dann die Zuaven in Blau, rotberändert und mit grünen Turbanen, sehr schmucke, gebräunte und muskulöse Gesellen; ein Marketender brachte ihnen zum Ertragen der Sonnenhitze „frisches Wasser“, das sie aus einer flachen messingenen Schale tranken. Es folgten die Albanesen, kaffeebraun oder weiſs mit phantastischen, auf der Uniform aufgesteckten schwarzen Bändern. Ganz unten hielten die Lanciers zu Pferd mit roten Fähnchen. Die Kavallerie ist der eigentliche Stolz der Armee. Wenn ich nach Pankaldi hinauf muſste, machte es mir immer Vergnügen, am Hofthor der Pompierskaserne für eine Viertelstunde Halt zu machen und die Evolutionen der dort exerzierenden Kavalleristen anzusehen. Wunderbar schön war es, wenn sie in kurzem, verhaltenem Galopp angesaust kamen. Wie aus Bronze gegossen saſsen diese Albanesen, Syrer und Araber auf ihren Tieren und schienen mit ihnen förmlich verwachsen zu sein. Die deutschen Offiziere haben hier Erstaunliches geleistet; aber sie haben offenbar auch ein ganz vor-

züglisches Material zur Ausbildung erhalten. Und was dieses leisten kann, haben Silistria, Plewna und der Krieg mit Griechenland in glänzender Weise bewiesen.

Wenn Deutschland die Armeereform befördert und die andren Mächte dies wenigstens nicht hindern, so ist darum nicht nötig anzunehmen, dafs heute die Grofsmächte wesentlich edler dächten als vor 100 Jahren, wo die drei nordischen Mächte in Polen systematisch die Korruption förderten und jede Reform hinderten, um das Land um so schneller zur Aufteilung reif zu machen. So weit ist es offenbar mit der Türkei noch nicht. Die Liquidation bleibt vorläufig noch aus; denn, wie ein Franzose mir sagte, la poire n'est pas encore mûre.

DIE UNTERWORFENEN VÖLKER



I. DIE GRIECHEN

(innerhalb und aufserhalb der Türkei).

I. DIE VERDERBLICHE POLITIK DER GROSSMÄCHTE.

Der Philhellenismus ist bei uns in Deutschland gründlich ausgestorben. Die Anschauungen haben sich seit hundert Jahren vollständig verändert. Wie waren die grofsen Männer der französischen Revolution von den Idealen des Klassizismus förmlich durchtränkt! Welche Epoche in unsrem geistigen Leben hat das Bekanntwerden der Elgin marbles bedeutet! In Olympia, Pergamon und Sidon sind mindestens gleichwertige Funde gemacht worden; sie sind nahezu spurlos an unsrer Generation vorübergegangen, weil wir das Altertum, wie Hermann Grimm so schön sagt, nicht mehr mit Goetheschem Auge ansehen. Die Begeisterung für unsre klassische Epoche ist ja offiziell und bei den Ältern noch vorhanden; aber sie macht den Eindruck des Mumien-

haften. Die von oben her befohlene Abkehr von den altererbten Bildungsidealen wirkt tödlich auf den Hellenismus ein. Je mehr die Realschulbildung dominirt, um so mehr müssen die klassisch-griechischen Ideale in den Hintergrund treten. Eine natürliche Folge ist, dafs philhellenische Gesinnung als eine überlebte Anschauung hinter der Zeit Zurückgebliebener verhöhnt oder wenigstens mitleidig belächelt wird.

So teilt denn auch heute das Hellenenvolk den Hafs und die Verachtung, welche die Menschen des neuen Jahrhunderts der von jenem überlieferten Gesittung entgegenbringen. Das kleine Königreich Griechenland, bei dessen Gründung so viel deutsche, allerdings mit Undank belohnte Liebe und Begeisterung mitgewirkt hat, steht heute nicht eben hoch im allgemeinen Kredit. Politisch haben freilich die Söhne der Hellenen reichlich so viel Unverstand bewiesen als die alten ἄνδρες Ἀθηναῖοι.

Allein hierbei darf man nicht vergessen, dafs die intellektuellen Urheber von Griechenlands ungenügender politischer und wirtschaftlicher Entwickelung die seine Existenz begründenden Schutzmächte gewesen sind. Die Gründung eines Griechenstaates ohne Thessalien und Epirus, ohne Kreta und die Sporaden war eine Monstrosität, eine ganz unglückselige Mifsgeburt, die nicht leben und nicht sterben konnte. Das betonte mit vollem Recht bereits 1830 der kluge Prinz Leopold von Coburg, als man ihm die Krone anbot; er schrieb an den Freiherrn von Stein: „Leider werden Sie bereits aus den Zeitungen erfahren haben, auf welche traurige Weise man die Grenzen bestimmt hat. Ich habe gethan,

was ich konnte; zu leugnen ist jedoch nicht, dafs ohne Kandia und bei der schlechten Kontinentalgrenze man den neuen Staat nur als einen provisorischen ansehen kann. Die Finanzen sind in diesem Augenblick der Gegenstand meiner Diskussion mit den Mächten, es sollen von ihnen Anleihen garantiert werden; ich habe einen Betrag bestimmt, den der traurige Zustand Griechenlands nötig macht, wenn überhaupt etwas aus der Sache werden soll. Die Mächte wollen nur wenig über die Hälfte meines Vorschlags garantieren." Er sah sich bei dem übeln Willen der Mächte aufser stand, sein Vorhaben zu verwirklichen, und gab das Amt in die Hände der drei Bevollmächtigten zurück, „welches die Umstände ihm nicht mehr gestatten mit Ehren für ihn selbst, mit Nutzen für Griechenland, mit Vorteil für die allgemeinen Interessen Europas zu bekleiden". Selbst Metternich, der geschworne Feind der Griechen, der jetzt über „die deplorable Haltung des Prinzen Leopold" sich erregte, mufste ihm doch Recht geben: „Der Kaiser Nikolaus hat das Verfahren Leopolds als défection honteuse bezeichnet. Aber welchen Prinzen werden die Mächte für die Leitung einer Barke ohne Boden und ohne Steuerruder gewinnen?"[1])

Kann man ein vernichtenderes Urteil über die völlig verfehlte Gründung des Griechenstaates fällen, als es der damalige Mentor des politischen Europas gethan hat? Auch hierin sind die Grofsmächte die getreuen Nachahmer der von Rom seinen Klientelstaaten gegenüber eingeschlagenen Politik. Nach dem

---

1) Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands II S. 200. 206. 207.

Sturze des Perseus haben die Römer das ehemalige macedonische Königreich in vier Republiken geteilt und mit Eifer dafür gesorgt, dafs diese Miniaturstaaten wirtschaftlich zu Grunde gingen, und dabei spreizte sich ganz wie bei uns der Senat mit seiner Befreiungsthat. „Vor allem beschlofs man, die Macedonier für frei zu erklären, um allen Völkern zu zeigen, dafs die Waffen des römischen Volkes nicht freien Völkern Knechtschaft, sondern im Gegenteil geknechteten Freiheit bringen, und damit die von Königen regierten Völker erführen, ein Krieg mit den Römern gewähre diesen Sieg, ihnen selbst aber Freiheit“[1]). Und es ist gar nicht zu bezweifeln, dafs einige Philhellenen im Senat aufrichtig meinten, ein Befreiungswerk vollzogen zu haben, wie die französischen Girondins, als sie die batavische, helvetische und cisalpinische Republik gründeten.

Auch wirtschaftlich sind die Grofsmächte in Roms Fufstapfen getreten. Das befreite Hellas war ein rauchender Trümmerhaufe. Ohne finanzielle Hilfe konnte dasselbe nicht existieren. Da die drei allein ausschlaggebenden Mächte Rufsland, England und Frankreich den neuen Staat geschaffen hatten, lag ihnen auch die Verpflichtung ob, für seine Unterhaltung zu sorgen. Aber statt sich 1832 mit der Garantie der 60 Millionen-Anleihe zu begnügen, hätten sie dem jungen, vollkommen kraftlosen Staat Subsidien gewähren sollen. Dafs derselbe die Anleihe nicht verzinsen, geschweige denn zurückzahlen könne, war von vorn herein klar. Aber so blieb er wirtschaftlich unmündig, und durch von Zeit zu Zeit wiederholte

1) Vgl. Livius 45, 18.

Zahlungsbefehle konnte man, wenn man auch mit ihnen nicht Ernst machte, den Griechen ihre völlige politische Macht- und Hilfslosigkeit recht deutlich vor Augen führen.

Die Entfernung der Deutschen und Bayern 1840 war schnöder Undank gerade gegenüber den selbstlosesten und hingebendsten Philhellenen und hat zweifellos viel zu dem für Griechenland so verderblichen Stimmungsumschwung in der öffentlichen Meinung Europas beigetragen. Aber im Grund hatten die philorthodoxe Gesellschaft und die napistische Partei ganz Recht, wenn sie Griechenland unter Rufslands Einflufs und ausschliefsliches Protektorat bringen wollten. Die geschichtliche Entwicklung und die Religion wiesen auf Rufsland, zu dem Byzanz die Brücke bildete. Die Begeisterung für die Söhne des Leonidas und des Miltiades war Schwärmerei für ein Wolkenkuckucksheim; aber gerade dieser Enthusiasmus für die altklassische Vorzeit, welcher jede geschichtliche Vermittlung abweist, ging den Griechen in Fleisch und Blut über. Es ist eine alte Lehre, dafs die Völker zu allen Zeiten sich mit Vorliebe für das Thörichte begeistern. Die Kraft Griechenlands lag in seiner nationalen Kirche und der von dieser übermittelten Gesittung. Das wies auf Anschlufs an Rufsland hin. Allein so hatten England und Frankreich nicht gewettet. Sie beglückten das völlig unreife Land mit dem damals in Westeuropa blühenden liberalen Konstitutionalismus, wie der römische Senat die Königreiche des Ostens republikanisierte. So hat Europa alles gethan, um das Land politisch und wirtschaftlich seinem Ruin entgegenzuführen, und da wundert man sich, wenn Griechen-

land thatsächlich Bankrott gemacht hat. Es liegt mir fern, den guten Willen vieler damaliger Staatsmänner und vor allem der Völker zu verkennen. Wenn etwas für Griechenland geschah, so verdankt es dies dem starken Druck der öffentlichen Meinung. Damals waren eben die grofsen Freiheits- und die Humanitätsgedanken, die Kinder der französischen Revolution, noch in aller Herzen festgegründet, während sie unter dem verrohenden Einflufs des heutigen Utilitarismus immer mehr zur Phrase werden. Das Europa des XIX. Jahrhunderts leistete Unvollkommenes zur Befreiung der Völker; das XX. Jahrhundert wird für solche ideale Ziele gar nichts thun.

2. DAS HEUTIGE GRIECHENLAND.

Doch dem sei nun, wie es wolle, wir müssen mit der momentan unabänderlichen Thatsache rechnen, dafs der Philhellenismus bei uns zur Rüste gegangen ist. Nicht zum wenigsten haben die finanziell sehr wenig einwandsfreien Mafsnahmen der griechischen Regierung diesen Stimmungsumschwung hervorgerufen. Denn wer sein Geld verliert, dessen sittliche Entrüstung gebraucht als Entladungsobjekt nicht mit Unrecht den Urheber dieser metallischen Schmerzen. Nun, Griechenland hat auch schwer gebüfst, und die finanzielle Kontrolle, der es sich jetzt unterziehen mufs, ist ein kaudinisches Joch. Aber es scheint thatsächlich in Griechenland besser zu werden. Es ist eine betrübende, aber nichtsdestoweniger feststehende Thatsache, dafs nur Unglück, nicht Glück zur sittlichen Hebung der Völker beiträgt. Wie segensreich hat im Gegensatz zu 1870 das Jahr 1806 auf Deutschlands geistige Wiedergeburt eingewirkt! Ähnlich scheint auch der

unglückliche Krieg mit der Türkei, an dem freilich die Verlockungen des perfiden Albions die Hauptschuld tragen, erhebend und sittlichend auf das hellenische Volk eingewirkt zu haben. Bei meinem Aufenthalte in Griechenland ist mir im Umgang mit zahlreichen befreundeten Griechen vor allem aufgefallen, wie grofs im Gegensatz zu frühern Zeiten jetzt die Selbsterkenntnis geworden ist. Der unerträgliche nationale Dünkel ist entschieden in der Abnahme begriffen. Das Unglück dieses engbrüstigen, von seinen Vätern verpfuschten Kleinstaates war es, dafs seine sämtlichen Bürger mit der Muttermilch die μεγάλη ἰδέα einsogen, den grofsen Gedanken der Herstellung des griechischen Kaisertums. Historische Erinnerungen, verbunden mit ungenügender Geschichtskenntnis, wirken in der Regel schädigend auf die nachgebornen Geschlechter. Die Griechen dachten an die Glanzzeit der macedonischen Kaiser und der Komnenen und träumten von deren Wiederherstellung. Sie vergafsen, dafs im XI. Jahrhundert die Seldschuken und Ende des XII. Jahrhunderts die Bulgaren und Rumänen, jene auf asiatischem, diese auf europäischem Boden die Ausmordung der griechischen Nation so gründlich besorgt hatten, dafs in Kleinasien nur der westliche Küstenstrich und ebenso in Thrakien und Macedonien eigentlich nur das Mittelmeergestade griechische Landschaften im wahren Sinne des Wortes geblieben sind. Eine kleine Nation kann kein Grofsreich gründen. Anders lagen die Sachen im XVIII. Jahrhundert, als Katharina von Rufsland von einer russischen Sekundogenitur in Konstantinopel träumte. Damals wufste man noch nichts von dem ebenso unglücklichen als einfältigen

Nationalitätenhader. Das eine feste Band der Orthodoxie umschlang Griechen wie Bulgaren und Serben. Freilich ein griechisches Nationalreich wäre auch damals nicht entstanden; aber alle Bedingungen waren gegeben, ein griechisch-slawisches Reich unter russischem Schutze zu gründen, und das hätte eine gesunde Entwicklung nehmen können. Doch die Unfähigkeit der Gebrüder Orlow vereitelte den Erfolg. Von da an hat bei den Griechen das immer lebhafter hervortretende Nationalgefühl eine unübersteigliche Scheidewand gegenüber den rechtgläubigen Slawen gezogen, und damit waren die Grundbedingungen des erhofften Kaiserstaates verloren gegangen. Seitdem ist die christliche Balkanhalbinsel der Kleinstaatsmisere und dem unerquicklichen Nationalitätenhader verfallen. Es ist hart, aber die Griechen müssen auf alle byzantinischen Repristinationsgedanken verzichten. Ein Grofsgriechenland wird die Zukunft nicht bringen, aber einen gesunden, kräftigen und blühenden Mittelstaat kann sie sehr wohl schaffen. Es ist ein wahres Glück, dafs viele Verständige unter den Griechen allmählich von der grofsen Idee zurückzukommen beginnen und nicht mit phantastischer Rhetorik, sondern mit praktischer Nüchternheit von der nichts weniger als verzweifelten Zukunft ihres Landes zu sprechen beginnen.

Gerade diese den Griechen angeborne Rhetorik und Fabulierungslust ist ihr Unglück geworden. Schon die spätere byzantinische Brieflitteratur ist ein merkwürdig steriles Gebiet; die Verfasser strengen sich an, in elegantester Form und wohlabgerundeten Perioden nichts zu sagen. Und dieses rhetorische Schellengeklingel wird noch heute nachgeahmt und

bewundert. Von den Griechen gilt das französische Wort: „ils se grisent en parlant“. Darum ist es hocherfreulich, daſs unter den Griechen selbst heute Männer aufstehen, welche diesem Krebsschaden der inhaltsleeren Schwätzerei mit furchtlosem Mannesmut zu Leibe gehen. So schreibt das Asty vom 15. November 1899: „Niemand bestreitet den Wert des rednerischen Geschicks und der Begabung hiefür, welche uns von alters her als Geschenk und Vermächtnis unsrer Vorväter überliefert worden sind; aber leider hat dies allezeit unsre übrigen Verpflichtungen in den Hintergrund gedrängt, und wir meinten, das Ziel sei erreicht und das Werk gethan, wenn wir unsre Stimme erheben wie Schauspieler im Drama und den Funken der Vaterlandsliebe und den Tau unsrer Herzenswünsche aufs Papier werfen. Die Verteidigung unsrer (nationalen) Rechte jedoch vor dem Forum der Groſsmächte muſs nicht nur mit viel Mäſsigung und Nüchternheit geschehen, sondern auch mit einem unsrer heiligen und erhabenen Nationalsache würdigen Scharfsinne.“ Also nicht groſse Worte und elegante Redensarten, sondern thatsächliche Beweise. Es ist viel, daſs man so etwas heute in Griechenland zu schreiben wagt.

Wie bei uns in Deutschland, wenden sich auch in Griechenland viel zu viel Bürger den wissenschaftlichen Studien, vor allem der Rechtswissenschaft, zu. Die Folge ist ein gelehrtes Proletariat, welches aus Hunger sich an die Stellenjägerei macht. Die häufigen Ministerkrisen sind daher, wie in Nordamerika, mit einem vollständigen Wechsel der hohen wie der niedern Beamten bis hinab zu den Museumskustoden verbunden. Sogar die Professoren der Gymnasien

wurden gewechselt, je nachdem die Losung Trikupis oder Delijannis lautete. Ein Freund und Schüler von mir war Professor am Gymnasium in Patras. Obschon er selbst ein durchaus unpolitischer, nur der Wissenschaft und seiner Lehrthätigkeit lebender Mann ist, wollte Delijannis ihn absetzen, weil sein Vater mit Trikupis befreundet ist. Indessen der einflufsreiche Deputierte von Patras war gleichfalls mit ihm befreundet, und so kam es nicht zur Absetzung, sondern gegen seinen Willen zur Versetzung nach Zakynthos. Ein neuer Dekorationenwechsel auf der ministeriellen Schaubühne hat ihn dann wieder nach Patras zurückgebracht. Ein andrer Schüler von mir, der in Athen lehrt, ist dreimal abgesetzt worden, weil er sich weigerte, in die Provinz zu gehen und einem zufällig von den Hochmögenden patronisierten Streber seinen Platz zu räumen. Er ist in guten Verhältnissen und kann sich das leisten. Aber wie das auf den Geist der Schulen wirken mufste, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Es ist nun ein grofses Verdienst des leider vor kurzem zurückgetretenen Unterrichtsministers Evtaxias, dafs er diesen unwürdigen Zuständen ein Ende gemacht hat. Von jetzt an dürfen gesetzlich Lehrer von ihren Stellen nur entfernt werden, wenn sie wissenschaftlich ihrer Stelle nicht genügen oder sich ein sittliches Vergehen zu Schulden kommen lassen. Damit ist der politische Stellenmarkt glücklich aus der Schule entfernt.

Man bemüht sich übrigens sehr, in Unterricht und Methode mit den Fortschritten des Westens Schritt zu halten. Auch die neue Wissenschaft der Pädagogik hat in zwei Sektionschefs des Unterrichtsministeriums begeisterte Vertreter, welche auf die

Philologen und ähnliche Handwerker vornehm herabsehen. In den gebildeten und gelehrten Kreisen sprach man übrigens mit etwas ironischem Lächeln von diesen neuen Weisheitsaposteln und ihrer Selbstzufriedenheit. „Sie schreiben Bücher für ganz kleine Kinder und nennen das Wissenschaft“ sagte mir ein sehr kluger, aber etwas kaustischer Geistlicher.

Dafs die Griechen im letzten Kriege schlecht abgeschnitten haben, können sie natürlich nicht leugnen. Aber allgemein, auch unter Leuten der untern Stände, mit denen ich mehrfach über die Militärfrage sprach, herrscht die Überzeugung, dafs die Soldaten ein gutes Material seien und dafs nur die Offiziere nichts taugen. Überall wurde mir von hoch und niedrig der Wunsch ausgesprochen: Wenn doch nur der Deutsche Kaiser ein paar Offiziere nach Griechenland schicken wollte; dann würde die griechische Armee bald ebenso bedeutende Fortschritte machen, wie die türkische. So grofs ist der Glaube an die unerreichte Vortrefflichkeit des deutschen Militärs.

Überhaupt würde man sich irren, wenn man meinte, dafs in Griechenland wegen der bei uns herrschenden Turkophilie etwa Deutschenhafs bestände. Das Gegenteil ist der Fall. Die Griechen verstehen sehr wohl zu unterscheiden. Sie wissen, dafs die Regierung und die Militärs ganz auf der Türkenseite stehen, dafs dagegen bei den Gelehrten, die freilich wenig genug bedeuten, das keineswegs überall der Fall ist. Viel hat zu dieser günstigen Stimmung auch während der Zeit der Spannung die Haltung des Deutschen archäologischen Instituts beigetragen, dessen Leiter überzeugte Hellenenfreunde sind und die dieser Überzeugung auch Ausdruck zu

geben verstanden. Aber so gereizt war während des Krieges die Stimmung in den höhern Regionen Deutschlands, dafs Artikel von in Griechenland ansässigen Deutschen, welche gegenüber dem fanatischen Türkenenthusiasmus nur in mafsvoller Weise das „Audiatur et altera pars“ vertreten wollten, einfach zurückgewiesen wurden. Die Waschzettel empfangenden, unsre öffentliche Meinung beherrschenden Prefsorgane hatten eben von oben her die sehr bestimmte Weisung erhalten, absolut nichts den Griechen Günstiges zu veröffentlichen. So ist denn künstlich und gewaltsam eine antigriechische Stimmung in Deutschland grofsgezogen worden. Die Griechen urteilen hier sehr verständig. Ein trefflicher Gelehrter sagte zu mir: „In Europa und besonders in Deutschland ist viel über die Griechen geschimpft worden; aber sie haben mit Recht geschimpft“. Es ist gar keine Frage, dafs diese überall hervortretende Erkenntnis der alten nationalen Fehler und das eifrige Streben, sie abzulegen, der Anfang einer Umkehr der Nation auf gesundere und bessere Bahnen sein wird.

3. GRIECHISCHE BESONDERHEITEN.

Gewisse alte, aber sehr unschuldige Eigentümlichkeiten sind den Griechen geblieben. Namentlich bei der ältern Generation und den Geistlichen ist ein sehr beliebter Gesprächsgegenstand seit langer Zeit die προφορά (die Aussprache), die Frage, ob unsre erasmische oder die einheimische Aussprache die richtige sei. Da ich mich von meinem ersten Aufenthalte her mit Entsetzen der endlosen Debatten über diese Materie erinnerte, habe ich hier diese Redeturniere sehr summarisch und schnell zu Ende

geführt, indem ich ohne weiteres zugestand, dafs die einzig vernünftige die neugriechische Aussprache und unsre ein veralteter Schulmeisterzopf sei, den man baldigst abschneiden sollte; sie sei gerade so unbegründet und gerade so lächerlich, als die englische Oxfordaussprache des Lateinischen. Früher sei dies eine reine Doktorfrage gewesen; heute, wo so viele Deutsche, nicht blofs Philologen und Archäologen, Griechenland und Kleinasien bereisten, würde die Einführung der neugriechischen Aussprache in den Gymnasien eine wesentliche und grofse Erleichterung des Erlernens der neugriechischen Sprache für die Reisenden bilden. Thaten dann infolge dieser meiner Konzessionen die Griechen gar zu stolz, dämpfte ich ihren Siegesübermut durch die Bemerkung, natürlich sei die heutige Aussprache der Griechen von der des Perikles und Demosthenes toto caelo verschieden, und brachte dann die bekannten Tierstimmen βῆ βῆ und αὖ αὖ vor, da doch kein Schaf wi wi blöke und kein Hund aw aw belle. Das erregte regelmäfsig grofse Trauer; ich tröstete dann, in Pompeius' Zeit müsse bereits eine der heutigen ähnliche Aussprache Platz gegriffen haben, da der Ausruf des Feigenhändlers Cauneas (kaunische Feigen) nur nach der neugriechischen Aussprache Kawneas als cave ne eas (Hüte dich abzumarschieren) habe gedeutet werden können. Das war Balsam auf die Wunde; immerhin hätten sie gewünscht, dafs ich die weltbewegende Prophorafrage mit etwas mehr Ernsthaftigkeit behandelt hätte.

Eine andre Streitfrage, auch noch ein Erbteil der alten übermäfsigen Betonung der formalen und sprachlichen Dinge, ist der Streit, wo das eleganteste Griechisch gesprochen werde. In Konstantinopel

wurde mir versichert, das geschehe entschieden in der Hauptstadt selbst und speziell im Phanar; gerade die höhere Geistlichkeit spreche und schreibe das feinste und gewählteste Griechisch. In Athen sei das weniger der Fall, weil hier keine alte Überlieferung herrsche, sondern seit der Befreiung ein Konflux aus allen Gauen der hellenischen Zunge stattgefunden habe. Natürlich erregte ich mit diesen von mir harmlos vorgetragenen Lehren an den Ufern des Ilissos einen Sturm der Entrüstung. Übrigens hat man schon in der Zeit der Antonine gefunden, daſs durch das Zusammenströmen so vieler Fremder, der massenhaften Studenten und Epheben, das reine Attisch bedenklich gelitten habe. Kein Land ist so zäh wie der Orient. Dieselben Zustände und Anschauungen tauchen trotz allen Wechsels der Jahrhunderte immer wieder auf.

4. DIE GRIECHEN IN DER TÜRKEI.

Man muſs übrigens nicht meinen, daſs „die Griechen in der Knechtschaft" (die Angehörigen des türkischen Reichs) etwa mit groſsem Neide auf ihre Brüder im freien Hellas hinüberblicken. Sie sind eine sehr selbstbewuſste und stolze Rasse und haben Grund dazu. In Kleinasien macht das Griechentum ungeahnte Fortschritte. Es vermehrt sich mächtig, da die Familien sehr kinderreich sind. Sie dringen immer weiter ins Innere vor. Zuerst siedelt sich ein Bakal (Krämer) an; dann zieht er ein paar Familien nach; ein Lehrer folgt; eine Kirche wird gebaut und ein Geistlicher angestellt, und bald ist die griechische Gemeinde fertig. Aiwaly (Kydonies), eine blühende halb griechische, halb türkische Stadt, war in den Freiheitskriegen vollständig türkisch geworden, da

die griechische Bevölkerung einfach ausgemordet ward. Die Türken teilten sich in die Häuser, Äcker und Weingärten der ehemaligen griechischen Bewohner. Aber im Laufe der Zeit kamen die Griechen wieder, setzten sich fest, kauften die trägen, ökonomisch zurückgehenden und numerisch sich gar nicht vermehrenden Türken aus. Heute ist Kydonies eine sehr ansehnliche, blühende und reiche Griechenstadt mit einem stattlichen, gut geleiteten Gymnasium. Dieser Vorgang ist typisch für den Westen Kleinasiens.

Nicht wenig haben auch zur Hebung des Wohlstandes in einzelnen Dorfschaften die deutschen archäologischen Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts beigetragen. Die griechischen und türkischen Erdarbeiter sind mäſsig, wie die Italiener. An der fünfjährigen Bloſslegung von Priene haben sich hauptsächlich die Bauern des benachbarten Griechendorfs Kelebesch beteiligt. Es ist jetzt ein schmucker, reinlicher Ort mit hübschen neuen Häusern, welche seine Einwohner aus dem Ertrag ihrer Arbeit errichtet haben. Ganz ebenso sind in Ajasuluk (Ephesus) durch die östreichischen Ausgrabungen zwanzig neue Häuser entstanden. In Palati, der versumpften Stätte des alten Milet, ist durch die von Dr. Wiegand gezogenen Ablaufgräben der Gesundheitszustand ein erheblich besserer geworden. Der Ort ist nicht mehr das hoffnungslose Fiebernest der früheren Zeit. Auch das benachbarte Ak-kiöi (weiſses Dorf), welches zahlreiche Arbeiter für die Ausgrabungen liefert, macht seinem Namen mit den zahlreichen frisch getünchten Neubauten Ehre. So ist durch die wissenschaftliche Thätigkeit der Deutschen und Östreicher in den Fluſsthälern des Kaystros und des Mäandros ein

verhältnismäfsiger Wohlstand eingekehrt, der hauptsächlich der griechischen Bevölkerung zu gute kommt.

Freilich hört man auch Klagen über die türkische Regierung. In Ephesus ist die Wasserleitung zerstört. Da ihre Herstellung Sache der Regierung wäre, unterbleibt sie, und infolge des ungesunden Wassers ist während des Sommers ein grofser Teil der Bevölkerung fieberkrank. Man sucht auch durch kleinliche, vexatorische Mafsregeln die Fortschritte der Griechen zu hemmen. Die griechische Gemeinde von Tire in Lydien hat ein beträchtliches Grundstück für ihren Friedhof gekauft; die türkische Regierung verbietet die Benutzung, da das Grundstück Wakf (islamitisches Kirchengut) sei, und so sind die armen Griechen gezwungen, ihre Toten wider alle Grundsätze der Hygiene mitten in der Stadt, in der Kirche zu begraben.

Die Griechengemeinden im Norden, in Pontus, und im Innern, in Pisidien, Lykaonien und Kappadozien, haben vielfach seit Jahrhunderten ihre Muttersprache verlernt und gebrauchen das Türkische als Umgangssprache. Ich lernte auf Halki eine griechische Dame aus Samsun (Amisos) kennen, die mit ihrem Töchterchen dort einen Sommeraufenthalt machte, aber nur Türkisch und kein Wort Griechisch verstand. Indessen seit fünfzig Jahren hat durch die Schulen eine mächtige Rückhellenisierung begonnen, und die jüngere Generation — wenigstens die Männer — spricht fliefsend griechisch. Besondre Freude machte mir die Unterhaltung mit zwei trefflichen griechischen Kaufleuten aus dem fernsten Osten, aus Konia und Nigde. Wenn man diese Männer mit ihrer frischen Entschlossenheit sah und von ihren mutigen Plänen hörte,

wie sie ihr Volk emporzubringen hofften, bekam man von dieser kräftigen, aufstrebenden Rasse einen überaus günstigen Eindruck und grofse Achtung vor ihr. Ernst Curtius hatte einmal bei einem Diner in Smyrna einen Toast ausgebracht, der in dem Satze gipfelte: Οἱ κάλλιστοι Ἕλληνες εἶναι ἔξω τῆς Ἑλλάδος (die besten Griechen sind aufserhalb Griechenlands). In Konstantinopel, in Tire, in Smyrna und sonst erregte ich mit diesem Bonmot allemal enthusiastische Begeisterung. Namentlich wurde an den Professoren von Athen nachgewiesen, dafs die bedeutendsten aus Adrianopel, Macedonien, Mitylene, Epirus, Kreta u. s. f. stammten. Als ich einwandte, der bekannte Philologe Kontos sei aber aus Amphissa in Lokris gebürtig, wurde mir entgegengehalten, sein Vater sei aus Epirus zugewandert. In den 28 Jahren meiner Abwesenheit hat das Griechische als Umgangssprache mächtige Fortschritte gemacht. Damals hatte noch das Italienische als lingua franca eine unbedingte Herrschaft ausgeübt in Konstantinopel, den Dardanellen und überall. In Smyrna waren alle Barkarolen Genuesen, ein unangenehmes und unverschämtes Volk. Das hat vollständig aufgehört. Auch nach dem Eingeständnis italienischer Seeleute ist das Italienische völlig zurückgegangen; seine Stelle nimmt nun das Französische ein. Alle Griechen, nicht nur die Gebildeten, auch die Leute aus dem Volke, sprechen französisch oder können sich wenigstens mit ein paar Brocken notdürftig verständlich machen. Es kommt hinzu, dafs auch die gebildeten Türken französisch sprechen, sodafs dieses nun wirklich die lingua franca in Konstantinopel und in Kleinasien geworden ist.

5. DIE GRIECHEN IN SMYRNA.

Eine ungewöhnlich lebendige, liebenswürdige und unternehmende Rasse sind die Griechen Kleinasiens, entschieden die Pioniere der Kultur in diesen durch die Eisenbahnen allmählich der Kultur sich erschliefsenden Landschaften. Das „Smyrna der Ungläubigen“ (Giaur Ismir) mit seiner weit überwiegend christlichen und speziell griechischen Bevölkerung ist der eigentliche Brennpunkt dieses anatolischen Hellenismus. War ich arbeitsfrei, besonders an Sonntagen, pflegte ich stundenlang im Bazar zu verweilen, weniger um zu kaufen, als um diese fröhliche, quecksilberne, in unaufhörlicher Bewegung befindliche Eichhörnchenbevölkerung näher zu studieren. Namentlich Griechen und Hebräer zeichneten sich durch eine ebenso grofse Lebhaftigkeit, als eine ganz kolossale Volubilität der Zunge aus, die ihresgleichen suchte und alle Gewölbe mit dem Rauschen eines tosenden Wasserfalls erfüllte. Sehr unterhaltend war auch namentlich Abends der Besuch des Früchte- und Fischmarktes, wo sich die kauflustige, für ihre Abendmahlzeit sorgende Menge drängte. Die Verkäufer verstehen, auf reizende Weise ihre Fische in flachen Körben symmetrisch zu gruppieren und ebenso hübsch die Früchte und Gemüse aufzubauen, sodafs schon der Anblick die Käufer heranlockt. Auf den Fischkörben und über den Früchteauslagen haben sie überall kleine Wachskerzen angebracht. Diese Orientalen haben einen angebornen Sinn für Anmut und Schönheit. Sehr lebendig ging es immer im Bazar bei den Kaufverhandlungen mit diesen Söhnen Merkurs zu. Gewöhnlich schlugen sie unverschämt vor; indessen das

störte meine Ruhe nicht; ich machte auch ihre Stoffe oder sonstigen Waren nicht herunter, sagte, alles sei sehr schön, aber im nächsten Gewölbe bekomme ich es billiger. Lachend und freundlich schieden wir; kaum hatte ich den Laden verlassen, so ruft mir der Verkäufer nach oder sein Pädí holt mich zurück. Sofort sind wir nach meinem Vorschlag handelseinig und scheiden als die besten Freunde. Ein Grieche, dem ich allerdings ein wenig zugesetzt hatte, meinte, so könne er gar nicht bestehen; er hätte mir die Tücher und Teppiche einfach zum Einkaufspreise überlassen und absolut keinen Gewinn gehabt. Ich kondolierte ihm von Herzen und wünschte ihm für die Zukunft bessere Geschäfte; schliefslich brachen wir beide über die rhetorische Komödie in ein Gelächter aus. Alle diese Leute sind natürlich geneigt, uns übers Ohr zu hauen; aber sie thun's mit so viel Liebenswürdigkeit und Grazie, dafs sittliche Entrüstung eigentlich nicht am Platze ist.

Eine heitere Erinnerung an Smyrna ist die Bekanntschaft eines waschechten Smyrnioten aus dem Volke, eines veritabeln Galgenvogels, aber gemütlichen netten Kerls, den ich an der Karawanenbrücke kennen lernte, Georgios Misirlis. Eines Sonntags Nachmittags hatte ich erst den Bazar besucht und war dann zur Karawanenbrücke gegangen, um das liebliche Dianenbad zu besuchen. Der Staub und der Sonnenbrand erregten Durst; die Kaffenia bei der Karawanenbrücke sind von einer bedenklichen Simplizität. Indessen das genierte mich nicht weiter: ich trat in eines derselben; vier raubvogelartige Gestalten safsen da „und spielten mit trüglichen Karten“ so andachtsvoll, dafs sie meinen Eintritt gar nicht

wahrnahmen und ich mich erst durch einen Zuruf bemerklich machen mufste. Auf meine Bitte um Kaffee stürzte einer der nur mit Hemd und Hose bekleideten Jünglinge hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, um mir den heifsen Trank einzugiefsen. Die schmutzigen Karten wurden beiseite gelegt, und nun gruppierte sich die ganze Räubergesellschaft um den unklugen Europäer, der sich in ihre Höhle gewagt hatte. Der eine, der sich als Kellner aufgethan, setzte sich ungeniert neben mich und fing an französisch mit mir zu parlieren. Er beschnupperte mit der Neugier dieser Leute mein Reisehandbuch; leider war es deutsch; aber nachdem er die Karte entfaltet hatte, fand er Gelegenheit, das Licht seiner Bildung und Gelehrsamkeit vor seinen Spiefsgesellen leuchten zu lassen; er zeigte auf die Hauptpunkte: Athènes: très bien; Constantinople: très bien; Salonique: très bien u. s. f. (offenbar sklavische Übersetzung des üblichen πολὺ καλά). Plötzlich fragte er: Ποῦ εἶναι ἡ 'Αμερίκα; (Wo ist Amerika?) Ich suchte ihm nun klar zu machen, dafs meine Karte des Ägäischen Meeres nicht bis zum westlichen Kontinent reiche. Sein Interesse für Amerika wurde erklärlich. Er fragte: Do you speak English? und erzählte, dafs er als Matrose nach Malta gekommen sei; von dort hatte er sich nach einer Stadt fern im Westen — Frisko heifse sie — verheuert. Aber er wurde krank, und der Arzt im Hospital erklärte ihn für zu jung zu solch anstrengender Reise. Seinen Namen Georgios Misirlis schrieb er in mein Reisehandbuch zum Staunen seiner Genossen in griechischer und lateinischer Schrift ein. Er war nun der Herr und bestellte mehrfach für uns Samierwein, den

ich natürlich bezahlen mufste; er war übrigens gut und lächerlich billig. Als ich nun aufbrechen wollte, meinte er: Ἄς κάμωμε περίπατον (Wir wollen einen Spaziergang machen). Ich war natürlich etwas verwundert über diese Unverfrorenheit, hatte aber, nachdem er sein Äufseres einigermafsen civilisiert hatte, nichts gegen seine Begleiterschaft einzuwenden. Wir kamen bei der Weinhandlung des Deutschen Handelsvereins vorbei. Mein Cicerone erklärte: Hier wohnt Kyrios Ignatios Müller und setzte andachtsvoll hinzu: Εἶναι πλουσιώτατος (Er ist schwerreich). Er war dort in Stellung gewesen; aber die Intriguen eines osmanischen Kollegen haben den unschuldsvollen Misirlis, der sich natürlich nie das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, aus seiner guten Stellung verdrängt, und nun mufs er sich ärmlich durchschlagen. Wir gelangten zum Stawros (der Kreuzung der Smyrna-Sardes- und der Smyrna-Aïdin-Bahn) und erfrischten uns in einem benachbarten entzückenden Orangengarten, wo zum Abschied der Wirt mir einen Zweig mit vier grünen Orangen schenkte. Auf dem Wege nach Hause kamen wir durch eine enge Gasse; mein Führer hielt vor einem erleuchteten Haus mit geschlossenen Jalousien, aus dessen Innerm Musik und Jubel männlicher und weiblicher Stimmen erscholl. Er war sehr verwundert, als ich keine Neigung bezeigte, diese ziemlich eindeutige Merkwürdigkeit Smyrnas zu besuchen. Es war dunkel geworden, und ich suchte einen Wagen. Der Edle wollte durchaus für mich unterhandeln, und ein Kutscher war bereit, „pour cent piastres“ die Fahrt zu unternehmen. Ich lachte ihn aus und nahm einen zweiten, der einen Viertelsmedjid[1])

1) 5 Piaster.

verlangte. Der Grieche war ganz verwundert; der erste Wagen sei schöner und nicht teurer gewesen. „Du schwätzest dummes Zeug.“ „Mais non! il a demandé le même.“ „Comment? il a demandé cent piastres.“ „Eh bien! un, deux, trois, quatre, cent.“ Da klärte ich nun den Trefflichen zu seinem Staunen über den Unterschied von cent (ἑκατόν) und cinq (πέντε) auf. Sich verabschiedend, meinte er, wir wollten bald wieder einen Spaziergang machen; ich war schwach genug, es ihm zuzusagen, mir in der Stille vornehmend, das zu vergessen. Indessen seinem Schicksal entrinnt man nicht. Am letzten Tage hatte ich Besuch im persischen Konsulat gemacht und ging nichts ahnend auf den nahen Kassababahnhof. Da kommt mir im Fez strahlenden Antlitzes und gut gekleidet mein Freund Georg Misirlis entgegen und meldet mit Selbstbewustsein, dafs er wieder eine soziale Stufe emporgestiegen sei; er ist Karozieris (Kutscher) geworden. Er wollte sofort mich als seinen Fahrgast ausbeuten. Wir verabredeten denn auf den Nachmittag eine Fahrt längs der Südküste des Golfs, nach Gestepe, die mir immer als besonders schön war geschildert worden. Alles verlief programmmäfsig; unterwegs erzählte er mir, er liebe sehr die Engländer. Die Königin hätte jetzt einen grofsen Krieg mit dem βασιλεὺς τῶν Μπούρων (dem König der Buren). Die Engländer hätten in Smyrna schon zahlreiche Leute angeworben; er wolle auch mit. Ich riet ihm entschieden ab. Erstens seien die Buren kein Königreich, sondern eine freie Dimokratia, gegen welche ein hochgesinnter Hellene nicht fechten solle. Auch bekäme er zwar als englischer Söldner gute Nahrung, aber viel Prügel, und

den dortigen Anstrengungen sei er nicht gewachsen. Das schlechteste Leben in Smyrna sei besser als das beste in England. Er begriff das und schlug mir dafür vor, als mein Diener mich nach Athen zu begleiten; es kostete viel Worte, diesen neuen Vorschlag einem so projektenreichen Kopfe auszureden. Er riet mir nun, den Rückweg durch die Agora (Bazar) zu nehmen, was mir in Anbetracht der Enge der Gewölbe und der Menschenmenge etwas bedenklich vorkam. Allein mein Rosselenker setzte seinen Willen durch. So viel Schimpfworte und halbunterdrückte Flüche haben sich niemals über mein schuldloses Haupt ergossen, als während dieser unvernünftigen Fahrt durch den Bazar, wo kaum für Kamele und Menschen, geschweige denn für Karossen genügend Raum ist. Und das Verhängnis nahte mit raschen Schritten. An einem Kreuzungspunkte, wo drei Strafsen in einander einmündeten, stiefs er mit zwei beladenen Karren zusammen, und rückwärts ausweichend geriet er in die Auslage eines türkischen Mehlhändlers. Die Glasscheiben klirrten, und im Nu sammelte sich um unsren Wagen eine wütende Volksmenge, an ihrer Spitze der geschädigte Kaufmann. Mein armer Karozieris wurde an den Beinen ziemlich unsanft vom Bock heruntergerissen; doch da erschien die Polizei, hieb die erregten Staatsbürger auf die Köpfe; Ruhe trat ein, und ein Thatbestand wurde aufgenommen. Wir konnten ungehindert abfahren. Als ich ausstieg, fragte ich meinen Kutscher, ob er seinen Namen habe angeben müssen. Er bejahte es. „Mufst Du zahlen?“ „Ich werde alles bezahlen“, und dabei liefen dem armen Burschen die dicken Thränen über die Backen herunter. „Wie

viel mufst Du denn bezahlen?" „Δέκα γρόσσια"' (zehn Piaster = 1 Mk. 60 Pfg.) sagte er unter Schluchzen. Nun, dem Manne konnte geholfen werden. Bald sauste er mit verklärten Zügen von dannen.

Als ich dieses Erlebnis einem griechischen Freunde erzählte, war er mäfsig von meinem Berichte erbaut und sagte: „Das werden sein die Anekdoten, die sie werden erzählen in Europa von unsrem Volke, und Sie werden machen die Griechen lächerlich!" Nun, ich hoffe, dafs er mir darum nicht gram sein wird, wenn ich dieses Erlebnis mit dem Smyrnioten der Öffentlichkeit nicht vorenthalte.

II. DIE SPANISCHEN JUDEN.

Mit vielen Typen der ethnographischen Musterkarte, welche der Padischah mit eiserner Rute weidet, bin ich in keine oder, wie z. B. mit Bulgaren, Arnauten, Persern, Tsiganen u. s. f., nur in so oberflächliche Berührung gekommen, dafs ich mich eines persönlichen Urteils über diese interessanten Nationalitäten durchaus enthalten mufs. Einigermafsen lernte ich dagegen in Smyrna die Spaniolen kennen. Die spanischen Juden sind bekanntlich durch die Frömmigkeit der katholischen Majestäten und durch den Thatendrang der heiligen Inquisition ihrem iberischen Heimatland, das sie seit der Westgoten- und Araberzeit in dichten Scharen besiedelt hatten, entfremdet worden. Die Unglücklichen wanderten nach den afrikanischen Raubstaaten und nach dem Reiche des Grofstürken aus, wo sie in Smyrna, Aïdin und zahlreichen andern Städten einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung, in Saloniki sogar die gute Hälfte (75 000 von 150 000 Einwohnern) bilden. Diese spanischen Juden, die sogenannten Sephardim, unterscheiden sich von den Aschkenasim, den deutschen und polnischen Juden, als eine besondre Rasse. Sie behaupten — natürlich eine ganz unbegründete Tradition — von den Judäern abzustammen, während die deutschen Juden die Nachkommen des geringwertigen

galiläischen Mischvolkes sein sollen. Jedenfalls sind aber die spanischen Juden eine kräftige und ungewöhnlich schöne Menschenrasse. Die Männer sind meist gut gewachsene schlanke Gestalten mit einem sehr sympathischen Gesichtsausdruck. Wenn man am Sabbat durch Balat, das dem Phanar benachbarte Judenquartier Stambuls, flaniert, freut man sich des Anblicks der feiertäglich gekleideten Bevölkerung. Unter den Greisen sieht man wahre Prachtgestalten mit kühngeschnittenem Profil, in langem, milchweifsem Bart, der auf den gelbseidnen, durch einen roten Gürtel zusammengehaltenen Kaftan hinabfliefst, eigentliche Patriarchentypen. Es ist ein aufserordentlich betriebsamer und fleifsiger Stamm; die meisten leben trotzdem in sehr dürftigen Verhältnissen, ein schlagender Beweis für die grofse Ehrlichkeit, für die sie auch berühmt sind. Der verstorbene Humann erzählte mir, dafs er sein Geld bei einem spanischen Geldwechsler zu deponieren pflege, weil diese Leute die zuverlässigsten seien. Wie alle Völkerschaften, besitzen auch die Juden in Smyrna ihr Sonderquartier, das sich eben nicht durch grofse Reinlichkeit auszeichnet. Ansteckende Krankheiten in der Stadt sollen, wie mir von amtlicher Seite versichert wurde, allemal ihren Ursprungsherd im Judenviertel haben. Aber liebenswürdige Menschen bleiben sie trotzdem. Ein köstliches Exemplar dieser Rasse lernte ich in meinem Lustradschi (Stiefelputzer) Joshua Yarhi kennen, einem hochbegabten Burschen, der geläufig sechs Sprachen redete, und um den es jammerschade war, dafs die bittere Armut seiner Familie ihm keine bessere Erziehung ermöglichte. Durch seinen muntern Witz nahm er mich sehr für sich ein und durch die un-

widerstehlich komische Art, mit der er seinen Kunden schmeichelte: „Monsieur est si bon; tout le monde l'aime!" „Mais Josué, vous mentez effrontément; personne ne me connaît!" „Parole d'honneur! moi je ne parle que la pure vérité! moi qui connais toute la ville, je sais ce qu'on pense de vous." Er besafs in hohem Mafse das, was die Franzosen drôlerie nennen; dabei erwies er sich als ein vorzüglicher Führer bei meinen Geschäftsgängen, der auch mit kleinem Lohn stets zufrieden war. In einem Falle zeigte er die Mäfsigkeit seiner Rasse. Als ich ihm einmal ein Glas Limonade anbot, von der ich annahm, dafs sie koscher sei, dankte er, trotzdem es sehr heifs war: „Cela n'est rien pour nous; c'est pour les gens riches; nous sommes contents, si nous avons à manger." Ein schöner Zug ist auch die strenge Religiosität dieser Juden. Während sonst der Quai und die Frankenstrafse von ihnen wimmeln, sind sie am Sonnabend wie durch einen Zauberschlag alle verschwunden; dieser Tag gehört bei Alt und Jung nur dem Gottesdienste. Diese Religiosität ist bei den Juden wie bei den Türken entschieden eine der Wurzeln ihrer Kraft.

III. DIE ARMENIER.

1. DIE ARMENIER IN DEN AUGEN EUROPAS.

Es ist zum voraus ein vergebliches Unternehmen, einem gerechten und billigen Urteil über die unglückliche armenische Nation zum Durchbruch zu verhelfen. Die Voreingenommenheit gegen dieselbe ist in der öffentlichen Meinung eine zu grofse und wird von den zahlreichen Orientbesuchern, welche, selbst befangen, das Land sich ansehen, aufs redlichste genährt. Ein so verdienter Kenner von Land und Leuten wie Rohrbach vermag mit seinen Anschauungen, die durchweg das Richtige treffen, nicht durchzudringen. Im besten Falle hört man uns Armenierfreunde geduldig und freundlich an und denkt im Stillen: Mit den türkischen drakonischen Mafsregeln ist es den Armeniern ganz recht geschehen; sie haben erhalten, was ihre Thaten wert waren, diese Gauner, Betrüger und Wucherer. Hierbei passiert den also Urteilenden eine kleine Denkkonfusion. Ihr Hafs konzentriert sich auf den armenischen Handelsstand. Die Wucht der türkischen Metzeleien hat aber in erster Linie den grundbraven armenischen Bauernstand getroffen, jene fleifsigen, gänzlich unpolitischen und nichts weniger als betrügerischen Menschen, welche Moltke christliche Türken

genannt hat. Das Los dieser bescheidenen und nichts weniger als wucherischen Leute ist ein schreckliches gewesen. Ein deutscher Arzt, welcher seit langem in der Türkei ansässig und entschieden kein Armenierfreund ist, sagte mir, er habe die Vilajets Wan, Charput und Bitlis durchreist. Der Anblick sei ein furchtbarer. Überall sieht man nur die Ruinen der verbrannten und ausgemordeten Dörfer. So müsse Deutschland nach dem dreifsigjährigen Kriege ausgesehen haben. Jahrzehnte würden vergehen, ohne dafs es möglich sei, die frühere Blüte herzustellen. Eine Hauptschuld trifft auch hier wieder England, welches zuerst die unvernünftige armenische Aktionspartei ermunterte und der Nation die Errichtung eines suzeränen Fürstentums nach der Analogie des Libanon vorspiegelte, aber nachher die Armenier in schmachvoller Weise im Stiche liefs. Da hat die vielgeschmähte französische Regierung Napoleons III. nach den greuelvollen Christenschlächtereien von Damaskus anders ehrenhaft gehandelt. Damals war aber auch die ganze öffentliche Meinung Europas aufs furchtbarste erregt, und doch sind damals nur 11 000 Maroniten und Syrier getötet worden, gegen die ungeheuren Massen, die während der armenischen Greuelperiode geblutet haben, eine lächerlich geringe Zahl. Man höhnt sehr thöricht über den militärischen Spaziergang Napoleons und vergifst, dafs damals noch die Humanitätsgedanken, wie sie das XVIII. Jahrhundert geboren, eine Macht waren. Dagegen heute, im Zeitalter des Realismus, bewundern wir die in Abdul-Hamids Schlächterscenen sich manifestierende Kraft. Die Gleichgültigkeit, mit der unsre Regierungen diesem Volksmord zugeschaut haben, ist ein

deutlicher Beweis der immer sieghafter um sich greifenden moralischen Dekadenz unsrer Generation. Das ist eine brutale Thatsache, die man bedauern, die man aber nicht ändern kann, und mit der man rechnen mufs.

2. DIE ARMENISCHEN KAUFLEUTE.

Aber warum sind denn die Armenier so verhafst? Der Hauptgrund ist der Merkantilismus der armenischen Rasse. Die Armenier sind geborne Kaufleute. Ihre Gewandtheit und Verschmitztheit in allen Geschäften sind hervorragend. Die meisten kaufmännischen Unternehmungen im Osten von Kleinasien sind in ihren Händen. Sie besitzen eine ungewöhnliche Elastizität und wissen sich in alle Verhältnisse zu fügen. Der armenische Handelsmann sucht rücksichtslos nur seinen Vorteil. Er nutzt den wirtschaftlich Schwachen erbarmungslos aus. Sind die andren kommerziell genial veranlagten Nationen, Engländer, Amerikaner und Juden, darin viel besser? Man kann den Hafs der Türken und andrer Völker verstehen; er stammt aus einem ähnlichen Beweggrund, wie bei uns der Antisemitismus. Aber dieselben Menschen, welche über die Judenabschlachtungen durch die wirtschaftlich mifshandelten Stadtbürger zur Zeit des schwarzen Todes blutige Thränen vergiefsen und sich nicht genug über die geistige Finsternis des XIV. Jahrhunderts aufregen können, finden im XIX. Jahrhundert dasselbe summarische Verfahren gegenüber den Armeniern ganz in der Ordnung. Wie so oft, heifst es auch hier: Si duo faciunt idem, non est idem.

Es ist nicht zu leugnen, der armenische Händler teilt mit dem osteuropäischen Schacherjuden viele seiner Unarten. Auch den reichen Grofskaufleuten fehlt ein gewisser höherer Zug. Ein hochgestellter Armenier sagte mir selbst, jenen grandiosen Gemeinsinn der Griechen suche man bei seinen schwerreichen Landsleuten in Konstantinopel und Smyrna vergebens. Selten haben sie so grofsartige Werke wissenschaftlicher, humaner oder patriotischer Art geschaffen, wie die reichen Griechen es gethan haben. Der begüterte Armenier scharrt vielfach nur das glänzende Metall zusammen. Es fehlt ihm der nationale Gemeinsinn. Aber es ist eine Ungerechtigkeit, wegen dieser bei einzelnen Individuen sich findenden Fehler über den gesamten Handelsstand oder vollends über die ganze Nation schonungslos den Stab zu brechen. Ein wohlunterrichteter, im Orient ansässiger Deutscher bezeichnete auch die Erziehung der geretteten armenischen Waisen in Deutschland als ein Unglück, weil sie dadurch ihrem heimischen Boden und nationalen Gedankenkreis entrissen würden. Diese Armenier widmeten sich herangewachsen wohl ausnahmslos dem Handelsstand, und da sie nun das deutsche Geschäft von Grund aus kennen, würden sie, in den Orient zurückgekehrt, bei ihrer Bedürfnislosigkeit bald die ohnehin auf schwachen Füfsen stehende deutsche Konkurrenz in Konstantinopel und Smyrna lahm legen. Indessen die meisten dieser Waisen werden ja in Brussa, Urfa u. s. f., also in der Heimat, erzogen. Sodann, ist es denn ein so schlimmes Verbrechen, wenn der Armenier für gewisse Geschäfte gröfsere Begabung als andre Nationen entwickelt? Man kann ihnen so wenig als den Juden verbieten

gescheit zu sein. Unbequem mag dies den andren ja bisweilen werden.

3. DIE WIRTSCHAFTLICHEN FOLGEN DER ARMENIERMORDE.

Vorläufig hat man in Konstantinopel durch die Armeniermorde nur erreicht, dafs die Geschäfte überhaupt nicht gehen. Es herrscht allgemeine Geldklemme in Pera. Europäer und Griechen klagen aufs bitterste über die völlige Geschäftslosigkeit. Geld ist auch zu hohen Zinsen absolut nicht zu bekommen, seit die Armenier weg sind. Niemand will seine Kapitalien in dortigen Unternehmungen wagen. Diese Klagelieder habe ich nahezu täglich gehört. Ein ungarischer Gewerbtreibender, ein wohlhabender Mann, gesellte sich einst zu uns, als wir Abends in üblicher Weise auf der Strafse vor dem Café safsen. Plötzlich wurde Feueralarm gemacht. Die Löschmannschaften kamen herangestürmt. Jedes Quartier hat seine freiwillige Feuerwehr. In fliegender Eile und mit grofsem Geschrei toben sie durch die Strafsen; sie kündigen sich an als „die tüchtigen Bursche von Tschiraghi Hasan, von Kodscha Mustafapascha u. s. f.“, je nach den Namen ihrer Quartiere. Alle sind weifs uniformiert. Einer trägt eine Laterne, vier eine Löschpumpe, in die sie die gestohlenen Sachen legen. Denn „die tüchtigen Bursche“ sind ein ganz verworfenes Zigeunergesindel, das sich aus den untersten Schichten des Stambuler Pöbels, den Fruchtverkäufern und sonstigen fliegenden Händlern der mohammedanischen Bevölkerung, rekrutiert. Aber auch viele griechische und armenische Voyous schliefsen sich an, da ein

solcher Brand eine vorzügliche Gelegenheit zu allerhand bedenklichen Manipulationen ist. Einst, wie unser Gewährsmann erzählte, brach in einem Hutgeschäft Feuer aus. Im Nu war das Geschäft geleert; denn die biedere Löschmannschaft stülpte sich Mann für Mann ein oder zwei Hüte auf den Kopf und verschwand unter den schützenden Fittichen der Nacht. Neben diesen freiwilligen Feuerwehren giebt es auch ein starkes offizielles Pompierscorps, welches von der Regierung gebildet worden ist. Dasselbe ist ganz europäisch organisiert und hat einen Ungarn zum Leiter. Diese Mannschaft ist mit allen den modernen Anforderungen entsprechenden Gerätschaften ausgerüstet und funktioniert ganz vortrefflich. Sobald diese kommen, atmen die bedrohten Hausbesitzer auf. Militär sperrt die Strafsen ab, und das freiwillige Diebsgesindel wird ferngehalten. Diese letztern Kerle sehen wahrhaft unheimlich aus; alle tragen grofse Stöcke; mit diesen schlugen sie die Armenier tot.

Plötzlich kam eine neu heranrasende Bande ganz nahe an uns vorbei. In üblicher Weise waren die Stühle und Tische des Cafés bis weit in den Strafsendamm hinausgestellt. Da stiefs ein solcher Löschmann einen friedlich seines Weges gehenden Arbeiter so unsanft an, dafs er gegen ein benachbartes Tischschen flog, an dem vier Herren safsen. Eine Wasserkaraffe und die Tassen flogen in Scherben zu Boden. Der Arbeiter war vollkommen schuldlos, wie alle Anwesenden bezeugten. Natürlich war der Übelthäter längst verschwunden. Der Wirt, der den Schaden hatte, und der Kellner kehrten lautlos die Scherben zusammen. Unser Gewährsmann sagte zu uns: Sehen Sie, das sind die Banden, welche die Armenier ermordet haben. Ein

Wink von oben, ein bifschen Energie der Polizei, und nichts wäre geschehen. Aber die Sache war eine von oben gewollte. Er erzählte uns, dafs er als Arbeiter in seinem Geschäft acht Armenier gehabt habe. Während der Massacres versteckte er diese in einen Holzkeller, zu dem er allein den Schlüssel hatte, und eigenhändig versorgte er sie mit Lebensmitteln. Dreimal erschienen die Türken und verlangten nach seinen Armeniern Er erklärte, dafs sie entwichen seien, und als die Kerle nachsuchen wollten, trat er ihnen — er ist ein herkulisch gebauter Mann — mit solcher Energie und Schärfe entgegen, dafs sie brummend abzogen. Nachher verschaffte er den Unglücklichen östreichische Pässe, sodafs sie Pera verlassen konnten. Besonders fanatisch war die niedere persische Bevölkerung. Er mufste selbst mit ansehen, wie diese fürchterlichen Menschen selbdritt unmittelbar vor seiner Wohnung einen armenischen Geistlichen in der scheufslichsten Weise tot stachen. Wer diese Greuelscenen gesehen, wird den Eindruck nicht mehr los. Alle Geschäfte, fuhr er fort, sind seit den Massacres tot. Niemand hat mehr Geld. In der ganzen Stadt jammert man darüber. Das hat der Sultan davon. Man lebt eben unter Wilden; da will niemand sein Geld riskieren. Er meinte, er wäre längst fortgezogen, wenn er nur könnte; aber die vielen bösen Schuldner fesseln ihn an den Boden von Pera.

Am wenigsten sind bei diesen Blutthaten die unierten Armenier in Mitleidenschaft gezogen worden, weil sie meist unter dem starken Schutze irgend einer Grofsmacht stehen. Aber ein hochstehender Dignitär der unierten armenischen Kirche gestand mir nicht ohne eine gewisse verlegene Beschämung ein: „Der

Grund ist, weil wir nicht so patriotisch sind, wie die andren Armenier“.

SCHLUSS.

Ein furchtbarer moralischer Druck lastet auf der unglücklichen armenischen Nation. Aber, wie ich schon einmal andeutete, die traurigen Ereignisse des vergangenen Jahrzehnts haben die verschiedenen christlichen Völker, vorab die Griechen und die Armenier, einander näher gebracht. Man gewinnt im Orient den Eindruck, als wenn die alten Unterscheidungslehren, welche im Mittelalter die Völker spalteten, allmählich der Vergessenheit anheimfielen, und als ob eine neue Zeit reinerer Religiosität anbräche. Mit dem Erwachen des politischen Geistes im vergangenen Jahrhundert ist auch das Nationalgefühl erstarkt. So berechtigt diese Neubelebung des volkstümlichen Geistes ist, in dem Nationengemengsel Östreich-Ungarns und vollends in den Balkanstaaten mit ihrem ebenso fanatischen als lächerlichen Nationalitätenhader, der seine widerlichste Gestalt in Bulgarien angenommen hat, ist die grofse und erhabene Idee zum Zerrbild und zur Karikatur geworden. Es wirkt unwiderstehlich komisch, wenn man sieht, wie die slawischen Gelehrten sich aufs hitzigste darüber herumstreiten, ob gewisse Kantone Ostmacedoniens serbisch oder bulgarisch seien. Die Bevölkerung selbst weifs es nicht. Man sieht, wie gewaltig diese völkerabsperrenden Schranken sind. Diese nationale Verbitterung, welche die einzelnen Balkanstaaten zerklüftet, ist ein Beweis für die politische Inferiorität der heutigen, in den Einzelstaaten herrschenden Generation. Vielleicht wird aber das

neue Jahrhundert ein neues Geschlecht und neue Männer ans Ruder bringen, welche sich nicht in erster Linie als Serben, Bulgaren, Griechen, Rumänen u. s. f. fühlen, sondern welche in der Weise der Vorzeit das alte Banner des orthodoxen Glaubens wieder aufrichten. Wenn es möglich wäre, in diesem so siegreichen Zeichen wieder eine Solidarität der christlichen Balkanvölker zustande zu bringen, so wäre das ein Element von welthistorischer Kraft und würde eine glänzende Zukunft für diese so reichbegabten Völker verbürgen. Wenn sich aber die einzelnen Nationen und Natiönchen immer mehr in den unerquicklichen und geradezu selbstmörderischen Bruderfehden festbeifsen, dann ist ihr Schicksal besiegelt; sie haben sich über kurz oder lang als „Kulturdünger“ irgend einem gröfsern Ganzen anzuschliefsen. Die grofsserbischen, grofsbulgarischen und grofsrumänischen Träume sind noch viel unsinniger als die grofsgriechischen; denn sie haben nicht — oder doch nur in sehr beschränktem Mafse — als Entschuldigungsgrund die unauslöschliche Erinnerung an eine glanzvolle Vergangenheit geltend zu machen. Doch ich glaube nicht, dafs die Freunde dieser Völker mit ernster Besorgnis in die Zukunft zu blicken haben. Dieselben haben in den beiden letzten Generationen durch die immer intensivere Aneignung der westeuropäischen Kultur so machtvolle Fortschritte im Geistesleben und in ihrer gesamten Gesittung gemacht, dafs die Hoffnung nicht ausgeschlossen ist, sie werden allmählich die Kinderkrankheit des Nationalitätenhaders überwinden und ohne Aufgabe des ethnischen Selbstbewufstseins, aber in einträchtigem Wirken mit ihren rechtgläubigen

Glaubensbrüdern in das Mannesalter des fruchtbaren politischen Wirkens übertreten. Diese Völker, noch vor hundert Jahren verachtete Rajas, nahezu unbekannt für den gebildeten Europäer, sind heute immer mehr unsre gleichberechtigten Brüder geworden, und immer mehr möge das grofse Wort in Erfüllung gehen:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.




WIDENER
BOOK DUE
APR 14 1981
CANCELLED
APR 1981


tt 3109.00.3
idener Library
004950089
3 2044 091 729 871